www.e-rara.ch

Naturgeschichte und Abbildungen der Säugethiere

Schinz, Heinrich Rudolf

Zürich, 1824

Zentralbibliothek Zürich

Shelf Mark: NS 13 l F

Persistent Link: https://doi.org/10.3931/e-rara-28066

Des Thierreichs erster Band.

www.e-rara.ch
Die Plattform e-rara.ch macht die in Schweizer Bibliotheken vorhandenen Drucke online verfügbar. Das Spektrum reicht von Büchern über Karten bis zu illustrierten Materialien – von den Anfängen des Buchdrucks bis ins 20. Jahrhundert.

e-rara.ch provides online access to rare books available in Swiss libraries. The holdings extend from books and maps to illustrated material – from the beginnings of printing to the 20th century.

e-rara.ch met en ligne des reproductions numériques d'imprimés conservés dans les bibliothèques de Suisse. L'éventail va des livres aux documents iconographiques en passant par les cartes – des débuts de l'imprimerie jusqu'au 20e siècle.

e-rara.ch mette a disposizione in rete le edizioni antiche conservate nelle biblioteche svizzere. La collezione comprende libri, carte geografiche e materiale illustrato che risalgono agli inizi della tipografia fino ad arrivare al XX secolo.

Nutzungsbedingungen Dieses Digitalisat kann kostenfrei heruntergeladen werden. Die Lizenzierungsart und die Nutzungsbedingungen sind individuell zu jedem Dokument in den Titelinformationen angegeben. Für weitere Informationen siehe auch [Link]

Terms of Use This digital copy can be downloaded free of charge. The type of licensing and the terms of use are indicated in the title information for each document individually. For further information please refer to the terms of use on [Link]

Conditions d'utilisation Ce document numérique peut être téléchargé gratuitement. Son statut juridique et ses conditions d'utilisation sont précisés dans sa notice détaillée. Pour de plus amples informations, voir [Link]

Condizioni di utilizzo Questo documento può essere scaricato gratuitamente. Il tipo di licenza e le condizioni di utilizzo sono indicate nella notizia bibliografica del singolo documento. Per ulteriori informazioni vedi anche [Link]

Visual Library

BIBLIOTHEK
DER
NATURFORSCHENDEN
GESELLSCHAFT
IN
ZURICH.

Der
Naturforschenden Gesellschaft
in Zürich
durch Vermächtniss geschenkt
von
Dr. Rudolf Heinrich Schinz,
Professor.
1862.

NATURFORSCHENDE
GESELLSCHAFT
IN ZÜRICH.

[illegible] Lasche hatte eine schwärzliche Binde vorne
und eine schwarze Spitze über dem oberen Flügel. Über dem
Schildchen befindet sich ein 2 linige spitze Querbinde
[illegible] und eine breite dunkle Binde über die Flügel, welche
[illegible] Fall nicht ganz durchgehend. Die Füße [illegible] Beine und Bauch
sind [illegible] Die Fühler [illegible] Schaft [illegible] Wurzel
eine [illegible] Spitze [illegible] Die Fühler [illegible] Beine [illegible] Bauch
[illegible] Fühler [illegible] Beine [illegible] Bauch [illegible] Wurzel

Ich habe schon verschiedene Jahre den Mangel an passenden
Bücher empfunden, die sich in den Händen unserer Jugend nicht un-
bedenklich machen, die mir wichtig ist, um das Leben Christi, und seine
Lehre gründlich, wie sie vor der ganzen Welt Zeugniß ist und
Rechenschaft zu geben. Die meisten Bücher dieser Art
sind alle dort zu beschränkt.. Vorzüglich wünsche
Freund wir ein gutes Buch Empfehlung, wie dem Druck wie auch
Lehrmeister Zeugniß der Christen Religion und wie Rath wo
wir einen einzelnen Fund anschaffen. Oft haben sonst
auch diese Jahre einen bittern Mangel und so können doch auch
die Bücher nicht mehr verbreiten, und die schönen einzelnen
Bücher durch sehr und hingeworfen sich sie den Empfindenden
zu verschaffen, die sie wünschen, daß sie nicht gehindert werden
und sonstigen sich mehrere daß sie so gut besorgt werden und ein-


NATURHISTORISCHE
ABBILDUNGEN
DER
SAEUGETHIERE
LITHOGRAPHIRT
VON
C I. BRODTMANN.
ZÜRICH
MDCCCXXIV.

NS 13

Naturgeschichte

und

Abbildungen

der

Säugethiere.

Nach den neuesten Systemen zum gemeinnützigen Gebrauche entworfen, und mit Berücksichtigung für den Unterricht der Jugend bearbeitet

von

H. R. Schinz, Med. Dr.,

Lehrer der Naturgeschichte, und Mitglied mehrerer gelehrten Gesellschaften.

Nach der Natur und den vorzüglichsten Originalien gezeichnet und lithographirt

von

K. J. Brodtmann.

Des Thierreichs erster Band.

Zürich,
in Brodtmanns lithographischer Kunstanstalt.
1824.

NATURFORSCHENDE
GESELLSCHAFT
IN
ZURICH.

Vorrede.

Das gegenwärtige Zeitalter hat unstreitig durch die Forschungen so vieler ausgezeichneter Männer, in Hinsicht der Entdeckungen über naturhistorische Gegenstände, ungemeine und riesenhafte Fortschritte gemacht. Selbst während den Stürmen der unsern Welttheil so schwer drückenden Revolution, wurden diese Fortschritte nicht nur nicht unterbrochen, sondern im Gegentheil immer vorzüglicher betrieben. Deutsche, französische, holländische, englische und schwedische Naturforscher wetteiferten mit einander, und Reisen zur Erforschung der Länder, vorzüglich auch in dieser Hinsicht, wurden nach allen Gegenden der Erde von Männern unternommen, welche in den besten Schulen gebildet, mit brennendem Eifer sich allen Gefahren und Beschwerden unterzogen, um neue Entdeckungen zu machen. So hat sich die Zahl der bekannten Naturkörper in der kurzen Zeit von zwey Decennien beynahe um die Hälfte verdoppelt. Länder wurden den Forschern eröffnet, deren so reiche Schätze eine mißtrauende und übelverstandene Politik bis dahin ganz verborgen hatte. Erst jetzt lernte man die weiten Länder der neuen Welt, mit ihren großen Flüßen, zahllosen Pflanzen und Thieren besser kennen, wozu Humboldt und Bonpland den ersten, mächtigsten Anstoß gaben. Afrika wurde zwar nicht durchreist, aber eine Menge, wenn schon oft unglückliche Versuche, ins Innere dieses Landes vorzudringen, haben uns Bruchstücke geliefert, aus welchen sich schon eine Menge Thatsachen aufstellen lassen, welche den Reichthum dieses Welttheils an neuen noch unbekannten Pflanzen und Thieren eher ahnen lassen, als erschöpfen. Asiens weite Länder sind theilweise genauer erforscht worden, aber China, Japan, Thibet, und manche an die englischen Besitzungen stoßende Länder, so wie die von wilden Horden bewohnten Gegenden zwischen Persien und dem türkischen Reiche, Kurdistan, Afganistan und andere, harren immer noch auf kenntnißreiche Reisende, welche die fast unübersteiglichen Schwierigkeiten, die sich denselben entgegensetzen, zu überwinden verstehen. Dagegen sind uns die Schätze Javas, Sumatras und der reichen Sundinseln überhaupt näher bekannt geworden. Neuhollands blaue Berge sind nicht nur überschritten worden, sondern eine Landstraße führt nun über dieselben, und so ist ein neuer Schritt geschehen, die Erzeugnisse dieses wunderbaren Welttheils bekannt zu machen. Die Reisen nach den Polarländern haben, wenn auch bisher alle ihren Zweck nicht erreichen konnten, doch uns mit den, obschon nicht zahlreichen, aber dennoch nicht weniger merkwürdigen Producten dieser öden Gegenden näher bekannt gemacht, als es bisher der Fall war. Selbst die in Süden gelegenen, längst schon vermutheten, Südpolarländer sind zum Theil entdeckt worden. So mußte eine unbegreifliche Menge neuer Gegenstände aller drey Reiche bekannt werden, und damit auch wichtige Aenderungen in den Ansichten und Systemen der Naturforscher entstehen. Das Mineralreich hat zwar auch viele neue Gattungen und Arten erhalten, aber das Gesetz der Natur zeigt sich noch immer bestätigt, daß mit dem Leben und der Organisation auch die Zahl und Menge der Geschöpfe wächst, und die Zahl der bekannten Mineralien, gegen die Zahl der Pflanzen und Thiere, gar nicht in Vergleichung treten kann. Dagegen behauptet, ungeachtet der großen Menge bekannt gewordener, großer und kleinerer Thiere, selbst die microscopischen mitgerechnet, das Pflanzenreich noch immer den Vorzug in der Menge der

Arten und Gattungen. Dennoch aber wurden durchaus neue Eintheilungen für die Thiere nöthig. Man studierte nicht blos das Aeußere, sondern man bemühte sich auch das Innere der Thiere besser kennen zu lernen, und den innern Bau als Haupteintheilungsgrund zu benutzen. So erlitt das früher allgemein angenommene Linnéische System nach und nach solche Veränderungen, daß es nichts mehr von seinem vorigen Ansehen beybehalten hat. Man bildete neue Classen, neue Ordnungen, neue Gattungen, von denen solche, welche bey Linné nur eine Art ausmachten, jetzt aus einer Menge Arten bestehen. Die ältern Gattungen wurden oft so aus einander gerissen, daß man ihre Bruchstücke kaum mehr auffinden kann. Die Liebe für diese göttliche Wissenschaft wurde immer allgemeiner, ihre Verbindung mit andern inniger, damit auch ihre Anwendung manigfaltiger und ins Leben der Menschen selbst eingreifender.

Allenthalben bilden sich Museen, allenthalben entstehen Privatsammlungen, welche bald diesen bald jenen Theil der drey Reiche befassen, und so muß die Masse der Kenntnisse überall sich vermehren.

Diese vermehrten Kenntnisse haben uns auch mehr mit der Vorwelt bekannt gemacht, und so wie der menschliche Geist es gewagt hat, mit Glück die Bahnen der Gestirne zu berechnen, und sich über diese Erde, die er jetzt bewohnt, mit seinen Gedanken zu erheben, so hat sich ihm auch, zum Theil wenigstens, der Schleier gehoben, welcher über die Ereignisse der frühern Zeiten unsers Erdballs schwebte. Kein geschriebenes Buch konnte ihm darüber Auskunft geben, aber das Buch der Natur schloß sich dem Forscher mehr auf, und es ist dem Fleisse desselben bereits gelungen, die Thiere und Pflanzen der Vorwelt mit denen der Jetztwelt zu vergleichen, und ihre Aehnlichkeit oder Abweichung zu bestimmen.

Man hat endlich einzusehen angefangen, daß Sammlungen nicht bloße Spielereyen müßiger Köpfe, sondern das wahre und einzige Mittel seyen, die Größe des Schöpfers und die weise Einrichtung der Dinge, die innige Verkettung der Wesen, näher kennen zu lernen. Kenntniß der einzelnen Gegenstände giebt uns erst den Schlüssel zum Ganzen. Nichts steht einzeln für sich allein in der Natur da, jedes Wesen hat seine Beziehung auf andere, jedes steht mit andern in Verbindung. Nicht das geringste Insect ist umsonst vorhanden, es hat seinen angewiesenen Platz in der Schöpfung, und Nutzen und Schaden eines jeden, berechnet blos der eigennützige Mensch in Beziehung auf sich und seine Oekonomie.

Lange wurde das höhere Studium der Natur auf eine schwer zu entschuldigende Weise vernachläßigt, und wird es auch jetzt noch auf den meisten Unterrichtsanstalten. Man kann sich die Sache wohl blos dadurch erklären, daß der höhere Unterricht auf Schulen und Lyzeen von Geistlichen oder andern geleitet wird, welche selbst den Gegenstand nicht kennen, und ihn, in seiner höhern philosophischen Tendenz, gar nicht zu schätzen wissen. Wo ist aber wohl ein Studium, welches, neben der Mathemathik und Astronomie, so sehr den Kopf zu erhellen vermöchte, als das Studium der Naturkunde. Die materielle Geschichte der Vorwelt und Jetztwelt öffnet sich vor den Augen des Forschers, und so wie ihn die Astronomie die Körper jenseits unsers Planeten in einem Lichte darstellt, welches ihm die Größe und Unendlichkeit Gottes des Schöpfers und Lenkers dieser unzählbaren Welten, unwidersprechlich vor Augen legt, so zeigt ihm die Naturkunde den Bau, das Leben und die Vertheilung aller Geschöpfe auf dieser Erde. Sie belehrt ihn, wie alle Theile derselben, vom ewigen Eise der Pole bis zum Aequator, den verschiedenen organischen Wesen, nach weisen und unveränderlichen Gesetzen, zum Wohnorte angewiesen worden sind, wie das Leben überall und allenthalben verbreitet, wirksam und thätig sich zeige, wie die Lebenskraft, zwar unerkannt in ihrem Wesen, unerforschlich in ihren Ursachen, doch jeder Form des Lebens beywohne, jedem Körper Bewegung und inneres Leben verleihe. Mit Staunen wird der Forscher gewahr, wie sehr dieses Leben sich in tausend und tausend Gestalten vervielfältigt. Jeder Tropfen des unermeßlichen Oceans, welcher die Erde umspühlt, jeder kahle Fels, welcher sich aus seinen Fluthen erhebt, ist bewohnbar und bewohnt.

Mit unwidersprechlichen Thatsachen beweist uns das Studium der Natur, daß unsere Erde schon einmal, ja wohl schon mehrere male, bewohnt war, daß unbekannte Revolutionen alle frühern Bewohner der Erdrinde auf einmal vertilgten. Diese Bewohner waren theils den jetzigen Bewohnern der Erde ähnlich, theils wichen sie von ihnen ab, und einige erreichten eine Größe, wie sie ihre nächsten Verwandten der jetzigen Schöpfung nicht mehr erreichen.

Eben diese Thatsachen zeigen uns unwidersprechlich, daß das Alter der Erde wohl höher hinauf reiche, als zu den 6000 Jahren, die man gewöhnlich dafür annimmt. Sie läßt uns ahnen, daß der Mensch ein Gebilde der jetzigen Schöpfung sey, und in der Vorwelt neben jenen Säugethieren gar nicht lebte.

Diese Erdrevolutionen wurden mehr durch Wasser als durch Feuer hervorgebracht, aber beyde Ursachen mögen gleich mächtig gewirkt haben. Die letzte größte Erdrevolution scheint aber hauptsächlich durch Wasser entstanden zu seyn; davon sind allenthalben Spuren genug vorhanden, in dem veränderten Lauf der Flüsse, in den ausgetrockneten Seebetten, in den zerrissenen Klüften der Gebirge, und in den Trümmern derselben, welche oft weit von dem ersten Standort hinweg geschleudert wurden. Die Meere traten über ihre Ufer und bedeckten die Festländer. Noch jetzt findet man ja ganze Wälder in der Erde vergraben, und höchst wahrscheinlich sind die Steinkohlen Ueberreste früherer Pflanzenformationen, da man in ihnen nicht nur noch die Ueberreste von sehr verschiedenartigen Pflanzen, sondern auch von größern Landthieren findet.

Wenn wir aber auch durch das Studium der fossilen Ueberreste die sichere Ueberzeugung erlangen, es habe eine frühere Schöpfung bestanden, so haben wir dagegen auch nicht die geringste Anzeige, wie und wann diese Wesen, welche jetzt die Erde bewohnen, entstanden seyen, ob sie auf einmal oder nach und nach, und durch welche Kräfte sie hervorgerufen wurden? Darüber giebt uns die Schöpfungsgeschichte, wie sie Moses darstellt, wohl einige Deutungen, wenn er erzählt, wie Gott aus dem Chaos die neue Erde hervorgerufen, und, nachdem sie einmal den Fluthen entstiegen, mit Pflanzen und Thieren, und endlich zuletzt mit dem Menschen bevölkert habe. Moses selbst läßt also den Menschen das letzte Geschöpf seyn, welches erschaffen wurde. Wahrscheinlich hat er seine Schöpfungsgeschichte theils aus Ueberlieferungen, welche bey seinem eigenen Volke aufbehalten worden waren, theils nach egyptischen und indischen Sagen niedergeschrieben. Dem denkenden Menschen aber eröffnet sich durch das höhere Studium der Natur, ein unermeßliches Feld, seine Gedanken müssen sich mit der Vorwelt und Jetztwelt beschäftigen und seine religiosen Ideen erhalten dadurch selbst einen höhern Schwung.

Wenn aber das Ganze mit umfassendem Blick betrachtet werden soll, so muß man erst die einzelnen Theile näher kennen, aus welchen diese große Maschine der Schöpfung, diese große Kette belebter und unbelebter Wesen, besteht. Diese Kenntniß soll uns die Naturbeschreibung und Naturgeschichte lehren, sie soll uns mit unsern Mitbewohnern auf dieser Erdrinde gleichsam vertrauter machen; dazu dient vorerst die genaue Betrachtung der Gegenstände selbst in der Natur. Da nun aber diese nicht immer möglich ist, und man dazu weite Reisen machen müßte, so dienen uns Sammlungen, und da diese nicht immer zu haben, oder zu kostbar sind, gute und getreue Abbildungen, welche deren Stelle vertreten. Der Abbildungen haben wir zwar nun sehr viele, aber man möchte wohl sagen, der größte Theil seyen nur elende Bilderchen, und nur auf Wohlfeilheit, nicht aber auf Treue berechnet, und wenn auch zuweilen die eine oder andere Abbildung erträglich ist, so klebt dem Text noch allzu oft der Fehler an, daß darin falsche Nachrichten, oder Uebertreibungen nachgeschrieben werden, welche das Lesen zwar anziehender, aber nicht so nützlich machen. Zwar ist die Zeit vorbey, wo Raff die Thiere, zur großen Belustigung der Kinder, selbst ihre Geschichte erzählen, und Geschichten und Mährchen ausschmücken läßt, welche oft eben so lächerlich und unwahrscheinlich sind, als die Sprache der Thiere. Selbst durch diese, und noch viel bessere, und sonst alle Achtung verdienende Schriften, haben sich viele übertriebene Erzählungen von den intelectuellen Fähigkeiten der Thiere, noch immer bis auf unsere Zeiten

fortgepflanzt, und sind immer wieder nachgeschrieben worden. Eine auf reine Thatsachen begründete Volksnaturgeschichte, ist daher noch immer ein wahres Bedürfniß, und eine Reihe von naturgetreuen und dabey wohlfeilen Abbildungen, kann wohl neben der Menge der schlechtern und theurern mit Ehren auftreten. Ohne ins Gebiet der Fabeln und Ausschmückungen einzutreten, bleibt noch immer Stoffs genug, mit Thatsachen höchst angenehm und belehrend zu unterhalten, und Vorurtheile und Irrthümer zu verdrängen, welche immer und unter allen Umständen schädlich sind.

Die bessern Abbildungen der Thiere sind größtentheils durch den Eifer der neuen französischen Naturforscher zu Stande gekommen, und übertreffen die ältern Bilderwerke weit an Treue und Richtigkeit der Zeichnung; da sie aber gewöhnlich in großen Prachtausgaben erscheinen, so sind sie für den Privatmann viel zu theuer. Noch haben wir kein neues deutsches Werk, das sich bemüht hätte, aus den neuen vorzüglichsten Werken das Beste und Merkwürdigste zu sammeln, und die Gattungen der Thiere systematisch geordnet in gut gezeichneten und doch wohlfeilen Bildern zu liefern.

Herr Brodtmann, durch verschiedene lithographische Arbeiten bekannt, hat sich entschlossen, zu den neuern Eintheilungen der Thiere Abbildungen herauszugeben, nach welchen es leicht werden sollte, die Gattungen und ihre spezifischen Charactere näher zu erkennen. Vorerst wird er mit den Säugethieren beginnen, und von jeder Gattung derselben nach Cüviers Handbuch und der Uebersetzung von Schinz, eine oder mehrere nach der Natur oder den besten Werken gezeichnete Abbildung in Steindruck herausgeben, und das Ganze Heftweise folgen lassen.

Zur Erläuterung hat es der Unterzeichnete übernommen, über jedes vorkommende Blatt, also über jede Gattung, einen etwas ausführlichen Text zu bearbeiten, in welchem der Gattungs-Character und die intelectuellen und übrigen Eigenschaften der Thiere bemerkt werden sollen; er hofft dadurch dem Ganzen einen bedeutendern und wissenschaftlichern Werth zu verschaffen.

Zürich, im Januar 1824.

Schinz, Med. Dr.,
und Professor der Naturgeschichte und Physiologie.

Einleitung.

Organische Körper nennen wir diejenigen, welche aus einzelnen bestimmten Theilen oder Organen bestehen, durch deren harmonisches Zusammenwirken die Erhaltung des Ganzen bezweckt wird, bey welchen immer das Ganze auf die einzelnen Theile und die einzelnen Theile auch wieder auf das Ganze Einfluß haben.

Organische Körper haben die Eigenschaft, sich selbst zu erhalten, und sich fortzupflanzen; dazu erfordert es Leben. Was eigentlich das Leben sey, wissen wir nicht, aber seine Aeußerungen kennen wir, und diese Aeußerungen leiten uns auf die Gesetze, welchen der belebte Körper unterworfen ist.

Jedes organische Wesen ist also auch belebt, und jedes belebte Wesen ist fortdauernden, nach gewissen Gesetzen eintretenden, Veränderungen unterworfen. Der belebte Körper steht nie still; von einer kleinern Masse dehnt er sich zu größerer aus, bis er die, jeder Art bestimmte, Größe erreicht hat. Dann erst erhalten seine einzelnen Theile eine größere Festigkeit, welche endlich in Härte übergeht, und den natürlichen Tod zur Folge hat. Der Tod ist also das Ende alles dessen, was lebt, und eine nothwendige Folge des Lebens. Aber der Zeitpunkt, wo er eintritt, ist, nach den verschiedenen belebten Wesen, unedlich verschieden. Nach dem Tode lösen sich die Theile, aus welchen der Körper besteht, nach den Gesetzen der chemischen Verwandtschaft, in ihre Urbestandtheile auf; dies heißt Verwesung. Das Leben, die Lebenskraft allein, war es also, was die Theile zusammenhielt, die Auflösung verhinderte.

Alle belebten Körper haben in gewisser Hinsicht ähnlichen Bau; alle bestehen aus festen und flüßigen Theilen. Das Gewebe der festen Theile besteht aus netzförmigen Maschen und Zellchen, welche durch Fibern und Plättchen gebildet werden, und diese Zellchen erhalten in ihren Räumen die flüßigen Theile. Aber die Formen, welche diese festen Theile annehmen, sind unendlich verschieden. Die Organisation ist das Resultat einer großen Zahl von Zusammenwirkungen, welche die Bedingungen des Lebens ausmachen; sobald diese Zusammenwirkungen aufhören, muß auch das Leben aufhören, welches nur durch diese harmonischen Thätigkeiten bestehen kann.

Die Lebenskraft übt über die Materie, über die Elemente, aus welchen der belebte Körper zusammengesetzt ist, eine solche Herrschaft aus, wodurch die Gesetze der chemischen Verwandtschaft ganz anders modificiert werden, als wir sie außer dem Leben antreffen. Das Leben ist gleichsam ein erzwungener Zustand, bedingt durch das Wirken der Lebenskraft, welche an sich gestaltlos und unsichtbar ist, aber in jeder Gestaltung sich äußert, welche die Organisation annimmt. Das Entstehen der organischen Wesen ist das größte Geheimniß der Natur, in welches der Geist der Sterblichen noch nicht hat eindringen können. Immer sehen wir nur das schon Gebildete, nie das sich Bildende. Aber das wissen wir, daß die belebten Wesen immer von ähnlichen hervorgebracht werden müssen. Die Entstehung eines belebten Wesens setzt also immer das Daseyn eines andern voraus. Die Zeit der Entstehung der ersten organischen Wesen jeder Art scheint die Zeit der Schöpfung zu seyn, wir können sie also nicht mit Bestimmtheit angeben, und man hat keinen sichern Beweis, daß die Verschiedenheit, welche unter den organischen Wesen der jetzigen Schöpfung statt findet, je anders gewesen sey, und jene Veränderungen der Wesen, wie sie einige Naturforscher angenommen haben, scheint eine durchaus grundlose Hypothese zu seyn. Es giebt also gewisse Urformen, welche sich von Anfang der Schöpfung an gleich geblieben sind, und diese sind es, welche wir Gattungen und Arten nennen.

Die organischen Körper theilen sich in Pflanzen und Thiere. Die ersten haben keine willkührliche Bewegung; überall findet man an ihnen nichts, was einen Willen, eine innere, höhere, geistige Kraft anzeigt; die Lebenskraft ist das einzige, was in ihnen thätig ist. Bey den Thieren hingegen ist Willen vorhanden, und dieser setzt schon eine zusammengesetztere Organisation voraus. Die willkührliche Bewegung erforderte wesentlich verschiedene Einrichtungen bey den Thieren. Der Ortsbewegung fähig, konnten die Thiere nicht durch Wurzeln aus dem Boden ihre Nahrung ziehen, sie mußten eine innere Höhle haben, dieselbe aufzunehmen, und mit sich zu tragen, also einen Magen; dieser ist daher ein wesentlicher Charakter des Thieres; aus ihm dringen die nährenden Säfte in die übrigen Theile des Körpers durch Poren oder Gefässe, welche als innere Wurzeln zu betrachten sind. Die Nahrungssäfte erforderten wieder andere Organe zu ihrer Umarbeitung und Verwandlung in die Säfte des Körpers; die Bewegung aber hängt wieder von andern Organen ab, welche wir Muskeln nennen, und so bildet also der thierische Körper eine viel zusammengesetztere, mit mehr Organen versehene Maschine, als der Pflanzenkörper, und er ist um so zusammengesetzter, je mehr er mit jenen höhern Eigenschaften, welche wir Geisteseigenschaften nennen, versehen ist. Dazu erfordert es des Hirns und der Nerven.

Je nach dem der Bau nun zusammengesetzter oder weniger zusammengesetzt ist, je nach dem hat man auch die Thiere in verschiedene Classen eingetheilt; die Classen enthalten Ordnungen, die Ordnungen Familien, die Familien bestehen aus Gattungen, und die Gattungen endlich aus Arten.

Die Hauptcharactere, nach welchen man die Thiere in den neuern Zeiten eingetheilt hat, beziehen sich hauptsächlich auf die thierischen Verrichtungen der Empfindung und Bewegung, denn diese bestimmen so zu sagen das Wesen der Thierheit. Nach diesen Grundsätzen nimmt man vier große Abtheilungen des Thierreichs an. Bey der ersten dieser Formen, welche den Menschen und die Thiere, welche ihm an Bildung am meisten gleichen, in sich begreift, ist das Hirn und Rückenmark, als die Hauptorgane der höhern oder geistigen Verrichtungen, in einer Knochenhöhle eingeschlossen, welche vom Schedel und dem Rückengrath gebildet wird. Der letztere ist der Stützpunkt, die Säule, an welcher alle übrigen Knochen befestigt sind, welche das Hauptgerüste des Körpers bilden. Vom Hirn und Rückenmark aus laufen weiße, markige Faden oder Verlängerungen nach allen Theilen des Körpers, man nennt sie Nerven; durch die Nerven aber werden die Theile reitzbar und empfindlich. An den Knochen sitzen die Muskeln, wodurch die einzelnen Glieder in Bewegung gesetzt werden können. Die Thiere dieser Abtheilung nennt man daher Wirbelthiere, weil man die Stücke, woraus der Rückgrath besteht, Wirbel nennt. Sie haben alle rothes Blut, bey den einen ist es warm, bey den andern kalt; alle haben ein muskuloses Herz und das Blut macht durch die Gefässe einen einfachen oder doppelten Kreislauf, in dem es immer vom Herzen aus, und wieder dahin zurück kehrt. Sie haben meist alle fünf Sinnen, wie sie der Mensch hat. (Säugethiere, Vögel, Fische, Reptilien.)

Bey der zweyten Hauptform findet sich kein knöchernes Gerüste, die Muskeln sind an der Haut befestigt, welche als eine zarte Hülle den Körper einhüllt. Es fehlt das eigentliche Hirn, und nur Nerven sind vorhanden, welche von einem Hauptstamm, der am Schlunde liegt, entstehen. Sie haben kein rothes Blut, sondern blos einen weißlichen oder blaulichen Saft, der aber doch auch circuliert; also haben sie auch ein Herz und Athmungsorgane. (Weichthiere, Ringelthiere.)

Die dritte Form ist die der Insecten und Würmer; auch bey diesen bemerkt man noch Nerven, welche längs dem Bauche liegen. Die Hülle ihres Körpers ist mehr oder weniger hart, und durch Falten in Ringe getheilt, der Körper aber hat an seinen Seiten gegliederte Füße, wodurch er bewegt wird. Sie haben keinen Kreislauf der Säfte, also auch kein Herz. Die Kinnladen, wenn solche vorhanden sind, stehen an der Seite des Kopfes. Man kann sie Gliederthiere nennen.

Die vierte Form umfaßt endlich alle Thiere, welche unter dem Namen Pflanzenthiere bekannt sind, man kann sie auch Strahlenthiere nennen, da die Organe ihrer Bewegung alle um einen gewissen Centralpunkt liegen, von welchem sie gleichsam strahlenförmig abgehen. Sie nähern sich an Einfachheit den Pflanzen, haben weder deutliche Nerven, noch deutliche Sinne, und statt aller Verdauungsorgane einen blinden Sack. Die letzten Familien dieser Abtheilung zeigen nichts als eine bewegliche und empfindliche, gleichartige, gallertartige Masse.

Die erste Klasse der Wirbelthiere machen die Säugethiere aus, und diese sind es, mit welchen sich diese Hefte beschäftigen werden. Man stellt diese Thiere immer an die Spitze der Thierwelt, weil sie die meisten Fähigkeiten und die feinsten Sinne besitzen. Ihre Organisation ist die zusammengesetzteste von allen.

Säugethiere nennt man diejenigen Thiere, welche lebende Junge gebären, und ihnen als erste Nahrung Milch aus ihren Brüsten geben. Die meisten gehen auf vier Füßen, da die größte Zahl dazu bestimmt ist, auf der Erde zu gehen. Einige können sich aber auch mit Hilfe ihrer verlängerten Glieder in die Luft erheben und geschickt springen; andere sind dagegen ganz zum Aufenthalt im Wasser geschaffen, und die Hinterfüße sind in einen wahren Fischschwanz vereinigt, die vordern aber sind floßenförmig.

Der Schedel ist aus Knochen gebildet, und diese schließen eine Höhle ein, welche das Hirn enthält, das mit dem Rückenmark in Verbindung steht. Das große Hirn der Säugethiere giebt ihnen unter allen Thieren die größten Geistesfähigkeiten, durch welche sie ihre Handlungen je nach den Umständen einrichten können.

Sie haben rothes, warmes Blut, einen doppelten Kreislauf, daher auch ein Herz mit zwey Kammern und zwey Vorkammern, aus welchen das Blut durch den ganzen Körper und durch die Lungen strömt; sie athmen alle durch vollkommene Lungen, auch diejenigen, welche immer im Wasser leben; diese müssen daher von Zeit zu Zeit an die Oberfläche kommen, um zu athmen. Die meisten haben eine Stimme, welche jedoch, beim Menschen ausgenommen, nicht so vielfach ist, als bey den Vögeln.

Der Körper ist bey allen, ausgenommen bey den Wallfischen, welche im Wasser allein leben, mit Haaren bedeckt.

Alle Säugethiere haben zwey Kinnladen, eine obere, welche unbeweglich ist, und eine untere bewegliche. Weit aus die meisten haben Zähne, deren Bau ganz nach der Nahrung des Thieres sich richtet. Die Säugethiere kauen daher ihre Speisen, und sind die einzigen Thiere, welche eigentlich kauen. Der Bau der Zähne und die Organe der Bewegung sind die Hauptkennzeichen, nach welchen die Unterordnungen der Säugethiere eingetheilt werden. Man kann aus dem Bau der Backenzähne vorzüglich erkennen, welche Hauptnahrung ein Thier genieße. Um Fleisch zerreißen zu können, müssen dieselben scharf und sägenförmig gezähnt seyn. Soll dagegen das Thier Körner kauen, so müssen die Backenzähne glatte Kronen haben, und die Kinnladen müssen einer Seitenbewegung fähig seyn, um zermahlen zu können. Alle Säugethiere mit hornigen Fußumhüllungen sind Gras fressend und haben glatte und gereifte Backenzähnkronen, da ihre Füße ihnen nicht Geschicklichkeit geben, eine lebende Beute zu fassen. Die Thiere mit Klauen genießen dagegen mehrfache Nahrung.

Erste Ordnung der Säugethiere.

Zweyhändige oder Menschen.

Der Mensch bildet eine eigene Gattung, und diese Gattung bildet eine besondere Ordnung. Der Mensch ist, nach dem Verstande des Menschen, das Ideal der thierischen Schöpfung auf dieser Erde, und wird daher oben an das Thierreich gestellt, da man ihn, ungeachtet seiner vielen Vorzüge, nicht von den übrigen Thieren trennen kann. Allein eben diese vielen vorzüglichen Eigenschaften machen es sehr nothwendig, aus seiner Gattung eine eigene Abtheilung zu machen.

Der Mensch hat eine ganz besondere Bildung, durch welche er fähig wird, aufrecht zu gehen, was kein anderes Thier thun kann. So sehr der menschliche Fuß dem der Affen sich zu nähern scheint, so sehr ist er von demselben verschieden. Er ist breit, der Schenkel steht scheitelrecht auf demselben; die Sohle ist unten aufgeschwollen, die

Zehen sind kurz und können sich nur schwer biegen; der Daum ist länger und dicker als die andern Zehen, daher kann der Fuß nicht wie bey den Affen als Hand gebraucht werden, er soll blos den Körper tragen, der Mensch kann damit nichts erfassen, und nicht klettern. Dagegen ist die Hand besser, als die keines andern Säugethieres, zum Fassen und Ergreifen der kleinsten Gegenstände geschickt, und in den Fingern ist das Organ des Gefühls durch eine große Menge von Nerven verbreitet. Diese Fußbildung giebt also dem Menschen die Grundlage zum festen Stande; die Muskeln, welche Fuß und Schenkel bekleiden, sind sehr stark, daher Waden und Hinterbacken vorspringender, als sonst bey keinem Thiere. Die Biegemuskeln der Unterschenkel setzen sich höher oben am Oberschenkel fest, daher kann das Knie sich ganz gerade strecken. Das Becken ist breiter, besonders beym weiblichen Geschlecht, als bey keinem andern Säugethier; dadurch kommen die Schenkel oben weiter auseinander, und der ganze Rumpf erhält eine pyramidalische Form, welche zum Halten des Gleichgewichtes sehr bequem ist. Der Kopf steht in scheitelrechter Richtung auf der starken Wirbelsäule, und hält dem Rumpf das Gleichgewicht, da sein Einlenkungspunkt unter die Mitte seiner Masse vorgerückt ist, der dagegen bey den Säugethieren immer mehr nach hinten steht. Der Mensch kann eben dieser Bildung wegen, mit dem besten Willen, nicht geschickt auf allen Vieren gehen; sein Fuß ist zu unbiegsam, sein Schenkel zu lang, das Knie reicht daher fast bis auf die Erde, die Schultern stehen zu weit auseinander, die Arme kommen zu weit über die Mittellinie des Körpers hinaus zu stehen, und unterstützen daher den Körper schlecht; die großen Sägemuskeln, welche bey den vierfüßigen Thieren den Körper wie an einem Gurt zwischen die Schulterblätter aufhängen, sind kleiner als an irgend einem andern Thiere. Der Kopf ist schwerer, wegen der Größe des Hirns und der Knochenhöhlen der Schedelknochen, und seine Muskeln sind zugleich zu schwach, um den Kopf hängend zu erhalten; der Mensch kann daher aus allen diesen Gründen nur mit Mühe den Kopf in der Linie der Muskelsäule tragen, wobey aber die Augen unterwärts zur Erde sehen, und der Mund nach unten und hinten steht. Die zum Kopfe gehenden Blutgefässe theilen sich nicht in so viele Aeste, wie bey den meisten Säugethieren, das Blut strömt in Menge und mit Kraft zum Kopfe, und sammelt sich, wenn derselbe nach vorn hängt, an, und somit könnten leicht Schlagflüsse entstehen.

Also ist der Mensch einzig zum aufrechten Gange geschaffen, dazu ist alles vortrefflich eingerichtet, so behält er den freyen Gebrauch seiner Hände und kann damit Dinge verrichten, wie kein anderes Geschöpf, und die Lage seiner Sinnesorgane macht ihn zu den feinsten Wahrnehmungen fähig.

Diese Hände, schon ihrer Lage wegen sehr vortheilhaft zum Gebrauche, sind es nicht weniger durch ihren Bau. Der Daum ist länger nach Verhältniß als bey den Affen; alle Finger, mit Ausnahme des Ringfingers, können jeder für sich bewegt werden, welches bey keinem andern Thier der Fall ist. Die Nägel bedecken nur den Rücken der Fingerspitze und geben denselben beym Fühlen und Betasten einen Wiederhalt, ohne der Feinheit desselben etwas zu nehmen, und die Hand faßt leicht auch die feinsten Gegenstände. Die Arme haben an dem breiten Schulterblatt eine gute Befestigung, wozu auch die starken Schüsselbeine beytragen.

Die Muskelkräfte des Menschen stehen dagegen denen der Thiere sehr nach. Er kann weniger schnell laufen, als die meisten Säugethiere; Zähne und Nägel dienen ihm nicht als Waffen, und unter allen Thieren bedarf er die längste Zeit, ehe er, von Geburt an, sich selbst helfen kann. Allein diese Schwäche hat für ihn den Vortheil, daß er dadurch gezwungen wird, die innern Kräfte desto mehr zu entwickeln, und seinen Verstand zu Hilfe zu nehmen, der ihm jene Schwäche vielfach ersetzt.

Die großen Hirntheile, welche entwickelter als bey keinem andern Thiere sind, sind vorzüglich die Organe, in welchen die höhern Geistesfähigkeiten ihren Sitz haben. Schon die äußere Wölbung des Schedels zeigt die Größe des Hirns, während im Gegensatz das kleine Gesicht ankündigt, daß der den äußern Sinnen zukommende Theil des Nervensystems, nicht auf Kosten der für die Seelenkräfte bestimmten, vergrößert ist. Dennoch stehen diese Sinnen im Ebenmaß mit dem übrigen Körper, und sind im Ganzen feiner, als bey keinem andern Thiere.

Die Stimmorgane des Menschen haben eine vorzügliche Biegsamkeit. Er allein unter allen Säugethieren kann artikulierte Laute von sich geben, wozu die Beweglichkeit der Lippen, und die Form des Mundes hauptsächlich beytragen. Die Sprache ist einer der Hauptvorzüge des Menschen, welche ihn zugleich mit der Vernunft zum Beherrscher der übrigen Thiere erhoben hat.

Der ganze Bau des Menschen, selbst die Lage des Herzens und der großen Gefässe, zeigen die Bestimmung desselben zum aufrechten Gange, und dieser scheint ihm alle seine geistigen und körperlichen Vorzüge zu geben. Es ist daher lächerlich, wenn man glaubt, der Mensch sollte eigentlich auch auf vier Füßen gehen, wie die übrigen Säugethiere.

Nach dem Bau der innern Theile scheint der Mensch mehr zur Pflanzennahrung, als zur Nahrung aus dem Thierreich geschaffen, und Obst, Wurzeln und saftige Pflanzentheile scheinen dem Körper am angemessensten. Seine Hände geben ihm die Leichtigkeit, solche Körper zu sammeln, die kurzen Kinnladen, die mäßige Stärke, welche sie besitzen, und die höckerigen Mahlzähne gestatten ihm weder Gras abzumähen, noch Fleisch zu zerreissen. Allein da der Mensch durch seine Vernunft Mittel genug hat, auch das Fleisch so zu zubereiten, daß er es genießen kann, da er ferner durch eben diese Vernunft die Thiere zu fangen weißt, so kann er sich aller lebenden Wesen zur Nahrung bedienen, und diese Eigenschaft macht ihn geschickt, alle Theile der Erde zu bewohnen, indem er auch in den kalten sich durch Feuer und Kleider vor der Kälte schützt, und jedes Land ihm entweder aus dem Pflanzenreich oder aus dem Thierreich Nahrung darreicht. Der Mensch hat sich daher auch über die ganze Erde verbreitet, und kann selbst da leben, wo keine Pflanze mehr dem fast immer gefrornen Boden entkeimt, wenn nur noch Thiere vorhanden sind. Ganze Völkerschaften leben daher fast ausschließlich von Fleischnahrung, während andere ausschließlich von Pflanzen leben, welche ihnen ein wärmerer Wohnplatz in hinreichender Menge darbietet. Nicht umsonst hat die Natur die saftigsten Früchte, das köstlichste und verschiedenartigste Obst, für die warmen Climate bestimmt; sie sind dem Menschen dort weit zuträglicher als Fleischnahrung, welche letztere dagegen in den kalten Gegenden der Gesundheit angemessener ist. In jedem Lande, welches der Mensch bewohnt, sind die Erzeugnisse verschieden, und jedes weißt der Mensch zu benutzen, und die ganze irdische Schöpfung, vom einfachsten Wesen bis zur himmelanstrebenden Palme, vom kleinsten Insect bis zum gewaltigen Elephanten und dem mächtigen Wallfisch, ist dem Menschen unterworfen und kann von ihm benutzt werden. Bey seinem eigentlich schwachen Körper hat der Mensch eine Schmiegsamkeit, in jede Lage, in jedes Clima sich schicken zu können, wie sie kein Thier hat, und die Thiere selbst, welche er sich zu Gefährten erwählt hat, müssen ihm helfen seine Bedürfnisse befriedigen und unbedingt seinen Befehlen gehorchen; ja er hat sie mit sich in ganz andere Climate gebracht, als diejenigen sind, welche diese Geschöpfe ursprünglich bewohnen.

Das menschliche Weib gebiert gewöhnlich nur ein Kind, und nur auf zweyhundert Geburten fallen Zwillinge. Drillinge sind schon viel seltener, auf zehntausend Geburten nur einmal, und Vier- oder Fünflinge kommen unter einer Million Geburten kaum einmal vor, und sind die höchste Zahl. Man hat aber fast kein Beyspiel, daß solche Kinder lange gelebt hätten.

Nach der Geburt ist das Kind durchaus unfähig sich selbst fortzuhelfen, es kann weder stehen noch gehen, nicht einmal sitzen. Mit der Geburt erst tritt das Athemholen ein, und auch bey der sorgfältigsten Behandlung wird das zarte Leben des Säuglings überall von Gefahren bedroht, welche ihm die ungewohnten Umgebungen bereiten. Die äußern Sinneswerkzeuge entwickeln sich nur allmählig, und mit ihnen, doch noch langsamer, die Seelenkräfte des Kindes. Zuerst entwickelt sich das gröbere Gefühl und der Geschmack; nach einigen Tagen erst wirkt das Licht auf die Augen, und das Gehör wird in Thätigkeit gesetzt. Das Gesicht wird nach und nach ausdrucksvoller, die untern Gliedmassen wachsen sehr stark; und mit jeder Woche, mit jedem Monat, sieht man Wahrnehmungsvermögen, Aufmerksamkeit, Erinnerung, Begierden sich entfalten. Anfangs schläft das Kind mehr als es wacht; nach und nach dauert das Wachen länger, das Kind fängt an zu spielen: Ein Trieb, den es fast mit allen jungen Säugethieren gemein hat. Bald aber fangen die höhern, dem Menschen vorzüglich eigenen, Eigenschaften sich zu entwickeln an. Das Kind fängt an zu lächeln, und Freude, Ungeduld, Anhänglichkeit an gewohnte Personen, sind die ersten Spuren der erwachenden Hirnthätigkeit, welche mit dem Festerwerden des Hirnes immer mehr zunehmen, immer deutlicher und anhaltender werden.

Die Muttermilch ist in den ersten Monaten die einzige ganz passende Nahrung, und sie ersetzt in einer andern Form die frühere Verbindung mit der Mutter. So wie aber nach und nach die Verdauungswerkzeuge stärker werden, erfordert es auch eine solidere Nahrung. Dazu bedarf das Kind der Zähne, und diese brechen gewöhnlich

nach dem sechsten Monat in bestimmter Ordnung hervor, oft etwas früher, oft auch später. Solcher Zähne, welche man Milchzähne nennt, sind zwanzig. Sie sind zarter und schwächer als die folgenden, und fallen im siebenden oder achten Jahre fast in der Ordnung wieder aus, wie sie gekommen sind, indem sich zuerst der dritte Backenzahn auf jeder Seite, als der erste bleibende zeigt; die übrigen wachsen in Zellen unter den ersten, drücken die Wurzeln derselben, so, daß sie keine Nahrung mehr erhalten, locker werden und endlich ausfallen, und so entstehen nun nach und nach zwey und dreißig Zähne, nemlich vier Vorderzähne und zwey Eckzähne, welche aber nicht länger als die übrigen sind; dann fünf Backenzähne oder Mahlzähne auf jeder Seite in beyden Kinnladen. Das letzte Paar der hintersten Backenzähne kommt oft erst im zwanzigsten Jahre, oft später; diese Zähne nennt man daher Weisheitszähne.

Nach dem Ausbruch der Zähne lernt nun auch das Kind mit Hilfe seiner stärker gewordenen Muskeln und der festern Knochenbildung, nach langer Uebung endlich den aufrechten Gang, gewöhnlich am Ende des ersten Jahres. Im zweyten Jahre entwickelt sich nach und nach der zweyte Vorzug des Menschen, die Sprache. Das härter gewordene Hirn behält die Eindrücke länger, Gedächtniß und Beurtheilungskraft entwickeln sich. Das Kind merkt sich Werte und ihre Bedeutung, die Gedanken sind lebhaft, das Handeln rasch, doch ohne Ueberlegung, und unbekannt mit Gefahren, handelt das Kind immer nach dem ersten Eindruck. Freude und Traurigkeit wechseln schnell; die Begierden sind heftig, und fordern ungestüm Befriedigung. Das Wachsthum geht rasch. Diese erste Periode des Lebens dauert bis ins siebende Jahr.

Ihr folgt die Periode des Knabenalters, das Wachsthum ist weniger rasch, die Milchzähne fallen aus, die neuen Zähne erscheinen. Der Körper ist saftvoll und weich, bey beyden Geschlechtern abgerundet, weiblich. Die Seelenfähigkeiten sind sehr entwickelt; treu und stark das Gedächtniß; lebhaft die Einbildungskraft; heftig die Leidenschaften, zwar mit wenigem zufrieden, aber immer nach Neuheit und Abwechslung strebend. Diese Periode dauert bis ins dreyzehnte oder sechszehnte Jahr, länger beym Knaben, kürzer beym Mädchen, und gegen ihr Ende ist der Körper schön entwickelt, und das Ganze von jugendlicher Kraft und Munterkeit beseelt.

In der dritten Periode entwickeln sich jene merkwürdigen Veränderungen, welche den Geschlechtsunterschied bezeichnen. Die Gesichtszüge des Knaben werden männlicher, die Muskeln ausgedrückter, der Charakter ernster, die jugendlichen Spiele verleiden. Die Phantasie ist lebhaft und stark; das Leben zwar sorgenlos, aber Ueberlegung und Beurtheilungskraft treten immer mehr hervor; die Stimme verändert sich. Auch beym Mädchen wird die Stimme voller, die Phantasie thätiger, doch bleibt das Kindische länger. Die Leidenschaften sind beym Knaben wild und stürmisch, kühn tritt er der Gefahr entgegen; die Jugend schäumt, das Leben braust. Der Jüngling strebt die Schranken des bürgerlichen Lebens zu durchbrechen, die Welt ist ihm zu enge, die Handlungen rasch und unüberlegt; heiter ist die Zukunft, beglückt die Gegenwart. Kriegerische Uebungen, das Geräusch der Waffen, Lärm und tolle Streiche vergnügen am meisten. Die Formen des Körpers sind kühn, voll Stärke und Kraft.

Beym Mädchen ist der Character mehr leidend und biegsam, anmuthig, munter und lebhaft. Liebe zum Putz und zu Tändeleyen sind die vorherrschenden Leidenschaften, verbunden mit dem geheimen Triebe, dem andern Geschlechte zu gefallen. Weich und abgerundet, voll Anmuth und Lieblichkeit ist die Körperform; das blühende Gesicht lächelnd und milde. Die Liebe fängt an ihre Ränke zu spielen, und äußert sich bey beyden Geschlechtern auf eigene Art.

Die vierte Periode des männlichen Alters fängt mit vollendetem Wachsthum an, und geht stufenweise von den brausenden Leidenschaften zur kältern Beurtheilung über. Das Leben ist in seiner Höhe und Fülle. Die Sorge für die Erziehung der Kinder und für eigenen Unterhalt macht das Leben ernster, und nur die gegenseitige Liebe beyder Geschlechter erleichtert die Beschwerden desselben. Der Körper nimmt weder zu noch ab, und eine feste Gesundheit ist in dieser Periode am häufigsten, sie dauert bis ins vierzigste, fünf und vierzigste Jahr, bis wohin allmählich die Spuren der Jugend verschwinden. Das Denken wird ernst und überlegt, durch Erfahrung geleitet. Gegen das fünfzigste Jahr hin hört beym weiblichen Geschlecht ein Blutabfluß auf, welcher mit dem dreyzehnden oder sechszehnden Jahr jeden Monat erschienen war, und auf die Fortpflanzung Bezug hat. Die Schönheit schwindet allmählig, die Haut runzelt sich, die Menge der Säfte nimmt ab, und das Alter mit seinen Folgen tritt ein.

Diese letzte Lebensperiode bezeichnet eine Anfangs unmerkliche, dann aber immer merklicher werdende Abnahme der Kräfte. Es tritt Liebe zur Ruhe ein, die Bewegungen werden mühsamer, alles wird mehr überlegt. Die Zähne sind abgenutzt und fallen nach und nach aus; der Schlaf wird kürzer; der Appetit mäßiger. Es entstehen nach und nach Verknöcherungen vieler Knorpel; die Haare werden grau und fallen oft aus. Die Haut wird runzliger, die Augen matter, das Kinn schiebt sich vor, und die Physiognomie verändert sich ganz. Die Muskeln werden steifer, das Flüßige verschwindet, das Erdige bleibt; der Kreislauf wird langsamer, die Wärme geringer. Das Gesicht nimmt ab; ebenso oft auch das Gehör, und es welken nach und nach die Organe, welche uns das Leben angenehm gemacht haben: So rückt das höhere Greisenalter an, und nicht selten überlebt der Greis noch seinen Verstand, er wird wieder zum Kinde. Sein ausgetrocknetes Gehirn faßt weder Gegenwart noch Zukunft mehr, und sein Leben wird bloßes Pflanzenleben. Allmälig schwinden alle Kräfte immer mehr, die Bande, welche den Menschen mit dem Menschen verbanden, zerreißen. Der Greis steht allein da, seine Altersgenossen alle hat der Tod dahingerafft, er lebt in einer Welt, wo ihm alles fremde geworden ist; das Oel des Lebens fehlt, und so löscht das Leben allmälig aus, und wenn endlich das Herz nicht mehr Kraft hat, sich zusammen zu ziehen, so tritt der Tod ein, gegründet in der Einrichtung unserer Organe, und die Verwesung behauptet ihre Rechte. Dies ist kurz die Geschichte des menschlichen Lebens. Das Ziel desselben ist ungleich, und es kann nur die Frage aufgeworfen werden: Erreichten unsere Ureltern ein längeres Leben, als wir; verschlechtert sich die Erde und ihre Bewohner; gab es ehmals Riesenvölker, und sind die jetzigen Menschen schwächer und gebrechlicher als die ersten Menschen? Die Bibel hat uns das Alter der Patriarchen aufbewahrt, aber es ist bewiesen, daß jene Zeitrechnung eine andere war. Adam ist ein bildlicher Mensch, und so kann sein Alter hier gar nicht in Anschlag kommen. Das höchste bekannte Alter des Methusalem steigt auf 200 Jahre nach unserer Zeitrechnung, aber Leute, welche weit über 100 Jahre alt wurden, gab es zu allen Zeiten und in allen Welttheilen, und im vorigen Jahrhundert starb in Ungarn ein gewisser Peter Zart 185 Jahre alt, und eine Negersclavin in Tucuman erreichte 175 Jahre, sie starb im Jahr 1780. Aus diesem und einer großen Menge ähnlicher Beyspiele läßt sich folgern:

1. Das gewöhnliche Ziel des menschlichen Lebens ist 80 bis 85 Jahre. Alle früher erfolgenden Todesarten an Krankheiten sind zufällig, wenn schon weit aus die meisten Menschen ihnen unterliegen. Der Tod durch Alter herbeygeführt, kann einzig als das natürliche Ziel des Lebens betrachtet werden. Das Alter von 100 und mehr Jahren gehörte in allen Zeiten unter die Ausnahmen, allein noch jetzt kann der Mensch, wie in der frühern Schöpfung, bis gegen 200 Jahre erleben, und der einzige Unterschied ist vielleicht der, daß in den frühesten Zeiten mehrere ein so hohes Alter erreichten, als jetzt.

2. Der Mensch ist höchst wahrscheinlich ein Erzeugniß der jetzigen Schöpfung, und lebte nicht, als jene Thiere untergiengen, von welchen wir so viele Spuren haben. Wann und wie aber der Mensch entstanden, darüber wissen wir nichts, als was die Bibel sagt.

3. Es ist höchst unwahrscheinlich, daß es jemals Riesen- oder im Gegentheil Zwergevölker gab; einzelne Menschen können wohl das gewöhnliche Längenmaß übersteigen oder nicht erreichen, aber das sind Ausnahmen von der Regel.

Das menschliche Geschlecht hat nach der Meinung der meisten Naturforscher nur eine Art, aber zahlreiche Spielarten. Mehrere derselben sind sich in Bildung und Farbe seit Jahrtausenden so gleich geblieben, daß man sie, nach den in der Systematie allgemein angenommenen Regeln, gar wohl zu Arten erheben könnte. Man nennt diese Spielarten Rassen. Die Zahl dieser Rassen ist, je nach den Ansichten der Naturforscher, bald größer, bald geringer geworden. Blumenbach nimmt fünf an, Cüvier nur drey. Die Uebergänge sind in der That schwer zu bestimmen, und angränzende Völker verschiedener Rassen sind durch Vermischung fast in einander übergegangen. Drey besonders scheinen sich von einander bestimmt zu unterscheiden: die weiße oder Caucasische; die gelbe oder Mongolische; und die schwarze oder Aethiopische. Weniger bestimmt sind die Malaische und die Amerikanische. Von jeder sollen in diesem Werke Abbildungen gegeben werden.

Caucasische Rasse oder Arabisch-Europäische.

Man nennt die Rasse, zu welcher wir gehören, die caucasische, weil alte Sagen es wahrscheinlich machen, daß der ursprüngliche Wohnsitz der dazu gerechneten Volker die Gebirgskette gewesen sey, welche um das caspische und schwarze Meer herum liegt, also um den Berg Caucasus. Von daher haben sie sich nach allen Seiten ausgebreitet. Die Urländer scheinen das jetzige Armenien, Persien, Kurdistan, Afganistan, Georgien und Tscherkassien zu seyn, welche Völker noch jetzt für die schönsten gehalten werden. Man kann die vorzüglichsten Verzweigungen dieser Rasse nach ihren Sprachen bezeichnen. Die armenische und syrische Verzweigung verbreitete sich gegen Mittag; dahin gehören die Bewohner Assyriens und Chaldeas, und die nomadischen Araberstämme, welche, nachdem sie die Religon Mahomeds angenommen, einst einen großen Theil der alten Welt unter ihre Herrschaft brachten; die Phönicier, die Juden und die jetzigen Egyptier scheinen arabischen Ursprungs. Religionsschwärmereyen waren von jeher unter ihnen vorherrschend. Andere Zweige dieser Rasse verbreiteten sich schon in den ältesten Zeiten nach Indien, Griechenland und Deutschland. Die einen dieser Völker haben die mahomedanische Religion, die andern die christliche angenommen, und wenige sind noch Heiden geblieben. Die Sanscritsprache, jetzt die heilige Sprache der Indier, ist die Stammsprache aller hindostanischen Völker dieser Rasse. Die alte Sprache der Pelasger ist die Stammsprache der Griechen, der Lateiner, vieler ausgestorbenen Sprachen, und aller Sprachen des südlichen Europa. Die gothische und allemannische Sprache hat sich über den Norden von Europa, in der deutschen, holländischen, dänischen, englischen und schwedischen Sprache verzweiget. Die slavische Sprache in die Stammsprache der nordöstlichen Europäer, der Rußen, Polen, Böhmen und Wenden. Die celtische, ehemals weit verbreitet, ist fast ganz ausgestorben, und nur noch an einem kleinen Flecke des westlichen Frankreichs anzutreffen.

Die caucasische Rasse hat eine weiße, oder dem Weißen sich nähernde Hautfarbe, die Wangen sind roth, das Haar stark, weich, wellenförmig mit verschiedenen Farbenänderungen vom Hellblonden bis zum Tiefschwarzen. Die Stirn ist sehr gewölbt; überhaupt alle Theile des Schedels und Gehirns auffallend stärker ausgebildet, als bey den übrigen Völkern. Vielleicht rührt daher die geistige Ueberlegenheit, welche den caucasischen Stämmen, in mancher Hinsicht, vor den andern Rassen zukommt. Die Gesichtsknochen sind dagegen weniger vorspringend. Der Haarwuchs am ganzen Körper ist stärker, als bey den meisten übrigen Völkern. Die Nase ist schmal, oft mäßig gebogen, der Mund klein, die Zähne senkrecht stehend, die Lippen mäßig, fleischig, nicht wulstig; das Kinn rundlich. Die Gesichtsbildung überhaupt aber weit mehr verschieden, als bey allen andern Rassen. Es gehören also zu dieser Rasse alle europäischen Völker, die westlichen Asiaten diesseits des Obi und Ganges und des caspischen Meeres, die Tartaren, Perser, Tscherkessen, Georgier, Türken, Armenier, die Nordafrikaner, die Araber und Mauren. Man kann von ihnen die Lappen, die Finnen, die Eskimos und die aretischen Hochländer beyder Welten nicht wohl ausschließen, wie Blumenbach that, welcher sie zur mongolischen Rasse rechnet, von deren Bildung sie aber bey weitem nicht alles haben. Dagegen gehören nicht alle tartarischen Stämme hierher; die Kirgisen und Kalmucken sind offenbar mongolischen Ursprungs, dagegen die Kurden, Afganen und Baschkiren zum caucasischen Stamme zu zählen.

Taf. 2. Sultan Mahmud.

Als Repräsentant der caucasischen Rasse hätte hier das Bildniß irgend eines schönen Tscherkessen, Georgiers, oder auch jedes wohlgebildeten Europäers aufgestellt werden können; da uns jedoch kein zuverläßig ächtes Portrait eines Mannes aus den Urländern bekannt ist, so wurde dasjenige des gegenwärtig regierenden Kaisers des ottomanischen Reichs gewählt, da die Türken zu den schönsten Völkern des caucasischen Stammes zu zählen sind.

Das Bildniß wurde nach einem Kupferstich gezeichnet, der von Artaria in Wien herausgegeben worden.



Sultan Mahmud.

Taf. 3. Bewohner von Kamtschatka.

Man ist über den Ursprung dieser Völker, welche sämmtlich den hohen Norden bewohnen, noch sehr im Dunkeln, ob sie von der caucasischen Rasse abstammen, wie Cüvier meint, oder von der mongolischen, wie Blumenbach annimmt. Sie haben von beyden etwas gemein, doch möchte man sich eher auf Blumenbachs Seite wenden und ihre Abstammung von den Mongolen suchen, da ihre schmutzig gelblichte Haut, ihr schwarzes schlichtes Haar, ihr plattes, kurzes und rundes Gesicht, und die eingedrückte Nase und kleinen Augen, sie mehr den Mongolen, als den Caucasiern nähern. Es gehören dazu alle diejenigen Völker, welche jenseits dem 50 Grad nördlich die Länder bis zum arctischen Kreise und darüber hinaus bewohnen, die Samojeden, Ostiaken, Lappen, Grönländer, Kamtschadalen, Eskimos. Man hat sie in neuern Zeiten unter dem Namen der arctischen Polarländer oder Hochländer näher kennen gelernt, vorzüglich durch die Reisen der Britten und Rußen nach den Polarländern. Das ungemein kalte Clima erforderte bey ihnen auch eine demselben angemessene Kleidung, die bey den Männern und Weibern sich ähnlich ist. Die Sommerkleidung besteht aus einem rennthierledernen Kittel mit einer Capuze, über welche oft noch ein wasserdichtes, aus Darmhäuten großer fischartiger Säugethiere verfertigtes Hemd gezogen wird. Im Winter dagegen wird die Kleidung aus Rennthier- oder Hundsleder verfertigt, wobey die Haare alle inwendig zu liegen kommen, oft auch werden auf diese Art Vogelhäute an einander genähet, vorzüglich bey den Kamtschadalen und Tungusen; dazu gebrauchen sie die Bäuche des gezopften Larventauchers (Mormon cirrhatus), dessen weiche, aber dicht stehende Federn außerordentlich warm geben. Bey den mit dem chinesischen und japanischen Reiche mehr in Verbindung stehenden Völkern, wird auch wohl Nankin zur Sommerkleidung verwendet.

Die männliche Kleidung der Kamtschadalen besteht aus einem Fuhrmannskittel ähnlichen Oberkleide, unter diesem eine anliegende Jacke, und unter dieser ein kurzes, rothes oder gelbes Hemde von persischem leichtem Seidenzeuge. Ferner trägt der Mann ein paar enge lange lederne Hosen, welche bis über die Wade gehen; ein Paar Stiefel von Hunds- oder Rennthierfellen, die Haarseite nach innen gekehrt. Im Winter eine Pelzmütze mit zwey Klappen, welche meist am Kittel sitzt, und bey schlechtem kaltem Wetter über den Kopf gezogen wird, sonst über die Schultern hängt. Die Kleidung der Kamtschadalinen besteht im Sommer aus einem langen weiten Gewande von weißem Nankin, welches um den Nacken anschließt und mit einem Halstuch von bunter Seide gebunden wird. Ueber diesem Gewand tragen sie ein kurzes Leibchen ohne Aermel, von farbigem Nankin. Oft ist auch der Rock von leichtem chinesischem Seidenzeuge. Das Hemd ist ebenfalls Seide mit Aermeln, welche bis an die Knöchel der Hand reichen. Um den Kopf ist ein farbiges Tuch gebunden, das bey verheyratheten Frauen das ganze Haar bedeckt, wogegen die Mädchen das Haar im Nacken fliegen lassen. Im Winter tragen sie, wie die Männer, Hosen, Stiefel und Pelz.

Taf. 4. Männer von Nordwestamerika.

a. Ein Mann aus Nutka Sund.

b. Ein Mann aus Prinz Wilhelms Sund.

Die Bewohner dieses Theils von Amerika sind Eskimos, und, wie alle Polarländer, klein von Statur; sie bemalen sich mit einer öligen braunrothen Farbe die an und für sich schon dunkle Haut, welche allen Amerikanern, selbst den nördlichsten, eigen ist.

Die gewöhnliche Kleidung der Bewohner von Nutka Sund besteht im Sommer in einem leinernen Mantel oder Kittel, dessen oberer Rand mit einem Pelzstreifen besetzt, der untere aber mit Franzen oder Quasten verziert ist. Dieser Mantel geht unter dem linken Arm durch, und über die rechte Schulter, wo er mit zwey Schnüren zusammengebunden wird. Dieses Kleidungsstück reicht bis an die Knie, und über dasselbe tragen sie einen kleinern

Mantel von demselben Stoffe. Ihr schwarzes Haar hängt schlicht und gerade über die Schultern herunter, das Gesicht ist mit hochrother, weißer oder schwarzer Farbe bemahlt. In die Ohrenläppchen machen sie eine ziemlich große Oeffnung, und zwey solche an den obern Rand der Ohren. Darein stecken sie Knochenstücke, oder auf einen ledernen Riemen genähete Federspulen, und hängen Schnecken, wollene Quasten oder dünne Kupferplättchen daran. Viele durchbohren den Nasenknorpel und hängen eine Schnur oder dünnes Eisen-, Kupfer- oder Meßingblech in Gestalt eines Hufeisens hinein. An den Händen tragen sie Armbänder von Riemen mit weißen Corallen und Quasten geziert.

Im Winter bestehen die Kleidungsstücke aus Pelz. Die Unterkleider sind wie bey den Kamtschadalen.

Diese Völker nähren sich von allem Eßbaren, dessen sie habhaft werden können, aus dem Thier- und Pflanzenreich. Fische, Seethiere, Conchylien, besonders die Miesmuscheln, sind für sie vorzügliche Nahrungsmittel. Man findet diese letztern sehr häufig im Sande, bratet sie in der Schaale, und steckt sie bis zum Gebrauche auf hölzerne Spießchen. Sie werden ohne fernere Zubereitung gegessen, oder in Oel getaucht.

Sie genießen auch oft das Fleisch der Wallfischarten und Seehunde, besonders dasjenige des Seeschweins, (Delphinus Phocaena) dessen Fett und Fleisch in Stücke geschnitten, getrocknet und ohne weitere Bereitung genossen wird.

Je weiter nach Norden die Menschen wohnen, desto mehr ist ihre Nahrung auf das Thierreich beschränkt, da das Land keine Gewächse mehr hervorbringt. Die Grönländer genießen fast gar nichts als Fleisch von Säugethieren, Vögeln und Fischen, da die wenigen Pflanzen zur Nahrung nicht viel taugen, und das Holz zu ihrer Bereitung nicht einmal in hinlänglicher Menge zu haben wäre. Diese nordischen Völker genießen den Thran von den Wallfischen, selbst in Menge, ohne Schaden. Da sie kein starkes Holz haben, so sind ihre Waffen, Bogen, Pfeile, Wurfspieße, selbst ihre Schlitten, von Knochen.

Die Bewohner von Prinz Wilhelms Sund tragen einen Rock wie ein Fuhrmannshemd, welches gewöhnlich bis an die Knöchel, zuweilen auch nur bis an die Knie reicht. Oben hat er eine Oeffnung, gerade so groß, um den Kopf durchzustrecken, und die Aermel gehen bis über die Hände. Die Röcke werden aus Thierfellen gemacht, deren behaarte Seite auswärts getragen wird. Oft bestehen diese Kleidungsstücke auch aus Vogelhäuten. Diejenigen, welche den Kopf bedecken, machen sich dazu für den Sommer Mützen von Stroh, Binsen oder Holz, wie die Abbildung zeigt. Die Ohren sind mit mehrern Löchern durchbohrt, worein sie kleine Büschel von Corallen hängen. Auch der Nasenknorpel ist durchbohrt, und mit verschiedenen Verzierungen versehen. Bey beyden Geschlechtern findet man öfters in der Unterlippe einen Einschnitt, welcher ganz durchgeht. In diese künstliche Wunde stecken sie eine schmale aus Knochen oder Muschelstücken verfertigte Zierart, welche wie Zähne aussieht. Andere haben blos mehrere Löcher durch die Unterlippe gebohrt, und in diese Knöpfe von Muschelschaalen gesteckt. Der Knopf ist mit einem Stachel befestigt, so daß die Spitze nach innen ragt, der Kopf hingegen außerhalb der Lippe vorsteht, und alle diese Knöpfe zusammen gleichsam eine zweyte Reihe von Zähnen, unter den natürlichen, bilden.

Diese Menschen sind breitschulterig, haben einen auffallend großen und dicken Kopf, breites, plattes rundliches Gesicht, kurzen dicken Hals, die Nase am Ende dick und rund, hackenförmig oder aufgeworfen. Das Haar schwarz, schlicht und grob, der Bart fehlt ganz, oder ist sehr dünne. Einige haben um die Lippen einen steifen, borstigen Knebelbart. Sie genießen meist getrocknete Fische, gebratenes oder geröstetes Fleisch von Land- oder Seethieren, Fett und Thran von Seehunden oder Wallfischen.

Mongolischer Stamm.

Die Polarmenschen machen als eine Mittelrasse, welche man bald zum mongolischen, bald zum caucasischen Menschenstamme zählt, den Uebergang zu den Mongolen.

Die Wohnungen der wahren mongolischen Rasse aber fangen im Osten des tartarischen Zweiges der caucasischen Rasse an, und nehmen das ganze Land bis zum indischen Meere ein. Die Calmucken oder Calkas, sind nomadische Horden, welche die große asiatische Steppe durchstreichen. Ihre Voreltern, die Hunnen, haben unter Attila, Tschengiskan und Tamerlan Verwüstung und Schrecken über weite Länderstrecken verbreitet. Die Chineser und die



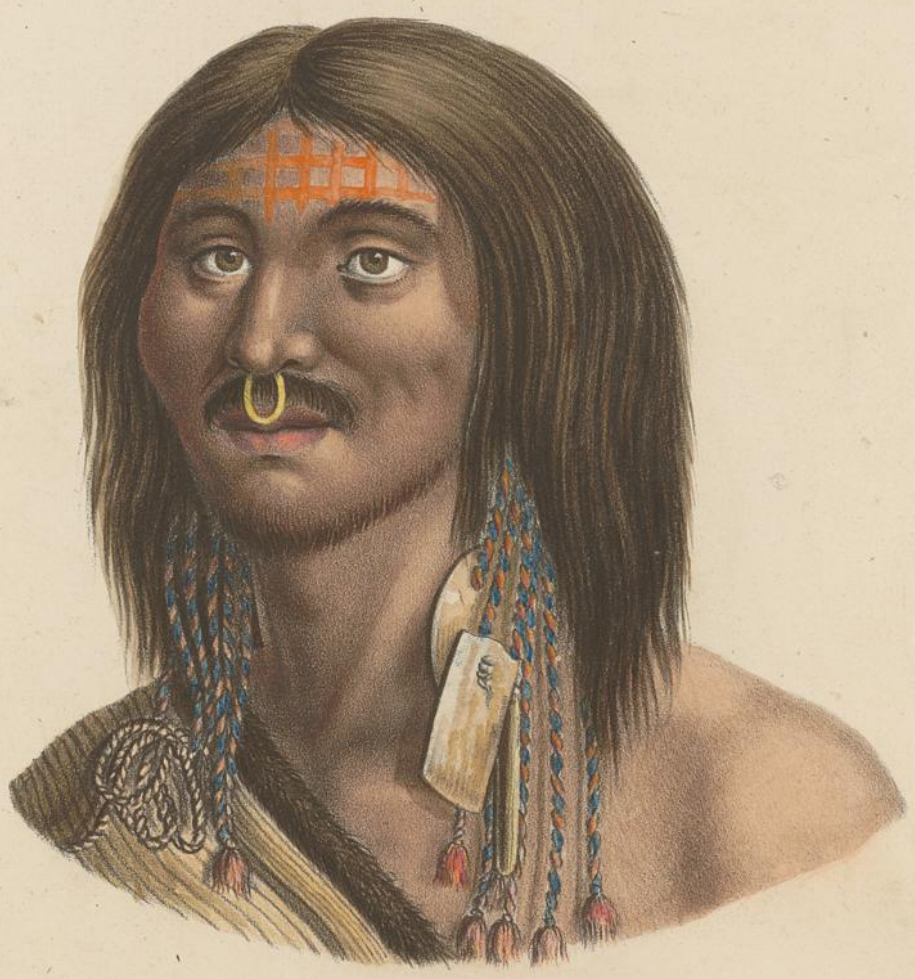


Bewohner von Kamtschatka.

b



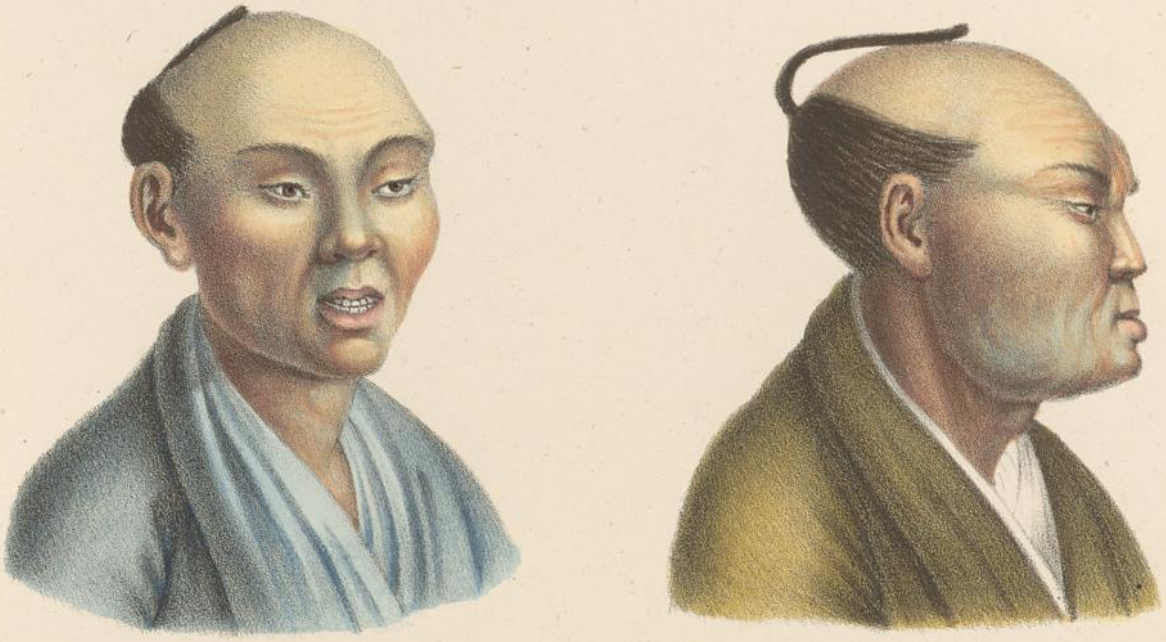
a



Bewohner von Nordwest-Amerika.



Feodor Jwanowitsch.



Japaner.



Chineser.

jetzigen Beherrscher von China, die Mantschutartaren, die Japaner, und fast alle Horden, welche die nordwestlichen Theile von Sibirien bewohnen, und unter Rußland stehen, gehören dem mongolischen Stamme an. Ihre ersten Wohnsitze scheinen die Gebirge der Altaikette gewesen zu seyn, man könnte sie daher auch die altaische nennen. Mit Ausnahme einiger chinesischen Völker sind alle Mongolen der Religion des Fo ergeben. Die Chineser und Japaner sind schon in den ältesten Zeiten in Civilisation und Künsten weit fortgeschritten, stehen aber darin seit Jahrhunderten stille, weil sie mit andern Völkern keine Gemeinschaft haben.

Die Hautfarbe dieser Völker ist Waizengelb, bald heller, bald dunkler, mit wenigem, straffem, schwarzem Haar; enggeschlitzten Augenliedern; plattem Gesicht; die Backenknochen sind sehr stark und treten zu beyden Seiten hervor. Der Scheitel ist etwas platt, die Augen klein, tiefliegend, in weiten Löchern, stehen weit aus einander. Die Aehnlichkeit in den Gesichtern ist bey weitem größer als unter den Völkern der caucasischen Rasse, und es ist schwer die Einzelnen von einander zu unterscheiden. Der Körper ist oft etwas schwerfällig und plump, die Größe mittelmäßig. Das Haar schwarz und struppig, Bartwuchs gering.

Taf. 5. Feodor Iwanowitsch.

Ein Kalmucke, der als ein kleiner Knabe von der rußischen Kaiserin als Geschenk an die Markgräfin von Baden geschickt worden, die ihn in Carlsruh erziehen ließ. Er entwickelte große Künstlertalente, und bildete sich zu einem ausgezeichneten, allgemein bewunderten Zeichner. Er besuchte Rom, und lebte dort mehrere Zeit der Kunst, kehrte wieder nach Carlsruh zurück, wo er noch gegenwärtig lebt.

Sein Bildniß ist nach einem kleinen, von seiner eignen Hand in Rom radirten, Blatte lithographirt worden, welches nach dem Zeugniß von Künstlern, die ihn dort kennen gelernt, wegen seiner sprechenden Aehnlichkeit, eines der gelungensten Portraite ist, die er von sich gezeichnet hat.

Taf. 6. Köpfe von Chinesern und Japanern.

Aus dem Atlas von Krusenstern.

Die Chineser und Japaner haben sowohl in Kleidung als Sitten sehr viel mit einander gemein; beyde Völker haben einerley Ursprung, und auch dieselben Gesichtszüge, welche sich so ähnlich sind, daß ein Europäer verschiedene Personen kaum zu unterscheiden vermag. Die Kleidung der Männer und Weiber besteht in einem weiten langen Ueberrock mit weiten Aermeln, und langen weiten Hosen. Die Männer rasiren sich den Vorderkopf ganz kahl, und flechten hinten einen kleinen Zopf. Die Weiber tragen dagegen die Haare auf verschiedene Art mit langen Nadeln aufgeheftet. Da man es für eine besondere Schönheit hält, kleine Füße zu haben, so werden den vornehmen Mädchen schon von früher Jugend an die Füße so eingebunden, daß der Fuß sich nicht entwickeln kann, die Zehen werden ganz unten umgebogen, so daß eine Art von Klumpfuß entsteht, und eine erwachsene vornehme Dame hat einen nicht größern Fuß, als bey uns ein achtjähriges Mädchen, kann aber auch nur mit Mühe gehen.

Amerikanischer Stamm.

Blumenbach hat aus den Amerikanern eine eigene Rasse gemacht, allein sie haben so wenig Auszeichnendes, daß es schwer ist, bestimmte Kennzeichen aufzufinden, wodurch sie sich unter einander sowohl als auch von andern Stämmen unterscheiden. Sie bilden eine große Menge unter einander verwandter Völkerschaften, und bewohnen ganz Amerika, mit Ausnahme der Länder, welche die Esquimaux einnehmen. Die Haut ist kupferfarb oder lohgelb, das Haar schlicht, steif und schwarz. Die Stirn niedrig, die Augen liegen tief, die Nase steht mit ihrem Rücken

vor, die Spitze aber ist stumpf; das Gesicht breit, hat hervorragende Wangenknochen, ist aber nicht platt, sondern hat stark ausgewirkte Züge. Der Bartwuchs ist gering. Der Kopf ist bey den meisten klein. Der Körperbau ist im allgemeinen schön, muskulos und stark, und einige Völker auf der südlichen Halbkugel, besonders die Patagonen, sind ihrer Größe wegen, welche gewöhnlich gegen sechs Fuß reicht, berühmt. Viele nordamerikanische Völker sind seit der Ansiedlung der Europäer ausgestorben, und andere sind ihrem Verlöschen nahe. Viele südamerikanische Völker aber haben sich mit den Spaniern zum Theil gemischt, dennoch aber giebt es in jenen weiten Ländern noch viele Urvölker des alten Amerikas. Neuere Untersuchungen und Entdeckungen einer alten Stadt in Mexiko haben sogar auf die Vermuthung gebracht, die Mexikaner seyen eigentlich caucasischen Ursprungs, und Ueberbleibsel der alten Canaaniter aus Palästina, von denen einige nach ihrer Vertreibung durch die Juden in Amerika eine Zuflucht gefunden hätten, wo dann also Amerika schon den Alten bekannt gewesen wäre.

Taf. 7. **Maxuruna.**

Aus der Reise nach Brasilien von Spix und Martius.

Anführer eines wilden und kriegerischen Stammes von brasilischen Urbewohnern am Rio Jaroſi, einem Seitenarm des Amazonenstromes in der Provinz Groß-Para an den Grenzen von Peru. Das Haupthaar ist um den Scheitel in einem zollbreiten Kreise abgeschoren. Die Stirne und die Wangen sind mit Streifen tatuirt. In den Nasenflügeln, den Ohren und der untern Lippe sind aus Muscheln geschnittene Schälchen als Zierathen befestigt; die Lippen sind mit vielen kleinen Palmenstacheln durchbohrt; an jedem Mundwinkel steht eine lange rothe Arafeder.

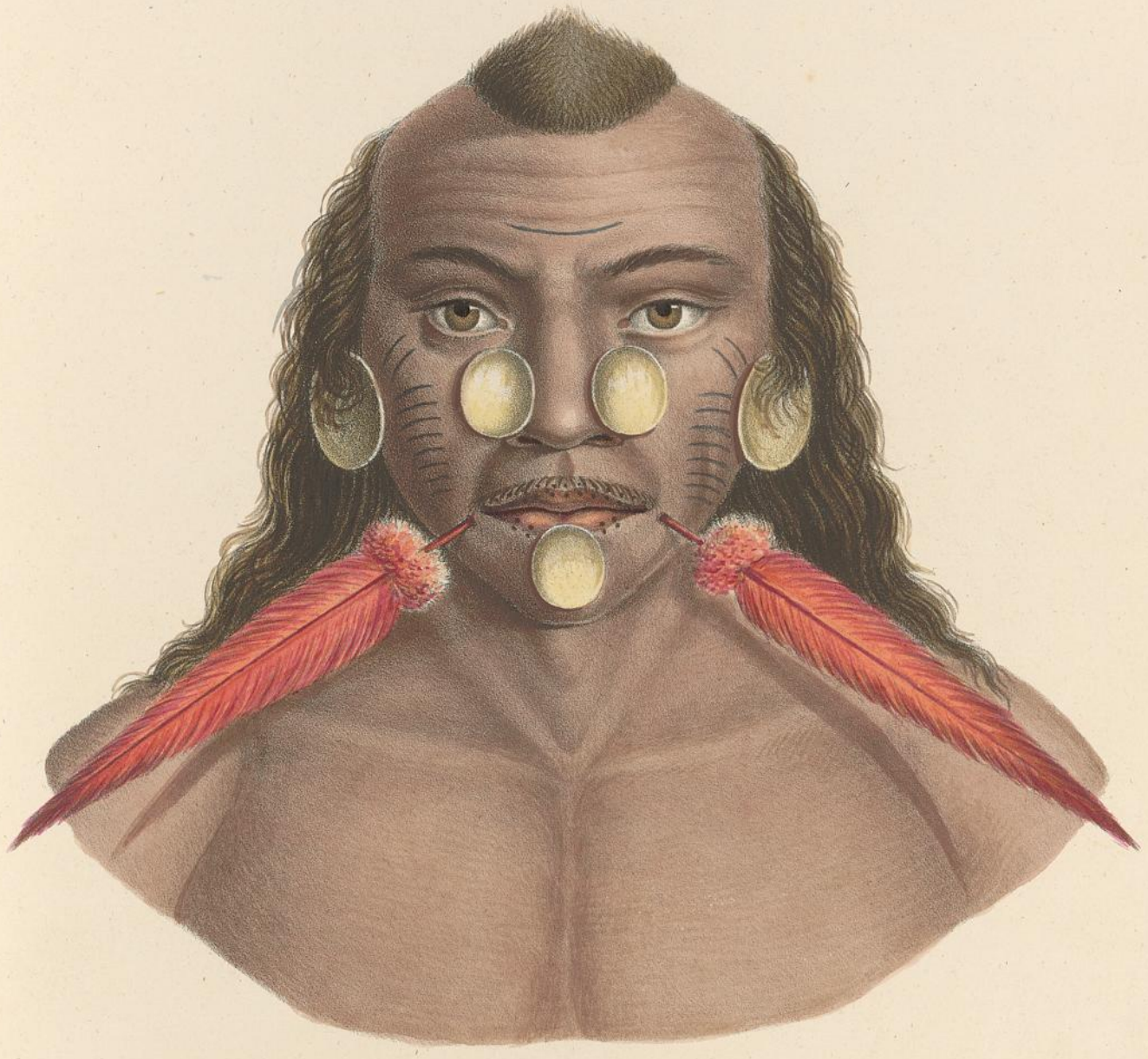
Taf. 8. **Tajadaneega.**

Ein unter dem Namen vom Capitain Joseph Brant bekannter Heerführer der Mohawks, oder der ehedem sogenannten sechs Nationen. Ein Mann, der von großem Einfluß und ausgezeichneten Fähigkeiten war, und sich einst, in politischen Angelegenheiten seines Vaterlandes, in London aufgehalten hatte, wo sein Bildniß von dem großen Portraitmaler Romney nach dem Leben gemalt wurde. In den Philosophical Transactions vom Jahr 1786 ist ein von diesem Manne selbst geschriebener Aufsatz, über die von einigen Reisebeschreibern behauptete Bartlosigkeit der Amerikaner, abgedruckt.

Taf. 9. **Amerikanische Einwohner von Brasilien.**

Aus der Reise des Prinzen Maximilian von Neuwied.

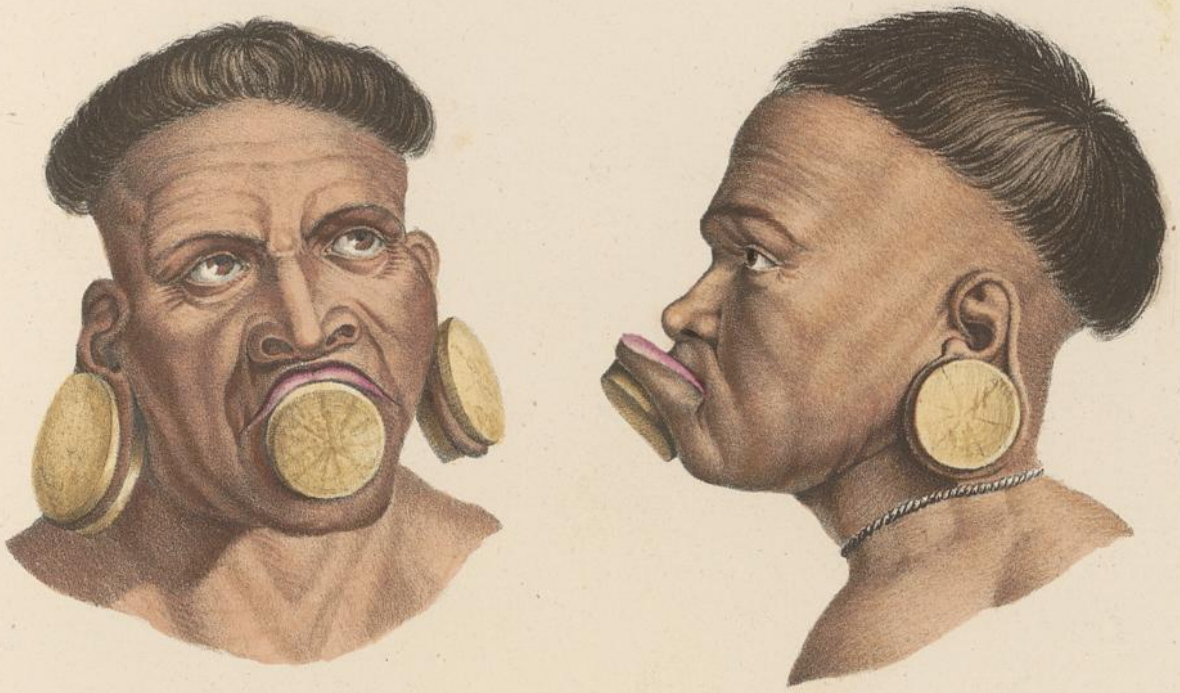
Die noch vorhandenen wilden Völker Brasiliens werden Tupinambos oder Tupajas genannt, und bilden eine Menge verschiedener Stämme, welche sich durch besondere Sitten auszeichnen. Es gehören dahin die Botocuden, die Puris, die Patachos, die Machacaris und andere, deren Namen in Europa noch kaum bekannt sind Unter diesen sind die wildesten die Botocuden, welche wirklich noch bis auf jetzt Menschenfresser sind. Sie haben eine kräftigere und schönere Bildung als die übrigen Stämme, sind größtentheils von mittlerer Statur, erreichen eine ziemliche Größe, sind stark, breit von Brust und Schultern, aber doch proportionirt; Hände und Füße zierlich. Das Gesicht hat starke Züge, die Backenknochen sind gewöhnlich breit, zuweilen etwas flach, doch meist regelmäßig, die Augen sind bey mehreren klein, bey andern groß, durchgängig schwarz und lebhaft. Sie gehen meist ganz nackt. Die Hautfarbe ist röthlich braun. Die Botocuden zeichnen sich durch die sonderbare Gewohnheit aus, daß sie die Unterlippe durchstechen, und darein ein rundes, oft mehrere Zoll breites Querholz stecken, wodurch dieser Theil ein widerliches und sonderbares Ansehen bekömmt. Auch in die Ohren stecken sie so große Holzpflöcke, daß die Ohrläppchen fast bis auf die Schultern herab hängen.

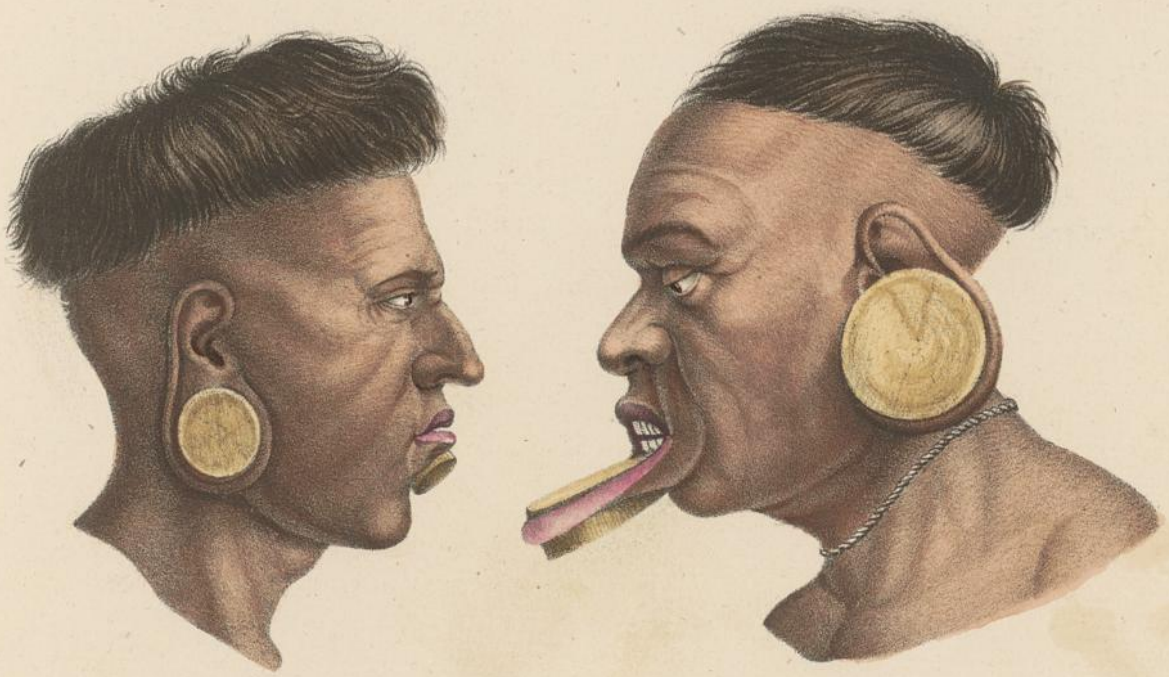


Maxurunа.



Tayadaneega.





Botocuden.



Omai .

Malaische Rasse.

Auch dieser Stamm wird von Blumenbach für einen Urstamm gehalten, von Cüvier hingegen nicht. Es gehören hierher die Bewohner der Südseeinseln, der Molukken-, Marianen- und Diebsinseln, der Philippinen-, der Freundschafts-, Sandwichs-, Otaheiti-, Pelin-, Nukahiva- und Neuseelandsinseln, und die Bewohner der südlichen Küsten der indischen Halbinsel. Die Hautfarbe ist braun, einerseits ins helle Mahagoni-, anderseits ins dunkelste Nelken- und Kastanienbraun übergehend. Das Haar dicht, lockig und schwarz. Der Kopf etwas breit, die Stirn vorstehend. Die Nase dick, breit und platt, an der Spitze dicker. Der Mund groß, der Oberkiefer etwas vorstehend.

Durch die Papues oder Bewohner von Neu-Guinea, die Diemensländer und die Neuholländer macht dieser Stamm den Uebergang zur aethiopischen Rasse, und auf der andern Seite grenzen sie an die mongolischen Chinesen.

Die meisten sind von schönem Wuchs, und das weibliche Geschlecht oft sehr schön und wohl gestaltet, so daß die Bewohner der Freundschafts-, Sandwichs- und Nukahiva-Inseln zu den sehr schönen Völkern gehören, und manches Mädchen den schönsten europäischen in Anmuth nicht nachsteht.

Der Character vieler malaischen Völker ist wild und grausam, listig und boshaft, und die meisten sind diebisch.

Taf. 10.

O'mai.

Ein durch Cooks Reisen sehr bekannt gewordener Otaheiter, der eine Art von Page bey der Königin Oberea auf Otaheiti war, von Capitain Fournerauxe im Jahr 1773 nach London, und von Cook wieder nach Otaheiti zurückgebracht wurde, wo er einige Jahre nachher starb. Er eignete sich in kurzer Zeit den feinen Londner-Weltton so sehr an, daß der berühmte Doctor Jahnsohn, da er einst mit ihm in Gesellschaft speiste, und Omai neben Lord Mulgrave vor ihm über an der Fensterseite saß, so daß den Doctor das Licht blendete, er bey der Eleganz von Omais Manieren, ihn Anfangs von dem Lord nicht unterscheiden konnte. Auch das Schachspiel lernte er in kurzem bewundernswürdig gut spielen. Dennoch sehnte er sich in sein Vaterland zurück, nach seiner herrlichen Insel, und sagte, kurz vor seiner Abreise, zu einer englischen Dame: Zwar giebt es bey mir keine Pferde und kein so feines Obst, keine Theetische, ach Miß, ich gehe ohne alles dieses, und werde dort doch wieder froh seyn!

Taf. 11.

Tammeamea, König der Sandwichinseln.

Aus Kotzebue's Reise.

Dieser verständige und aufgeklärte Mann, der sich sowohl durch die freundschaftliche Aufnahme und Bewirthung der Europäer, die auf seinen Inseln landen, als durch die Art, wie er die europäischen Geistesfortschritte für sein Land zu benutzen weiß, einen großen Ruf erworben, ist in dem sonderbaren Anzuge abgebildet, wie ihn der rußische Marine-Lieutenant Otto v. Kotzebue auf seiner Entdeckungsreise 1816 auf der Insel O-Waihi gesehen hat. So bald Tammeamea die freundschaftliche Absicht seiner Landung erfuhr, und hörte, daß das rußische Kriegsschiff nur um frische Lebensmittel einzunehmen gekommen wäre, so gieng er dem Herrn v. Kotzebue, voll Anstand, Ungezwungenheit und Freundlichkeit selbst bis an den Landungsplatz entgegen, schüttelte ihm treuherzig die Hand, und bott ihm uneigennützig alles unentgeldlich an, was seine Inseln hervorbringen. Er führte ihn in seinen Strohpallast, der nach dortiger Landessitte aus einem einzigen geräumigen Saale besteht, und wie alle Häuser dort dem Landwinde sowohl, wie dem Seewinde freyen Durchzug gestattet, wodurch die drückende Hitze gemildert wird. Das ganze königliche Haus war nur mit einigen niedlich gearbeiteten europäischen Sesseln und einem Tisch von Mahagoni-Holz möblirt; man bott den Gästen die Sessel an, und die vornehmen Herren Sandwichaner, die bey der Audienz zugegen waren, hatten alle auf dem Fußboden Platz genommen. Seine königl. Majestät war wider die dortige Gewohnheit ganz angekleidet; er trug ein weißes Hemd, blaue Hosen, eine rothe Weste und ein schwarzes Halstuch; das Haar war mit weißem Talg beschmiert. Er besitzt indessen noch viele

andere Kleidungsstücke, und soll sich zuweilen in verschiedene gestickte Uniformen prachtvoll zu kleiden verstehen. Die Herren Minister saßen hingegen ganz nackt auf dem Boden, und jeder trug auf seinem braunen Körper einen schwarzen Frack, das um so lächerlicher aussah, als selten einem sein Rock paßte, weil sie dieselben von amerikanischen Schiffen eintauschen, wo die Leute nicht leicht die Größe und Dicke der vornehmen Sandwichaner erreichen. Das ganze Ministerium schwitzte gewaltig in den engen Röcken, die sie nur mit vieler Mühe zuknöpfen konnten; einem saß die Taille hoch auf dem Rücken, er konnte sich nicht bewegen ohne Gefahr den Rock zu zersprengen, und mußte sich, wie eine Gliederpuppe, umwenden; einem andern reichten die Aermel nur wenig über die Ellbogen. Man sah ihnen sämmtlich die Noth an, in die sie die leidige Modesucht versetzt hatte, aber sie scheinen uns Europäer im Ertragen der Unbequemlichkeiten noch zu übertreffen, welchen die Gewalt der Mode sie unterwirft. Die Schildwache vor der Thüre hatte sich hingegen weniger über eine enge Uniform zu beklagen; ganz nackt stand der Soldat Wache, eine Flinte in der Hand, ein Paar Pistolen und eine Patrontasche um den Leib.

Außer seinen Strohpalläſten besitzt der König noch andere nach europäischer Bauart aufgeführte steinerne Häuser, die er aber aus dem Grunde nicht bewohnt, um seinen Unterthanen zu zeigen, daß steinerne Häuser in seinem Lande überflüßig sind, indem die Strohhäuser für das warme Clima bequem genug eingerichtet sind, und er jederzeit nur das Glück, nicht aber die Bedürfnisse seiner Unterthanen zu vermehren trachtet. Das königliche Morai, das Heiligthum der Insulaner, in welches niemand eintreten darf, wenn der König sich darin befindet, ist auch von Stroh aufgebaut. Mehrere kolossale, hölzerne, furchtbare, karikaturmäßige menschliche Figuren sind rings um dasselbe aufgestellt, welche des Königs Götter vorstellen, die er anbetet.

Die königlichen Frauen bewohnen ein eigenes Haus, und bey Todesstrafe dörfen die Weiber auf jenen Inseln nicht bey den Mahlzeiten der Männer zugegen seyn, weßhalb jede Familie außer den Wohnhäusern noch zwey andere besitzt, das Speisehaus der Männer und das der Frauen. Die ganze Beschäftigung der königlichen Frauen ist Essen, Tabackrauchen und das Haar auskämmen. Die Haare werden kurz abgeschnitten und nur über die Stirn lassen sie selbe ein Paar Zoll lang wachsen, schmieren sie mit einer weißen klebrigen Masse ein und kämmen sie in die Höhe. Das Tabackrauchen ist den Einwohnern so zur Leidenschaft geworden, daß selbst die kleinen Kinder schon stark rauchen, und die Erwachsenen es so übertreiben, daß sie davon sinnlos zu Boden fallen und oft sterben. Der König Tammeamea raucht einzig nicht.

Als ein ziemlich im Alter vorgerücktes Oberhaupt hatte Tammeamea seinen etwa 22 Jahre alten Sohn als Thronfolger in des Vaters Rechte eintreten lassen, um ihm den Thron nach seinem Tode zu sichern, aber leider scheint er wenig von des Vaters Verstand ererbt zu haben, und es ist zu befürchten, das angefangene schöne Werk des geistreichen Tammeameas, die Bildung seiner Unterthanen, die Einführung nützlicher Künste, werde unter der Regierung seines Sohnes keinen erfreulichen Fortgang finden. — Ausgestreckt, auf dem Bauche liegend, fanden Kotzebue und seine Gefährten seine lange, dicke, nackte königliche Hoheit in ihrem Pallast; träge erhob sie ihr Haupt, um die Gäste anzuschauen. Neben diesem königlichen Faulthier saßen einige nackte Soldaten mit Gewehren, und ein junger Sandwichaner verscheute ihm mit einem rothen Federbusche die Fliegen, die sich auf seiner fetten faulen Haut zu schmarotzen unterstehen wollten. Mit vieler Trägheit richtete sich endlich seine ungeheure Corpulenz auf, und gaffte mit ihrem dummen, einfältigen Gesichte die Fremdlinge an.

Während des kurzen Aufenthalts bewirthete Tammeamea seine Gäste aufs Beste mit Wein, einem gebratenen Schweine, mit süßen Pataten, Jams und gebackenen Taro-Wurzeln; hinter jedem Gaste stand ein Diener mit dem Federbusch, um ihm die Fliegen abzuwehren. Die Schiffsmannschaft wurde nachher auf gleiche Weise und mit den nämlichen Zeremonien bedient. Tammeamea selbst speiste erst später allein, aber noch in Gegenwart der Fremdlinge. Sein Tisch war nicht gedeckt, sondern die Speisen standen in einem entfernten Winkel auf Bananenblättern bereit, welche statt der Schüsseln dienten; besondere Aufwärter brachten sie kriechend in die Nähe des Königs, wo ein Vornehmer sie in Empfang nahm, und auf den Tisch setzte. Das Mahl bestand aus gesottenen Fischen, Jams, Taro-Wurzeln und einem kleinen gebratenen Vogel. Der König speiste schnell und mit vortrefflichem Apetit, war aber dabey immer sehr gesprächig; statt des Brodes dient der Taro-Teig, welcher durch Wasser verdünnt, ein weicher Brey wird, der, obgleich der König recht schönes Tischgeräth besitzt, in einer Kürbisschaale



Tammeamea

König der Sandwichinseln.



Naba - Leba

König von Solor.



Bewohner der Sandwich-Inseln.



Ein tatuirter Mann aus Nukahiwa.

zu seiner Rechten steht; in diese fährt nun seine Majestät jedesmal mit dem Zeigefinger hinein, wenn er Fisch oder Fleisch ißt, und schmiert sich eine gute Portion davon mit vieler Geschicklichkeit in den Mund; diese Gewohnheit zu essen wird von dem König bis auf den Gemeinsten beobachtet.

Dem König folgt immer sein Spuckdosen-Trager, der die in Form einer Schnupftabacksdose aus Holz gearbeitete und mit einem Deckel versehene Dose beständig bereit hält; der Deckel wird aufgehoben, wenn der König ausspucken will, und dann wieder schnell zugeschlagen. Dieses sorgfältige Aufbewahren des königlichen Speichels rührt von dem Aberglauben her, daß den Besitzern dieses Schatzes ihre Feinde durch Zauberey keine Krankheit zuschicken können.

Die Sandwichinsulaner, die noch vor wenigen Jahren zuweilen das Fleisch ihrer getödteten Feinde aßen, und Menschenopfer ihren Göttern brachten, verlassen nach und nach ihre Sitten. Mehrere sind Christen geworden, sie machen als Matrosen Reisen mit europäischen Schiffen, haben sich eigene Schiffe von europäischer Bauart angeschafft, und nach wenigen Jahren werden sie Handelsreisen nach China auf eigene Rechnung machen. Sie besitzen Flinten und Kanonen, und endlich wird durch ihre Vermischung mit den Europäern und andern Nationen ihr ursprünglicher Character sich ändern, und von ihren alten Sitten und ihrer Kleidung wenig mehr übrig bleiben.

Raba-Leba, König der Insel Solor.

Aus Perons Reise.

Auch dieser Mann ist in seiner abentheuerlichen königlichen Landeskleidung abgebildet, wie er sich den französischen Seefahrern in seinem Prachtaufzuge darstellte. Die Menschen dieses Stammes sind Abkömmlinge der Bewohner von Malakka, welche einst die Inseln eroberten, wovon Timor die Hauptinsel ist. Sie haben lange schwarze Haare und sind kupferfarbig. Die Weiber sind sehr regelmäßig gebaut, und die Männer ansehnlich. Der Character kühn und stolz.

Taf. 12. Ein Mädchen und ein Mann aus den Sandwichinseln.

Kaneena, ein Häuptling von den Sandwichinseln, ein schöner, wohlgewachsener, sechs Fuß hoher Mann, mit regelmäßigen, ausdrucksvollen Zügen, mit funkelnden, dunkeln Augen, voll Anstand und ungezwungenem Wesen. Er benahm sich besonders freundschaftlich gegen Capitain Cook. Die Kleidung ist sehr vortheilhaft. Sein Haupt ziert ein Helm mit bunten Federn, über die Schultern hängt der Mantel von den Federn des rothen Baumlaufers der Südseeinseln, (Dicaeum vestiarium, Cuv.) welchen nur die Oberhäupter tragen dürfen. Die gewöhnliche Kleidung der Insulaner bestuhnd sonst in dem Maro, einem Stück dicken Zeuges, meist von der Rinde des Papiermaulbeerbaumes, oft von verschiedener Farbe, welcher zehen bis zwölf Zoll breit ist, und um die Hüften gegürtet wird. Dies ist die tägliche Kleidung jedes Standes. Ihre Matten sind oft von zierlicher Arbeit, und von verschiedener Größe, meist fünf Fuß lang, und vier Fuß breit. Man wirft sie über die Schultern, und schlägt sie vorn zusammen; man bedient sich ihrer meist nur im Kriege.

Das weibliche Geschlecht ist fast eben so gekleidet wie die Männer. Sie legen ein Stück Zeug um die Hüften, welches die Schenkel halb bedeckt, und die Mädchen lassen es bis auf die Waden gehen, wie ein kurzer Unterrock. Die Haare sind im Nacken kurz abgeschnitten, und vorn zurückgeschlagen. Der Halsschmuck besteht in Muscheln, oder rothen Bohnen; auch werden Kränze von getrockneten Blumen einer Art von Eibisch getragen, nebst einem andern schönen Putzstücke um den Hals oder in den Haaren, wie die Abbildung des Mädchens zeigt; es ist dies eine fingerdicke Schnur, mit in einander geschränkten kleinen Federchen dicht besetzt, so daß ihre Oberfläche dem feinsten Sammet gleicht, roth, mit gelben, grünen und schwarzen Ringen.

Taf. 13. Ein tatuirter Nukahiwaner.

Aus Krusensterns Atlas.

Das Tatuiren besteht in farbigen Punktireindrücken, welche auf die Haut angebracht werden, und allerley Figuren bilden, so daß sie wie ein Kleid am Körper liegen. Diese Sitte ist allenthalben auf allen Inseln der

Südsee gemein. Man findet zwar Spuren davon auf der südlichen und nördlichen Halbkugel, in Osten und Westen, in der alten und neuen Welt, aber nirgends hat die Kunst der Punktirung einen so hohen Grad erreicht, wie bey den Bewohnern der Marquesas- und Washington-Inseln. Die regelmäßigen Zeichnungen und Verzierungen, womit die Männer von Nukahiwa vom Kopf bis zum Fuß bedeckt sind, ersetzen bey diesen Menschen gewissermaßen die Kleidung, die sie wegen des heißen Himmelsstrichs gänzlich entbehren können. Die Vornehmen suchen sich durch diesen Schmuck eben so auszuzeichnen, wie bey uns durch die Kleidung. Das Geschäft des Tatuirens ist eine Kunst, welche einzelne Personen ganz allein treiben, und die Zeichnungen sind sehr künstlich. Man bedient sich dazu des Flügelknochens des Tropikvogels, (Phaeton aethereus) der an dem einen Ende ausgezackt und zugespitzt wird, wodurch bald halbmondförmige, bald geradlinige, breite oder schmale Werkzeuge oder Tatuirspitzen entstehen, je nach dem sie der Künstler nöthig hat. Diese kammartig zugespitzten Knochen werden in ein Bambusstäbchen gesteckt, auf welches der Tatuirmeister mit einem andern Stabe so gelinde schlägt, daß die Spitzen derselben kaum die Haut durchdringen. Die Figuren werden erst auf den Körper mit einer Farbe gezeichnet. Ist die Verwundung geschehen, so wird die mit etwas Wasser zu einer dicken Farbe angeriebene Kohle des Brennnußkerns (Aleurites triloba) in die wunden Stellen eingerieben; es entsteht eine leichte Entzündung und ein Schorf, unter welchem, wenn er nach einigen Tagen abfällt, die bläuliche Figur zum Vorschein kommt. Die Menge der Figuren richtet sich nach dem Reichthum der Personen, da nicht ein jeder den Tatuirmeister zu zahlen vermag. Der Anfang wird gemacht, so bald der Nukahiwir ins Jünglingsalter tritt; dann aber werden alle drey oder sechs Monate neue Figuren beygefügt, und so können 20 und mehr Jahre hingehen, ehe der Körper ganz tatuirt ist. Auch die Weiber werden tatuirt.

Diese Völker sind auch noch Menschenfresser. In der Hungersnoth verzehren sie ihre Freunde, aus Haß und Gewohnheit ihre Feinde. Es hängt von den sogenannten Zauberern ab, zu bestimmen, ob, und wie viel Feinde erlegt werden sollen. Dem Sieger, der einen Feind getödtet hat, wird der Kopf zu Theil, er schneidet ihn sogleich ab, erweitert die Oeffnung des Hinterhauptknochens, und trinkt das Blut oder Gehirn aus. Ihre Kriege endigen sich oft, wenn nur einer oder ein Paar getödtet sind, welche dann von den Siegern aufgefressen werden. Oft auch lauern sie einzelnen auf, tödten und verzehren sie; ja sie schlachten oft in der Noth ihre eigenen Weiber und Kinder und verzehren sie, doch thun sie dies nur im äußersten Hunger.

Taf. 14. **Neuholländer.** (Nach Peron.)

1. Kour-Rou-Bari-gal. 2. Y-Erran-Gou-la-ga. 3. Oui-re-Kine.

Die Neuholländer gehören zu den rohesten Völkern, welche durchaus keine Cultur bis jetzt angenommen haben, ungeachtet seit beynahe vierzig Jahren eine europäische Colonie dort sich angesiedelt hat. Sie gehen ganz nackt und nur über die Schultern hängen sie ein Kenguruhfell. Sie haben keine eigentlich gesellschaftliche Verbindung und leben mehr familien- als stammweise zusammen.

Aethiopischer Stamm.

Van Diemensländer. (Nach Peron.)

Taf. 15. 1. Grou-Agara. 2. Ara Meida.

Taf. 16. 1. Paraberi. 2. Duriaga.

Die Diemensländer unterscheiden sich allerdings durch das schwarze kurze und krause Haar, welches sie oft roth färben, von den Neuholländern, und scheinen afrikanischer Abkunft und nicht malaischer; doch weichen ihre Gesichtszüge etwas von den Negern ab. Die Hautfarbe ist schwarz. Die Bewohner von Neuseeland haben viel

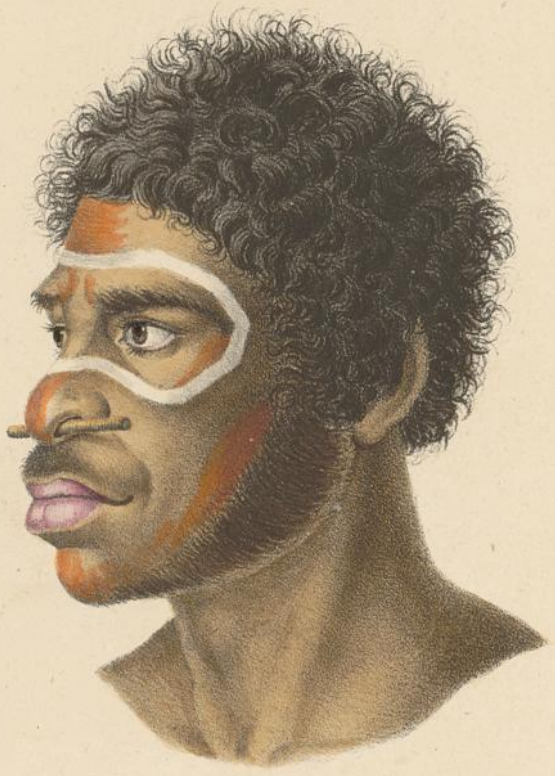
1



3



2



Bewohner von Neuholland.

1



2



Bewohner von Van Diemens Land.

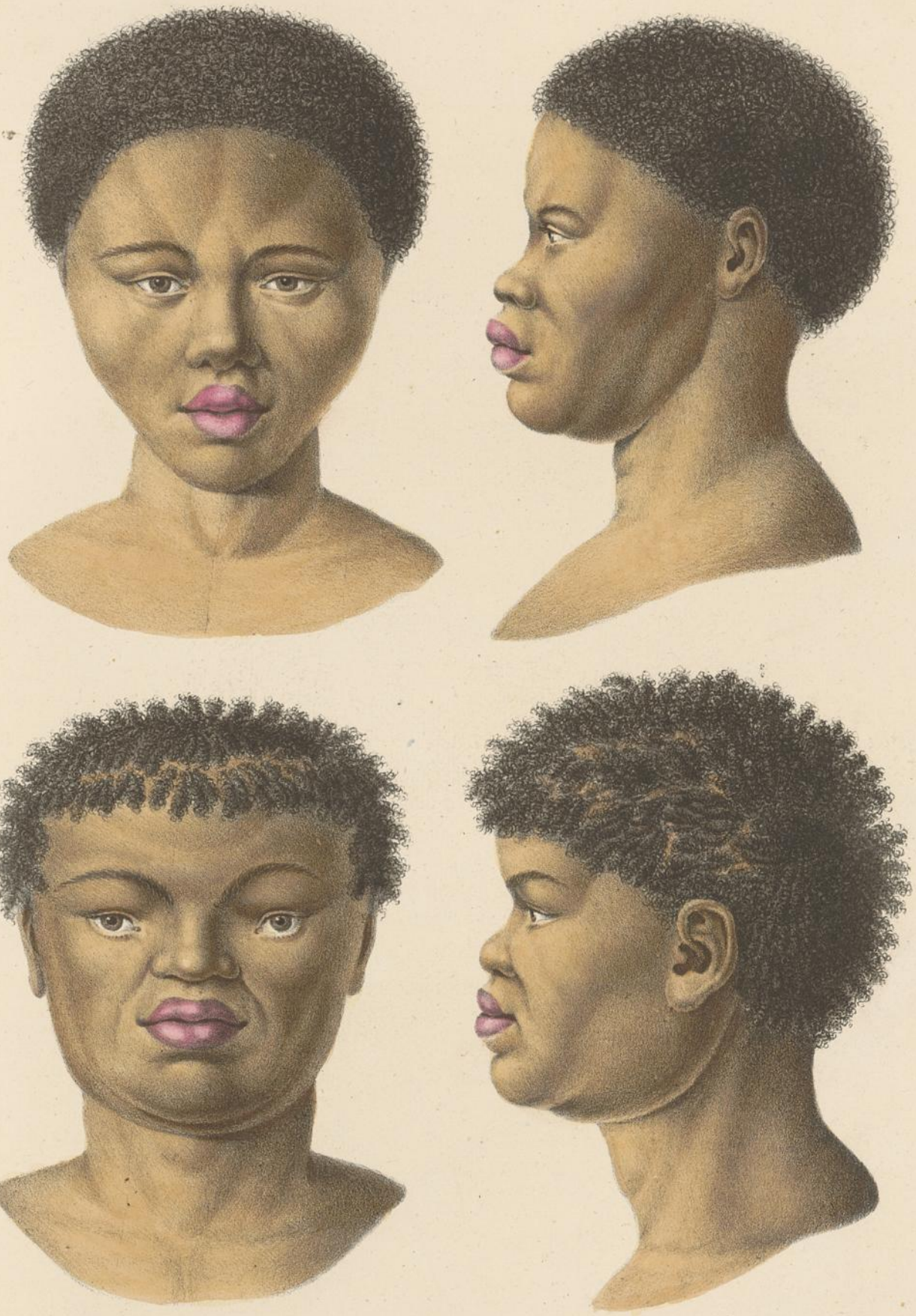
2



1



Bewohner von Van Diemens Land.



Mann u. Weib von der Buschmanns Rasse.

Aehnlichkeit mit ihnen, so wie die wilden Bewohner des Innern von Timor. Diese Menschen sind von grausamem und rohem Character, und haben ebenfalls noch wenig Cultur angenommen. Man nennt sie Papus, und weiß nicht, ob sie vom Negerstamme, und durch welchen Zufall sie nach Süden verschlagen worden sind.

Taf. 17. Abbildung eines Mannes und Weibes von der Buschmanns-Rasse.

Die Buschmänner sind, wie die neuern Reisenden zu beweisen gesucht haben, wirklich eine eigene Nation des südlichen Afrikas, die sich von den Hottentotten, denen sie nahe verwandt zu seyn scheint, wohl unterscheidet. Den Namen Buschmänner erhielten sie von den Holländern am Kap, weil sie sich eine Art Nest in dichte Gebüsche bereiten. Die Farbe ihres Körpers ist nicht schwarz, sondern lohgelb; ihre Gesichtszüge sind häßlich, ihr Character grausam, heimtückisch, aber feig. Sie sind, wie die Neuholländer, ohne alle Cultur, und leben ohne eigentliche gesellige Verbindung. Ihre Nahrung verschaffen sie sich durch die Jagd oder den Raub; sie streifen im Lande umher und kommen oft bis in die holländischen Kolonien am Vorgebirge, und verheeren dieselben. Sie führen sonst ein höchst elendes Leben, wohnen in Höhlen, nur mit der Haut eines erlegten Thieres bedeckt, und sterben oft vor Hunger. Da sie sich von den erjagten Nahrungsmitteln keinen Vorrath auch nur auf wenige Tage aufbewahren, sondern alles auf einmal mit ungeheurer Gefräßigkeit verschlingen, so sind sie gar oft im Falle, wieder lange hungern zu müssen, und sich mit einigen Heuschrecken zu begnügen. Sie sollen jedoch sehr lange Hunger ertragen können, und sich den Bauch zuschnüren, um denselben in etwas zu vertreiben. Ihr kleiner Wuchs, ihre hagern Glieder, und ihre furchtbare Magerkeit sind sichtbare Zeichen des Hungers und Elendes, denen sie oft in ihren Wüsten ausgesetzt sind. Ihre ganze Industrie besteht im Flechten von Netzen, und im Vergiften ihrer Pfeile.

Die hier von zwey Seiten abgebildete Frau von der Buschmanns-Rasse brachte ein Engländer vor zehn Jahren nach Paris, in einem Alter von ungefähr 26 Jahren. Sie gab vor, an einen Neger verheurathet gewesen zu seyn; während 18 Monaten war sie in der Hauptstadt für das neugierige Publikum zur Schau aufgestellt, und starb nach dieser Zeit daselbst 1815 an einer Enzündung.

Ihre Geberden waren etwas seltsam und rasch, wie jene der Affen, und sie hatte die Gewohnheit, ihre Lippen herauszutreiben, wie der Orang-Utang. Ihr Ohr hatte auch viel Aehnlichkeit mit dem Ohr eines Affen. Sie war gewöhnlich munter, und hatte ein gutes Gedächtniß; nach mehrern Wochen erkannte sie eine Person wieder, die sie nur einmal gesehen hatte. Sie sprach ordentlich Holländisch, welches sie am Vorgebirge gelernt hatte, und auch etwas Englisch, und fieng an, einige Worte französisch zu reden. Sie tanzte nach ihrer Landessitte und spielte die Maultrommel ordentlich nach dem Gehör. Besonderes Wohlgefallen hatte sie an Halsschmuck, Gürteln und Glaskorallen, aber Branntenwein war ihr doch über alles. Ihre Größe war 4 ½ Fuß.

Was aber die Weiber dieser Nation besonders auszeichnet, das ist die große Menge von Fett, die sich an den Gesäßmuskeln sammelt, wodurch dieser Theil ein monstroses Ansehen bekommt. Er wächst so stark an, daß ein kleines Kind bequem wie auf einem Sattel darauf sitzen kann, und entstellt diese Weiber aufs häßlichste.

Der abgebildete junge Buschmann ist von einem englischen Schiffskapitain geraubt und in verschiedenen Städten Deutschlands gezeigt worden. In Hinsicht der gelb-braunen Hautfarbe, des platten Gesichtes, der engen und länglichten, gegen die Nase schief herablaufenden Spalte der Augenlieder, der kleinen eingedrückten Nase und der kugelig hervorstehenden Wangen gehört dieser Mensch der mongolischen Rasse an, aber seine aufgeworfenen Lippen und das gekräuselte schwarze Wollhaar nähert ihn der aethiopischen Rasse. Dieses Wollhaar zeichnet sich dadurch aus, daß es, wie bey den Pudeln, in einzelne kleine Löckchen gekräuselt ist, die wie kleine Zöpfchen abgesöndert stehen. Am kleinen Finger und der kleinen Zehe findet man eine Biegungsfalte weniger, als an den übrigen Fingern und Zehen, obschon drey Glieder zu fühlen sind.

Taf. 18. Eigentlicher Neger.

Die eigentliche Stammrasse des Aethiopiers, die Neger-Völker, bewohnen Afrika's heißeste Gegenden. Die schwärzesten Völker sind die Bewohner der Ufer des Flusses Gambia, und in der Sierra Leona. Der Schedel des Negers ist von den Seiten zusammengedrückt, die Stirn sehr zurücktretend, die Kinnladen hervorragend, das Kinn dagegen zurückweichend, die Augen vorstehend und groß, die Nase breit und aufgestülpt, die Lippen sehr wulstig und roth, die Wangenknochen ragen vor. Die Zahnhöhlenwand ist schmal und nach vorn verlängert, die obern Schneidezähne schräg vorragend. Das Haar schwarz, wollig und kraus. Die Wohnungen dieser Völker ziehen sich westlich von den caucasischen Völkern, und östlich bis zur Nordküste von Afrika. Durch die Fuhlaneger, die Hottentotten und die Caffern nähern sie sich der caucasischen Rasse. Auch auf den Andamaninseln wohnen wahre Neger. Die Jolofs sind die schwärzesten; auch findet sich ein rother Negerstamm. Die Negerstämme sind in der Cultur weit zurück, und man kennt weder ihre Geschichte, noch die Aehnlichkeit ihrer Sprachen. Der Gesichts- und Schedelbau nähert sie sehr den Affen, doch sind ihnen Geistesfähigkeiten nicht abzusprechen, wie man wohl aus Eigennutz hat thun wollen, um die Sclaverey zu entschuldigen, und der neu entstandene Negerstaat auf St. Domingo zeigt, daß es unter ihnen manche gute Köpfe giebt, welche den Europäern nicht nachstehen.

Man hätte allerdings noch mehrere characteristische Abbildungen von Menschen aus verschiedenen Rassen liefern können, allein die gegebenen scheinen die Verschiedenheit der Menschenstämme genug zu beweisen.

Schwer ist es wohl zu bestimmen, ob wirklich alle Menschen, wie die Bücher Moses uns belehren, von einem Menschenpaar, den bildlichen Menschen Adam und Eva, oder nach der Sündfluth von den Söhnen Noahs, Sem, Cham und Japhet abstammen? oder ob es nicht vielmehr aus der angeführten Bildung der verschiedenen Menschenrassen, welche sich in allen Climaten und unter allen Umständen, wenn sie sich nicht mit andern Rassen vermischen, gleich bleibt, sehr wahrscheinlich werde, diese Menschenstämme seyen von Anfang der jetzigen Schöpfung an immer getrennt gewesen, und jeder Stamm habe seine eigenen Stammeltern gehabt; dann würde sich, was auch sehr wahrscheinlich ist, die Mosaische Angabe nur auf die caucasische Rasse beziehen. Auch die Sündfluth überschwemmte hauptsächlich die Wohnungen der caucasischen Rasse, und erstreckte sich wahrscheinlich nicht über die ganze Erde. Kein Naturforscher wird annehmen können, daß alle Thiere in die Arche Noahs eingegangen seyen. Die Thiere am Eismeer, die Thiere des südlichen Amerikas oder Neuhollands, werden kaum sich mit den Thieren Asiens vereinigt haben, und ungeheure Länder- und Meeresstrecken haben überschreiten können. Wenn nun aber die Thiere, welche diesen und andern Ländern eigen sind, dort geboren, dort vom Schöpfer geschaffen worden sind, kann die Allmacht Gottes nicht auch eben so leicht mehrere Menschenpaare an verschiedenen Orten seiner Erde erschaffen haben? Ist dieser Gedanke nicht den Begriffen der Allmacht Gottes eben so würdig, als wenn wir annehmen, von einem Menschenpaar her stammen alle Menschen.

Nie ist der Maure zum Neger geworden, obschon er seit Jahrtausenden Afrika bewohnt; und nie ist der Neger in die mongolische oder caucasische Rasse ausgeartet, wenn er auch Jahrhunderte unter diesen Völkern sich fortgepflanzt hat, und die Mittelrassen gehen immer wieder in die Hauptrasse über, wenn sie sich in verschiedenen Generationen mit derselben mischen. Der Mulatte wird nach der dritten oder vierten Generation mit dem Neger wieder zum Neger, mit dem Caucasier zum Caucasier, und die Urrasse stellt sich vollkommen her. Dies und noch viel anderes scheint zu beweisen, diese Rassen seyen Menschenarten, und haben von jeher bestanden. Dies aber näher auszumitteln, kann nicht der Zweck dieses Werks seyn.



Neger.

Zweyte Ordnung der Säugethiere.

Vierhänder. Quadrumana.

Die Vierhänder stehen in Hinsicht ihres Baues dem Menschen unter allen Säugethieren am nächsten, und vorzüglich die erste Familie derselben, die eigentlichen Affen. Die wesentlichste Verschiedenheit zwischen dem Menschen und Affen beruhet, wie schon ist angeführt worden, hauptsächlich auf den Theilen, welche zum aufrechten Gange dienen, und obschon wir den eigentlichen Grund nicht hinreichend erklären können, so liegt ganz gewiß die Ursache der höhern Fähigkeiten des Menschen, in intelectueller Hinsicht, vorzüglich im Bau des Schedels, dessen hohe Wölbung dem Hirn einen freyern Spielraum gestattet, als bey keinem andern Säugethier, während zugleich der zu Geistesfähigkeiten dienende Hirnüberschuß beym Menschen am größten ist. Wenn daher auch dieselben Theile des Hirnes beym Affen vorhanden sind, wie beym Menschen, so sind sie in einer andern Lage vorhanden und weniger entwickelt, und dies ist es vorzüglich, was den Affen in geistiger Hinsicht auf eine viel tiefere Stufe setzt, als den Menschen. Daß aber noch andere, noch nicht gehörig entwickelte Gründe vorhanden seyn müssen, welche die Säugethiere in intelectueller Hinsicht auf eine höhere oder niederere Stufe stellen, geht daraus hervor, daß Thiere, welche durch ihren Schedelbau, nach der obigen Annahme, „daß die freyere Bewegung des Hirnes, oder die Wölbung des Schedels, hauptsächlich die Geistesanlagen bestimmen," tief unter den Affen stehen sollten, doch denselben nicht nur hierin gleich kommen, sondern sie noch zu übertreffen scheinen. Der Hund, der Fuchs, der Elephant haben eine von der menschlichen Bildung gar sehr abweichende Kopfform, und dennoch stehen sie auf derselben, oder einer noch höhern Stufe der geistigen Fähigkeiten, wie die Affen, und die Hunde wenigstens widerlegen zum Theil den Satz, welchen einige Physiologen von so großem Gewicht hielten, daß jemehr der Gesichtswinkel, der eine Linie bilden würde, welche man sich von der Oberlippe an die Stirne gezogen denkt, vom Geraden abweicht und spitziger werde, desto tiefer stehe das Thier in der Brutalität, desto mehr verschwänden die höhern geistigen Fähigkeiten. Schon beym Neger, dessen Gesichtswinkel sich auffallend dem der Orangs nähert, wollte man daher weniger Geistesfähigkeiten voraussetzen, was aber gar nicht erwiesen ist.

Weit gewisser ist es, daß im Baue zum ganz aufrechten Gange der Hauptpunkt liege. So ähnlich der Bau der Affen dem menschlichen ist, so unterscheidet er sich durch eben diesen verschiedenen Bau gar sehr von ihm. Die Affen haben wirklich vier vollkommene Hände, denn ihre Hinterfüße dienen eben so gut als Hände, als die Vorderfüße. An allen vier Füßen also hat der Affe vier Finger oder Zehen, nebst einem abstehenden Daum. Dieser Daum aber bezeichnet die Bestimmung des Gliedes zur vollkommnen Hand, oder zum Greifen. Die Nägel sind meist, wie beym Menschen, abgerundet, und können nicht zum Einschlagen oder Fassen dienen; sie sind, wie bey den Menschen, hauptsächlich zum Schutze der Fingerspitzen und zur Vervollkommnung des Getastes, welches bey den Affen fast eben so vollkommen in den Fingerbeeren zu sitzen scheint, als beym Menschen, vorhanden. Aber eben diese Bestimmung des Hinterfußes zur Hand, benimmt den Affen die Fähigkeit in verticaler Stellung, wie der Mensch, zu stehen oder zu gehen. Bey dieser Stellung setzt der Affe den Fuß bloß mit dem äußern Rande auf die Erde, dadurch verliert er die feste Basis zur gehörigen Unterstützung des Körpers, und das schmale Becken unterstützt auch die Eingeweide nicht genug, und indem dadurch die Schenkelköpfe näher an einander zu stehen kommen, so wird das Gleichgewicht nicht gehörig erhalten. Der aufrechte Gang ist daher nie der gewöhnliche, auch beym menschenähnlichsten Affen, er geschieht immer mit Mühe und kann ohne Beschwerde nicht lange unterhalten werden. Durch die Bildung des Hinterfußes zur wahren Hand aber haben sie die Fähigkeit, sich mit derselben so leicht, wie mit der Vorderhand festzuhalten, dadurch klettern sie mit bewundernswürdiger Schnelligkeit und Sicherheit auf Bäume. Der nicht so sehr gewölbte Kopf drückt beym Gehen auf vier Füßen wenig nach vorn, der Druck der Schwere des Hirnes ist gleichmäßiger vertheilt, und das Blut strömt beym Vorhalten des

Kopfes nicht in größerer Menge in denselben. Im Nacken steht überdies ein starkes Band, wie bey den übrigen Säugethieren, welches den Kopf zurückhält. Die Augen stehen breiter aus einander und hindern beym vierfüßigen Gang das Vorwärtssehen nicht. Aber an den Unterschenkeln fehlen die Waden, die Hinterbacken treten weniger vor, die Bieger der Unterschenkel befestigen sich weiter unten, sie erleichtern die Biegung, erschweren aber das Geradestrecken des Knies. Kurz alles ist beym Affen zum vierfüßigen und nicht zum aufrechten Gange geschaffen, und dies erniedrigt ihn zum Thiere.

Die Bildung des Schedels weicht sehr vom menschlichen ab, die Kiefer treten, auch bey den Orangs, als den menschenähnlichsten Affen, doch sehr vor, und die Stirne weicht um so mehr zurück, je mehr die Schnautze vorragt. Blumenbach hat in seinen naturhistorischen Abbildungen dieses sehr gut gezeigt, da er den Schedel des Orangs neben den Schedel einer schönen Georgianerin, als der nach unsern Begriffen schönsten Menschenform, abbilden ließ.

So wie die Bildung des Schedels vom menschlichen immer mehr abweicht, je mehr man von den Orangs abwärts geht, so weichen auch die Zähne in ihrem Bau immer mehr vom Menschen ab, und alle wahren Affen gleichen blos darin noch dem Menschen, daß sie nur vier Vorderzähne haben. Allein die Eckzähne weichen sehr von den menschlichen ab, und werden bey den Hundsköpfen endlich so groß, lang und spitzig, als bey den Raubthieren.

Sie besitzen übrigens, wie der Mensch, dreyerley Arten von Zähnen, nämlich Schneidezähne, Hauzähne und Backenzähne, welche aber nicht wie beym Menschen in einer ununterbrochenen Reihe an einander liegen, sondern Lücken zwischen sich haben. Alle Affen sind aber pflanzenfressend; indessen zeigen einige doch Begierde zum Fleisch, genießen Vogeleyer und Insecten, einige fallen sogar Vögel an und fressen sie.

Die Eingeweide gleichen sehr den menschlichen; der Magen hat dieselbe Gestalt; der Darmcanal verhältnißmäßig fast dieselbe Länge; die Augen stehen vorwärts; die Brüste stehen an der Brust; das Hirn hat auf jeder Seite drey Lappen, von welchen der hintere über das kleine Gehirn weggeht; die Schläfengrube ist durch einen knöchernen Vorsprung von derjenigen der Augenhöhle getrennt. Das Gesicht weicht gradweise sehr vom menschlichen ab, weil unten die Schnautze vortritt. Bey den meisten bildet sich ein Schwanz, der bey vielen länger ist als der Körper, und zum Greifen, wie eine fünfte Hand, dient. Die freye Bewegung der Arme gestattet ihnen eine Menge Bewegungen, welche den menschlichen ähnlich sind. An Schnelligkeit und Gewandtheit übertreffen sie den Menschen weit.

Die Sinne der Affen sind sehr fein, besonders Geruch und Geschmack; fast alles, was sie genießen wollen, beriechen sie erst, ehe sie es kosten. Das Getaste ist wie beym Menschen in den Fingerspitzen und scheint bey einigen fast eben so fein, als am Menschen, dadurch zeichnen sie sich vor allen übrigen Säugethieren aus. Ihre Finger sind aber einzeln nicht so beweglich, wie beym Menschen, doch ergreifen sie mit Leichtigkeit die feinsten Gegenstände damit, fangen die kleinsten Insecten, und ihre Hände sind sehr vollkommen.

Alle Thiere dieser Familie besitzen ein vortreffliches Gedächtniß, sind argwöhnisch, klug, machen eine Menge Gesticulationen und Grimassen. Beleidigt man sie, so machen sie drohende Geberden, knirschen mit den Zähnen, beißen, kratzen, und viele sind sehr schlau und falsch. Einige sind sehr störrig, und im Alter fast ganz unlenksam, wie die wildesten Thiere, sehr boshaft; andere dagegen sind sehr sanft, gelehrig, einschmeichelnd, und gewöhnen sich leicht an Gefangenschaft. Viele können auch leicht zu Künsten abgerichtet werden. Die meisten sind unreinlich, ausschweifend, diebisch, äußerst leidenschaftlich und können ihre Begierden nicht im Geringsten bezähmen. Obschon sie vor Schläge sich sehr fürchten, thun sie doch, was sie gelüstet. In den Wäldern, wo sie zu Hause sind, spielen sie die Herren, necken andere Thiere meist ungestraft, da ihre Schnelligkeit im Laufen, vorzüglich aber im Klettern, sie vor allen Gefahren gewöhnlich schützt.

Im Fortpflanzungstriebe sind sie fast alle sehr hitzig, einige abscheulich geil und unfläthig. Doch vermehren sie sich nicht sehr stark, und keine Art Affen wirft mehr als zwey Junge auf einmal, die meisten werfen nur eins, und zwey scheint Ausnahme zu seyn. Die Jungen beschützen sie mit außerordentlicher Sorgfalt, tragen sie auf den Armen und an den Brüsten, oder das Junge klammert sich am Halse der Mutter oder auf deren Rücken an, und wird von ihr und vom Vater geliebkoset. Die Eltern suchen den Jungen die Läuse und Flöhe aus dem Pelze,

welche dann mit großem Appetit verspiesen werden. Dennoch werden die Jungen von den Eltern in strengem Gehorsam gehalten, und ihre Unarten durch Schläge gestraft. Die Jungen bedürfen längere Zeit der Sorgfalt der Eltern, als bey andern Thieren, und sind anfangs sehr zart. Es sind außerordentlich muntere und höchst posirliche Thierchen.

Die meisten Affen leben in der Freyheit in größerer oder kleinerer Gesellschaft, und meist friedlich unter einander, mit Fremdlingen giebt es aber oft Zank und Krieg.

Sie sind ihrer Schlauheit und Schnelligkeit wegen sehr schwer zu fangen, und alt meist schwer zu bändigen, indem sie große Stärke besitzen und sich durch Kratzen und Beißen vertheidigen.

Alle Affen bewohnen nur das Tropenclima beyder Welten, ungefähr die Palmenregion der Pflanzen, sie haben mit den Papageyen meist dasselbe Vaterland. Europa hat keine eingeborne Affenart, nur in seinem wärmsten Theile bey Gibraltar findet sich eine, wahrscheinlich aus Afrika herübergebrachte, Art wild. Neuholland hat gar keine Affen. Desto reicher ist das warme Amerika und Asien und ganz Afrika damit versehen.

Höchst merkwürdig ist es, daß eben so wenig Affen in der Vorwelt gelebt haben, als Menschen, denn man hat auch noch keine Spur von Ueberbleibseln von Affen gefunden. Nicht nur war also wahrscheinlich die Form des Menschen der Vorwelt unbekannt, sondern auch die verwandte Form der Affen, da doch in der jetzigen Schöpfung diese so außerordentlich zahlreich sind. Eben so wenig findet man Ueberbleibsel der zweyten Familie der Vierhänder, der Makis, so daß überhaupt die zwey- und vierhändigen Säugethiere ein Erzeugniß der jetzigen Schöpfung zu seyn scheinen, welche dadurch einen Schritt vorwärts zu höherer Bildung gethan hat. Ueberhaupt scheint jede neue Schöpfung, welche aus den Trümmern einer frühern hervorgieng, höher geschritten zu seyn, denn die Spuren früherer Schöpfungen und Erdrevolutionen, deren die Erde wohl mehrere erlitten hat, und wo bey jeder alle lebenden Geschöpfe, die vorher die Erde bewohnt hatten, zu Grunde giengen, zeigen, daß Anfangs keine andern Thiere auf der Erde lebten, als Schaalthiere und Polypen, und erst in spätern Zeiten Fische, Reptilien und endlich Vögel und Säugethiere entstanden waren. Das Wie oder Wenn wird uns freylich immer verborgen bleiben.

Man kennt die natürlichen Sitten sehr vieler Affen nicht anders, als aus den oft sehr unvollkommenen Nachrichten mancher Reisenden, welche oft mit Versatz vielleicht, oft auch durch fabelhafte Sagen und Erzählungen der Bewohner jener Gegenden, wo die Affen hausen, und ohne Sichtung des Wahren vom Falschen, alles aufschrieben, was sie hörten. So entstellte sich die Naturgeschichte dieser, gewiß auch ohne solche Uebertreibungen merkwürdigen Thiere, so sehr, daß es schwer hält, die Wahrheit aufzufinden, um so mehr, als jene mährchenhaften Erzählungen sehr oft abgeschrieben wurden, und in sogenannte Volksnaturgeschichten übergiengen, oder in Bilderbüchern zur Belehrung der lieben Jugend nacherzählt wurden, die sie dann mit vieler Erbauung las. Solche sind: Daß die Affen zuweilen Weiber und Mädchen entführt, und solche gezwungen haben, mit ihnen in der Wildniß zu leben; daß sie sich aus Laubwerk ordentliche Hütten bauen; daß sie alles nachahmen, was sie den Menschen thun sehen; daß man sie dadurch fange, daß man Stiefeln mit Harz inwendig beschmiere, dann vor ihren Augen solche anziehe, die geschmierten aber stehen lasse, welche sie dann anziehen wollen, und darin kleben bleiben, und eine Menge solcher Albernheiten mehr, welche hier nicht zu wiederholen sind, da sie der Einbildungskraft der Jugend eine ganz falsche Richtung geben. Lieber gewöhne man diese an Wahrheit, die Naturgeschichte bietet uns des Angenehmen, des Lehrreichen, des Merkwürdigen genug, wir dürfen das Falsche und Abentheuerliche nicht zu Hilfe nehmen. Die Affen üben menschenähnliche Handlungen ohne nachzuahmen, es ist ihr natürliches Thun, was sie zu solchen Gesticulationen antreibt, und die äußere Bildung des Gesichts und Körpers trägt wohl dazu bey, daß man in ihren Handlungen, wie in ihrem Körperlichen Aehnlichkeit mit dem menschlichen Treiben zu bemerken glaubt, aber um deßwillen kann man noch nicht sagen, sie ahmen alles nach. Der Affe ist schlau, hinterlistig, boshaft, leidenschaftlich in allen seinen Begierden, und wenn seine Handlungen etwas Menschenähnliches hätten, so wäre er oft der Abdruck der schändlichsten Leidenschaftlichkeit, des unmäßigsten Verlangens, und der nicht gebändigten Begierden.

Nur wenige Arten halten die kältern Climate gut aus, und alle müssen im Winter an einem warmen Orte gehalten werden, wenn sie ihr Leben lange fristen sollen. Nur wenige pflanzen sich in Europa in der Gefangen-

schaft fort, und viele sind so zärtlich und frostig, daß sie unser naßkaltes Clima gar nicht ertragen, sondern sehr bald umkommen.

Obgleich die schon jetzt bekannten Arten sehr zahlreich sind, so ist es doch sehr wahrscheinlich, daß wir noch lange nicht alle Arten kennen, und daß in allen Welttheilen, wo Affen leben, dieselben noch viel zahlreicher sind, als wir wissen; jede neue Reise hat uns darüber auch neue Entdeckungen gebracht. Auch hier bemerkt der Naturforscher mit Erstaunen, wie oft eine Art der andern so sehr ähnlich und doch bestimmt von derselben verschieden ist, sich nur für sich fortpflanzt, andere Sitten, andern Character zeigt, und jede also sich als Art beweist. Genaue Beobachtungen der neuern Zeiten haben bewiesen, daß es in der freyen Natur keine Bastarde giebt, daß die Arten, welche sich am nächsten verwandt scheinen, sich doch nicht mit einander vermischen, die Arten also immer dieselben bleiben, so ähnlich sie sich einander seyn mögen.

Die Zahl der bekannten Affenarten belauft sich auf 143 bis 144. Linneus hat sie alle unter eine Gattung gebracht, allein die Verschiedenheit des Zahnbaues, die Abwesenheit oder Länge und Beschaffenheit des Schwanzes, das Vorhandenseyn oder Fehlen der Backentaschen und Gesäßschwielen, der Bau der Hände und die Länge der Arme bietet uns so viele Verschiedenheiten dar, welche characteristisch genug sind, mehrere Gruppen oder Gattungen aufzustellen, welche hier angeführt werden sollen.

Zuerst zerfallen die Affen in zwey Hauptgruppen, nämlich: diejenigen, welche die sogenannte alte Welt bewohnen, und die Affen Amerikas.

Affen der alten Welt. Simiae catarrhini. (Geoffroy.)

Auf jeder Seite der Kinnladen stehen fünf Backenzähne, mit stumpfen Höckern auf ihrer Krone.

Die Nasenscheidewand ist schmal, die Nasenlöcher genähert.

Entweder gar kein Schwanz, oder er ist kurz, oder lang, niemals ein Greifschwanz.

Bey den meisten Arten Backentaschen und Gesäßschwielen. Bey den Weibchen fast aller Arten hat ein monatlicher Blutabgang statt.

Erste Gattung.

Orangs. Simia (Erxleben, Illiger.) Pithecus (Geoffroy.)

Die Schwänze kurz, der Kopf rundlich, die Stirne vorspringend, der Gesichtswinkel etwa 65 Grad; die Ohren mittelmäßig, menschenähnlich, die Arme von mittelmäßiger Länge. Sie haben keinen Schwanz, keine Gesäßschwielen, keine Backentaschen.

Es sind die einzigen Affen, deren Flügelbein, Leber und Blinddarm diesen Theilen des Menschen gleichen.

Taf. 19. **Der Orang-Utang.** Simia Satyrus.

Orang roux.

Drey bis vier Fuß hoch, der Körper mit langen rothbraunen Haaren besetzt. Die Arme reichen bey diesen Affen bis unter die Knie. Die Stirne ist so hoch, daß sie fast die Hälfte des übrigen Gesichts bildet. Ein Theil

des Gesichts ist wie die Hände und Fußsohlen von Haaren entblöst. Diese nackten Theile haben eine kupferröthliche Farbe. Die stärksten und dicksten Haare sind die auf dem Kopfe, welche in der Richtung nach vorn auseinander laufen. Der Körper ist stark; der Kopf dick, ablang, ohne Augenbraunengräthe, die Nasenlöcher öffnen sich nach unten; die Lippen sind sehr dünn und wenig bemerkbar, können sich aber verbreiten; die Zunge ist wie bey andern Affen weich; die beyden obern Schneidezähne sind breiter als ihre Seitenzähne; der Hals sehr kurz; Bauch groß; die Vorderhand gleicht der menschlichen, der Daum reicht nicht über das erste Gelenk des Zeigefingers hin. Die Hinterbacken sind nackt, aber nicht schwielig. Der Daum der Hinterhand sitzt sehr tief und bildet in seiner gewöhnlichen Lage mit den übrigen Fingern einen geraden Winkel, er ist fast ohne Nagel. An der Kehle hat Camper zwey häutige Säcke entdeckt und sehr gut beschrieben, sie stehen mit den Seitenhöhlen des Kehlkopfs in Verbindung und scheinen die Stimme zu dämpfen.

Dieser berühmte Affe ist bisher nur jung nach Europa gekommen, und keiner scheint mehr als drey Jahre alt gewesen zu seyn. Es ist daher sehr wahrscheinlich, und Cüvier hat es beynahe zur Gewißheit erhoben, daß der rothe Orang nur ein junges Thier des Pongo ist, welchen Wurmb zuerst beschrieben hat, und von welchem Audebert uns die schöne Abbildung des Seeletes liefert. Die Gründe, welche Cüvier anführt, sind folgende: Alle rothen Orangs, welche nach Europa kamen, hatten einen platten Schedel und sehr offene Gesichtswinkel, dies beweist, daß es junge Thiere waren, da bey den Affen, wie bey den Menschen, der Kopf sich sehr mit dem Alter verändert. Bey dem Seelet des Pongo im Museum zu Paris, welches bestimmt von einem alten Thiere ist, gleicht der Kopf sehr demjenigen des Orang-Utangs, nur ist alles stärker und die Knochenvorragungen rauher. Für die Gleichheit der Art zeugt ferner die gleiche Zahl der Wirbel, welche bey andern Affengattungen nach den Arten sehr abweicht: Die gleiche Form der Hände und Füße, und die Proportion der Arme zum Körper: Die Gegenwart der Kehlsäcke bey beyden und ihre ähnliche Form: Dasselbe Vaterland. Wenn der junge Pongo ein rothbraunes, der alte ein schwarzes Haar hat, so beweist dieses gar nichts, man bemerkt bey mehrern Affenarten eine solche Veränderung der Farbe durch das Alter. Wenn also, wie es höchst wahrscheinlich ist, diese beyden Thiere nur eine Art ausmachen, so muß die Gattung Pongo heißen, und der Pongo wird mit Recht vom Schimpanse getrennt und nähert die wahren Affen den Hundsköpfen. Freylich muß noch erwiesen werden, daß der Orang-Utang Backentaschen habe, welche man beym Pongo findet.

Die Naturgeschichte dieses sehr merkwürdigen Thieres ist aber um so viel verwirrter, als der Schimpanse und der Pongo so oft mit einander verwechselt wurden, obschon sie nicht blos als Art, sondern nach dem eben Gesagten sogar als Gattung verschieden sind. Die in Europa gesehenen oder beschriebenen Thiere waren alle sehr sanft, gelehrig, gar nicht wild; Eigenschaften, welche aber wohl zum Theil daher kommen mögen, daß alle noch jung waren.

Die Natur gab dem Orang-Utang wenig Vertheidigungsmittel, und nach dem Menschen ist vielleicht kein Thier mit so wenig natürlichen Waffen gegen Gefahren versehen, als diese Affenart. Allein die Natur scheint ihm vorzügliche intellectuelle Fähigkeiten gegeben zu haben, welche den Mangel natürlicher Waffen ersetzen. Immer aber giebt ihm seine Geschicklichkeit im Klettern ein sicheres Mittel, seinen Feinden zu entgehen, wenn gerade Bäume in der Nähe sind, und davon scheint er nie weit sich zu entfernen. Man kennt wenig reine Beobachtungen über den Orang-Utang, da er immer mit dem Schimpanse verwechselt ward, und alle wurden an jungen Thieren gemacht. Capitain Decain brachte einen jungen Affen dieser Art im Jahr 1808 von Borneo nach Paris. Dieses Thier, welches bey seiner Ankunft nur etwa 15 bis 16 Monate alt war, zeigte dennoch eine bedeutende Entwicklung seiner intellectuellen Fähigkeiten. Der ganze Bau des Körpers ist zum Klettern eingerichtet, welches er mit eben so großer Fertigkeit thut, als sein Gang beschwerlich ist. Wenn er einen Baum besteigen wollte, so bediente er sich blos der vier Arme und nicht der Schenkel. Er gelangte leicht von einem Baume zum andern, so bald nur die Aeste einander berührten, so daß in einem nur etwas dichten Wald das Thier niemals zur Erde steigen muß. Seine Bewegungen waren im allgemeinen langsam, und wenn er auf der Erde gehen sollte, schien es ihm Mühe zu machen, dann stellte er seine Hände fest auf den Boden, erhob den Körper auf seinen langen Armen und schleppte nun denselben nach, indem er den Hinterfuß zwischen und über die Hände hinaussetzte, dann fixirte er

den Hinterkörper, und stützte sich wieder auf seine Vorderhände. Nur wenn man ihn unterstützte und bey der Hand hielt, konnte er auf den Hinterbeinen gehen, wobey er aber mit dem andern Arm den Boden doch berührte, und man sah ihn sehr selten den ganzen Fuß auf die Erde setzen, sondern nur den äußern Rand, als ob er seine Zehen vor jeder Reibung auf der Erde schützen wollte, wenn er aber den Fuß ganz aufsetzte, so waren die beyden letzten Gelenke der Zehen gebogen, und nur der Daum blieb ausgestreckt. In der Ruhe setzte er sich auf den Hintern, und schob die Beine über einander, wie die Morgenländer es beym Sitzen zu thun pflegen. Er legte sich bald auf die Seiten oder auf den Rücken, zog die Beine an den Körper, und kreutzte die Arme über der Brust. In dieser Lage suchte er sich zu bedecken, und zog alle Tücher, welche er finden konnte, über sich. Er bediente sich der Arme und Hände völlig wie der Mensch, brachte damit alle seine Nahrungsmittel zum Munde, selten ergriff er sie jedoch auch mit diesem; dagegen trank er immer mit dem Munde auf die Flüßigkeiten hingebogen, wie andere Thiere. Alles, was man ihm gab, beroch er zuerst und untersuchte es genau. Er fraß fast ohne Unterschied Früchte, Gemüse, Eyer, Milch, Fleisch, vorzüglich gern fraß er Brod, Pomeranzen und trank Caffe. Einst leerte er sogar ein Tintenfaß ohne Schaden aus. Er fraß übrigens zu jeder Stunde. Gesicht und Gehör waren sehr gut, doch boten diese Sinne nichts Auffallendes dar.

Um sich zu vertheidigen, biß er oder schlug mit den Händen drein, aber nur gegen Kinder war er böse, und mehr aus Ungedult, als aus Zorn. Im ganzen war er sanft und einschmeichelnd und liebte besonders Gesellschaft. Er freute sich, wenn man ihn liebkosete, und küßte seine Bekannten recht eigentlich. Besonders gern berührte er die Finger seiner Bekannten, ohne von andern die seinigen gerne berühren zu lassen. Sein Geschrey kam aus der Gurgel und war scharf, er ließ es nie hören, als wenn er etwas lebhaft verlangte; dann waren alle seine Bewegungen sehr ausdrucksam, er schüttelte den Kopf, wenn er unzufrieden war, schmollte, wenn man ihm nicht gehorchen wollte; wenn er zornig war, so schrie er heftig und bezeugte den höchsten Grad des Zornes durch Wälzen des Körpers auf dem Boden.

Für seine Erziehung hatte man gar keine Sorge getragen, und so zeigte er sein ganzes Naturell ziemlich deutlich. Anfangs zeigte das Thier auf dem Schiffe sehr viel Mißtrauen in seine Kräfte, er gieng nie anders als wenn er sich an den Schiffsseilen oder andern Stützpunkten festhielt, stieg Anfangs nie auf den Mast, als wenn man ihn zwang; als aber einmal Herr Decain hinaufstieg, dem er sehr zugethan war, so stieg er ihm nach, und that dies nachher von selbst oft.

Klugheit und List besitzt dieser Affe in hohem Grade; als er einst auf einem Baume im Garten war, und jemand hinauf steigen wollte, schüttelte er mit aller Macht die Aeste, um ihn zu hindern, und that dies so oft der Versuch wiederholt wurde. Gegen seine Umgebungen war er sehr zutraulich, und Gesellschaft scheint ihm Bedürfniß. Der Orang-Utang des Herrn Decain hatte eine ungemeine Liebe zu seinem Herrn und gab davon merkwürdige Proben. Einst traf er denselben noch im Bette an, in seiner Freude warf er sich auf denselben, umarmte ihn heftig, heftete seine Lippen auf seine Brust, und fieng an an der Haut zu saugen, wie er sonst an den Fingern ihm angenehmer Personen that. Er kannte die Stunde des Essens sehr genau, und forderte von seinem Herrn gerne Leckerbissen; kletterte zu diesem Zweck hinten auf seinen Stuhl, und wartete ganz still, bis er bemerkt wurde und man ihm etwas gab. Als einst Herr Decain aufs Land gehen mußte, kletterte er wie gewohnt auf den Stuhl, auf dem ein anderer Offizier saß, und als er bemerkte, daß es nicht Herr Decain sey, wollte er durchaus nichts fressen, sprang herunter, fieng an zu schreyen und mit dem Kopf an die Erde zu schlagen, auf welcher er sich herumwälzte. Dies Letzte that er immer, wenn er etwas lebhaft verlangte, und man es ihm abgeschlagen hatte. War er zornig, so erhob er von Zeit zu Zeit den Kopf, und hörte auf zu schreyen, um zu sehen, ob sein Geschrey einigen Eindruck auf die ihm nahe stehenden Personen mache, glaubte er ihre Blicke nicht günstig, so schrie er von Neuem. Die Einsamkeit gefiel ihm gar nicht, und er suchte die Leute immer auf. Man hielt ihn in Ostindien in einem Zimmer, welches an das Besuchzimmer stieß, kaum hörte er jemand, so machte er geschwind den Riegel auf, der sein Zimmer verschloß; da dieser etwas schwer gieng, so stieg er auf einen nahe bey der Thüre stehenden Stuhl, um desto mehr Kraft anwenden zu können; als man einmal, um ihn am Oeffnen zu hindern, den Stuhl wegnahm und in eine andere Gegend des Zimmers stellte, so holte er denselben geschwind wieder herbey und öffnete die kaum

verschlossene Thür. Er hatte eingesehen, daß er mehr Kraft habe, wenn er auf derselben Höhe mit dem Riegel stehe, und bemerkt, daß die Stühle tragbar seyen. Dieses Thier ist also sehr der Vervollkommnung und der Combination von Ideen fähig, mehr als kein anderes.

Nicht blos gegen den Menschen, sondern auch gegen andere Thiere hatte er Zuneigung, die ihm oft unangenehm vergolten wurde. Zwey junge Katzen liebte er sehr, und trug immer bald die eine oder andere unter dem Arm. Anderemal setzte er sie sich auf den Kopf, oft aber fürchteten sich die Katzen bey seinen verschiedenen Bewegungen und hielten sich mit den Klauen an der Haut des Affen fest, allein er ertrug geduldig die Schmerzen, untersuchte aber dann die Füße der Katzen, und als er die Klauen derselben entdeckt hatte, wollte er sie ausreißen. Die Lust, etwas auf dem Kopfe zu haben, zeigte er auch bey andern Gelegenheiten; oft bestreute er sich den Kopf mit Papierschnitzeln, mit Asche, mit Erde oder andern Dingen.

Wenn er mit Gabel oder Löffel essen sollte, war er dabey etwas ungeschickt; aber er wußte sich sehr merkwürdig zu helfen: Wenn die Nahrungsmittel auf seinem Teller nicht in seinen Löffel gehen wollten, so gab er den Löffel dem Nachbar, damit er ihn fülle. Er trank auch sehr geschickt aus einem Glase, welches er mit beyden Händen hielt, und als er einst bemerkte, daß das Glas nicht im Gleichgewicht stehe, so unterstützte er es mit der Hand auf der Seite, wo es sich neigte.

Da er sehr empfindlich gegen die Kälte war, so gab man ihm eine Decke, in welche er sich einwickelte. Auf dem Schiffe nahm er alles, was ihm geeignet schien, Wärme zu geben, und wenn ein Matrose ein Kleidungsstück vermißte, so war er sicher, dasselbe im Bett des Affen zu finden. In Frankreich legte man die Decke alle Tage auf ein Rasenstück im Garten vor dem Speisesaal, um sie zu lüften. Nach dem Essen, welches er gewöhnlich an der Tafel mit einnahm, gieng er in den Garten, nahm die Decke auf seine Schultern, und brachte sie einem Bedienten, indem er ihm auf die Arme kletterte, um sie in seine Schlafstätte zu tragen. Einmal hatte man sie an einen Fensterflügel gehangen, vom Speisezimmer aus bemerkte der Affe sogleich, daß sie nicht an ihrem Orte sey, und suchte sie allenthalben, und als er sie entdeckte, brachte er sie, wie gewöhnlich, dem Bedienten.

Diese Beobachtungen, welche von Herrn Friedrich Cüvier herkommen, sind so merkwürdig und bezeichnen dieses Thier so, daß wir in der That über seine Fähigkeiten erstaunen müssen, welche demselben gerade nach dem Menschen eine Stelle anweisen, da kein Thier so viel Ueberlegung und Combination zeigt, als etwa der Elephant und der Hund, welche dem Orang-Utang hierin nahe stehen.

Die Beobachtungen des Herrn Vosmaer stimmen ganz mit denen des Herrn Cüvier überein und beweisen die Klugheit und Gelehrigkeit dieser Thiere. Sein Orang-Utang wußte mit der Hand den Stöpfel aus einer Bouteille zu ziehen, trank daraus, wischte sich auch nachher den Mund ab. Wenn er sich niederlegen wollte, machte er sich das Heu seines Lagers zurechte, schüttelte es tüchtig durch und machte sich ein Kopfküßen, wozu er einmal in einen Lappen Heu that und die Enden ordentlich über einander legte. Die Decke zog er ordentlich über den Körper und deckte sich warm zu. Er konnte das Schloß seiner Kette mit dem Schlüssel öffnen, und versuchte in Ermanglung dessen, das Oeffnen mit einem Stück Holz. Wenn er auf den Boden gepißt hatte, suchte er das Nasse mit einem Lappen wegzuwischen. Wenn man ihn mit beschmutzten Stiefeln besuchte, kehrte er sie mit einem Besen ab, löste Schuhschnallen und die verworrendsten Knoten mit den Fingern und Zähnen auf. Hatte er einen Stock in der Hand, so konnte man ihm denselben schwer nehmen, da er sich damit sehr wehrte. Man hat gesehen, daß er die Klammern mit einem Nagel auszuheben suchte. Braten und Fische aß er sehr gerne, aber nur gekocht; auf Insecten machte er nie Jagd. Er wußte mit der Gabel gut umzugehen, speißte zum Beyspiel Erdbeeren, welche man ihm auf einem Teller gab, an, und führte sie zum Munde, während er den Teller in der andern Hand hielt. Er hatte große Muskelstärke. Wein trank er sehr gern, und leerte einst einen Rest Malagawein rein aus, den er in einer Bouteille fand, die er dann unversehrt auf die Erde stellte.

Wenn aber wirklich der Pongo des Herrn Wurmb mit diesem Thiere eins ist, so sind diese Fähigkeiten um so auffallender, da diese Gattung sich den Hundsköpfen, deren intellectuelle Fähigkeiten weit geringer sind, gar sehr nähert. Wahrscheinlich würde das alte Thier, auch in der Gefangenschaft, sehr viel von seiner Sanftmuth verlieren.

Von seinen Sitten im wilden Zustand kennt man beynahe nichts gewisses, als daß dieses Thier in Gesellschaft lebt, stark und herzhaft ist, und sich mit Stöcken und Steinen vertheidigt.

Beym alten Pongo werden die Eckzähne sehr lang und stark, und stehen von den Vorderzähnen durch einen Raum getrennt, in welchen die von der andern Kinnlade passen. Die Schnautze wird sehr vorstehend, und am Kopf bemerkt man über den Augen und an der Pfeil- und Hinterhauptsnath Knochengräthen.

Das Vaterland ist das östlichste und wärmste Asien, vorzüglich Malacca, Cochinchina und die Insel Borneo.

Taf. 19. Der Schimpanse, der Troglodyt. Simia Troglodytes.

Troglodytes niger (Geoff.) Troglodyte Chimpanzée.

Dieser Affe hat 32 Zähne, wie der Mensch, diese sind an einanderstehend, die Hau- oder Eckzähne wenig vorragend. Der Kopf rund; die Schnautze wenig vorstehend. Der Gesichtswinkel 50 Grade.

Die Arme mittelmäßig lang, sie reichen im Stehen nicht ganz an die Knie. Kein Schwanz. Keine Backentaschen. Keine Gesäßschwielen. Kein deutlicher Zwischenkieferknochen. Die Daumen ziemlich lang und abstehend. Das Haar schwarz oder braunschwarz. Die Größe soll nicht über 2 ½ Fuß steigen.

Der Körper ist ziemlich schlank; der Kopf mittelmäßig; die Stirne nicht über die Augenbraunen vorstehend, und nach vorn mit starken Augenbraunengräthen; die Schnautze etwas verlängert; die Augen groß; die Nase stumpf; der Mund breit; die Ohren sehr groß und in der Form den menschlichen ähnlich; die Eckzähne stehen kaum über die Schneidezähne vor, und ihnen sehr genähert; an den Lippen stehen einige Borstenhaare; die Arme stark, mittelmäßig lang; der Daum der Hände nicht weit zurückstehend und im Verhältniß zu den übrigen Fingern; die Brust weit; der Bauch platt und breit, wie beym Menschen; Hinterbacken nackt, nicht schwielig; der Daum der Hinterhände mit einem platten Nagel.

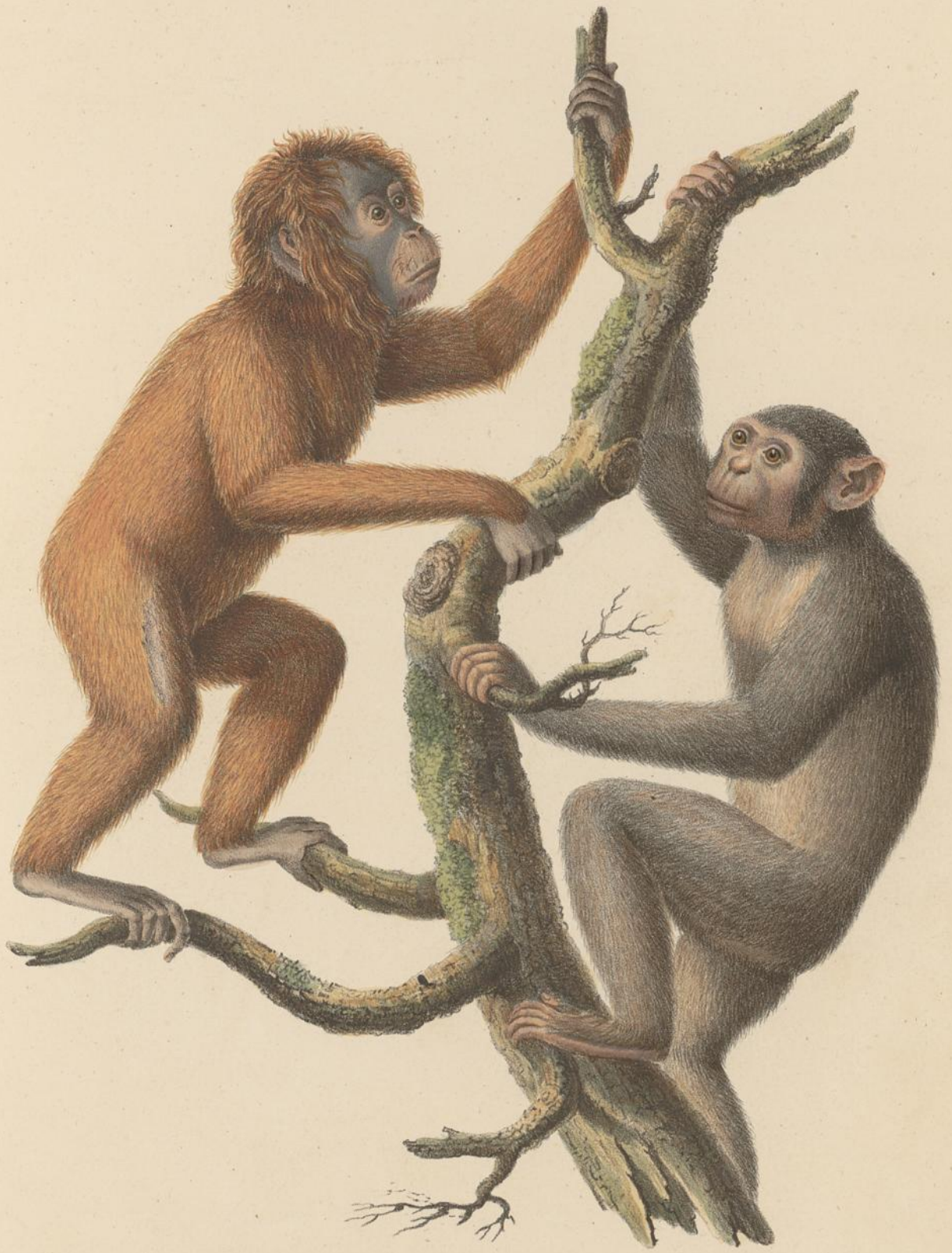
Der Hodensack fehlt am Männchen. Der Körper ist mit langen straffen schwarzen Haaren bedeckt; die auf den Schultern sind länger als die andern und fast zwey Zoll lang. Diejenigen des Vorderarms richten sich nach dem Ellenbogen hin. Gesicht nackt, braun, nur auf den Backen stehen schwarze Haare. Bauch fast nackt.

Dieser Affe ist unter allen am meisten zum aufrechten Gange gebaut, und steht dem Menschen im Aeußern noch näher, als der rothe Orang-Utang. Auch seine intellectuellen Fähigkeiten scheinen ihm gleich zu kommen, wo nicht ihn noch zu übertreffen.

Tyson, welcher einen solchen Affen in England sah, beschreibt ihn als das artigste und liebenswürdigste Thier. Am Bord des Schiffes, worauf er kam, umarmte er alle seine Bekannten mit der grösten Zärtlichkeit, aber mit andern Affen an Bord wollte er keine Gemeinschaft haben, und wich ihnen aus. Er trug manchmal Kleider und gewöhnte sich endlich ganz daran; einen Theil zog er ohne Jemandes Beystand an, und die übrigen brachte er in den Händen zu irgend Jemand von der Gesellschaft, damit er ihm beystehen möchte. Er legte sich ins Bett mit dem Kopf auf ein Kissen, und deckte sich mit einer Decke zu, wie ein Mensch.

In den Wäldern ihres Vaterlandes, wo sie gesellschaftlich leben, fallen sie die Reisenden zuweilen an, und werfen mit Baumästen nach ihnen. Sie gehen sehr oft aufrecht auf einen Baumzweig, wie auf einen Stock, gestützt. Grandpre erzählt, es habe ein solcher Affe auf einem Schiffe den Backofen einheitzen gelernt, Acht gegeben, daß keine Kohlen herausfielen, genau die Zeit bemerkt, wenn die Hitze groß genug zum Backen gewesen sey, und den Becker davon benachrichtigt, der sich auf ihn verlassen konnte. Er soll die Arbeiten der Matrosen verrichtet haben, die Segel zog er auf, band sie fest, und die Matrosen sahen ihn als ihres gleichen an. Als einst der Obersteuermann ihn sehr mißhandelte, hielt er die Hände mit flehender Miene zusammen, um die Streiche abzuhalten, weigerte sich aber von diesem Augenblicke an, Speise zu sich zu nehmen, und starb den fünften Tag darauf vor Hunger und Betrübniß.

Ein solcher Affe, welcher Büffon angehörte; gieng fast immer auf den Hinterbeinen, selbst wenn er schwere Lasten trug. Seine Miene war etwas traurig, sein Gang gesetzt, seine Bewegungen abgemessen, seine Gemüthsart sanft. Ein Zeichen war hinlänglich, um ihm anzuzeigen, was er thun solle. Personen, welche ihn besuchten,



Der Orang-Utang.
Simia Satyrus.
Orang roux.

1/8
der natürl. Grösse.

Der Schimpanse.
Simia troglodytes.
Troglodyte chimpanzée.

reichte er oft ernsthaft die Hand, und spazierte mit ihnen. Er setzte sich an den Tisch, nahm die Serviette auseinander, aß mit Löffel und Gabel, trank aus dem Glase, und stieß sogar an, wenn man ihn dazu aufforderte, wischte sich den Mund ab; er holte auf ein Wort von seinem Herrn, oft auch von selbst, Ober- und Untertasse, stellte sie auf den Tisch, that Zucker darein, schenkte Thee ein, ließ diesen abkühlen und trank ihn. Er that Niemandem etwas zu Leide, näherte sich jedem mit Vorsicht, in einer Stellung, als ob er um Freundschaft bitten wollte. Er aß fast Alles, besonders gern aber reife und trockene Früchte, trank Wein, noch lieber aber Milch, Thee und süße Getränke. Er hatte eine große Zuneigung zu einer Dame gefaßt, welche manchmal Büffon besuchte, und war ganz eifersüchtig auf sie, es durfte sich ihr Niemand nähern, so bald er dies bemerkte, nahm er einen Stock oder Rohr, und fiel damit über die Person her. Blos Büffon konnte ihn dann beherrschen, und durfte nur eine Art Mißfallen darüber ausdrücken, so zog er sich zurück.

Man kann sie in ihrem Vaterland, wo sie allein lange leben können und gesund bleiben, zu allerley häuslichen Beschäftigungen abrichten, zum Wasserholen, Bratspießdrehen u. s. w.

Brosse hatte von einem Neger zwey junge Thiere dieser Art gekauft. Sie setzten sich an den Tisch, und gaben den Schiffsjungen durch Zeichen zu verstehen, was sie zu haben wünschten, und wenn diese nicht thaten, was sie wollten, so wurden sie zornig und suchten sie zu beißen. Dem kranken Männchen wurde einst zur Ader gelassen; so oft es sich nachher nicht wohl befand, deutete es auf den Arm.

Ein Prediger zog sich einen solchen Affen auf, der ihm allenthalben nachfolgte; wenn er in die Kirche gieng, mußte er ihn einsperren. Einst aber kam er unbemerkt in die Kirche, stieg auf das Schallbrett über der Kanzel und machte alle Handlungen des Predigers nach; die ganze Gemeinde fieng natürlich an zu lachen, worüber der Prediger böse wurde, und zu schelten anfieng, je mehr er aber gesticulirte, desto mehr that es auch der Affe und so wurde das Gelächter immer größer, bis endlich der Pater selbst den Affen erblickte und mitlachen mußte.

Daß diese Affen sich ordentliche Hütten erbauen, die sie auf Bäumen aus Zweigen verfertigen, scheint Uebertreibung zu seyn. Alles aber, was von Entführung von Negerinnen oder gar Negerknaben, erzählt wird, ist durchaus unwahr. Aber wenn die angegebenen Handlungen, von welchen ich mich bemühte das Unwahrscheinliche auszulassen, sich so verhalten, so muß auch dieser Affe, und mehr noch, als der vorige, dem Menschen an Fähigkeiten nahe kommen, so wie er jenen an äußerer Körperähnlichkeit zum Menschen übertrifft. Aber zum aufrechten Gange ist er eben so wenig ganz geschaffen, wie der vorige, und diese Eigenschaft bleibt dem Menschen ausschliessend eigen.

Dieser Affe lebt in Angola, Congo und andern Gegenden von Afrika.

Zweyte Gattung.

Affen mit sehr langen Armen.

Gibbons. Hylobates.

Der Zahnbau ist wie bey den Troglodyten. Der Gesichtswinkel bildet etwa 60 Grade. Das Gesicht ist nackt, die Scheidewand sehr schmal. Keine Backentaschen. Gerändelte Ohren. Kein Schwanz. Die Hinterbacken nackt und schwielig.

Die Gibbons sind im Allgemeinen noch wenig bekannt, und die Länder nicht genau bestimmt, in welchen sie leben.

Die bekannten Arten sind:

Taf. 20. **Der schwarze Gibbon.** Hylobates lar.

Orang-Gibbon.

Mit grobem langem schwarzem Haar bedeckt, ein Kreis um Gesicht und Hände grau, die Stirne fast gar nicht hervorstehend; der Schedel nach hinten zusammengedrückt. Der Körper schlank; Kopf rund; Augen groß, tief liegend; Nase platt; Ohren fast wie beym Menschen gerändert; die Gesäßschwielen klein, sie entsprechen zwey Schwielen, welche auf dem Sitzbein stehen; die Vorderarme berühren fast den Boden, wenn das Thier aufrecht steht.

Kopf, Hals, Rücken, Seiten des Körpers und Schenkel schwarz; Obertheil der Hände grau, ebenso zieht sich um das ganze Gesicht ein schmaler Ring grauer Haare, welcher über die Augen, Backen und die Unterkinnlade weggeht; Kreis um die Augen, Nase und das Ende der Kinnladen nackt und braun; Ohren nackt und schwärzlich; Fußsohlen und Nägel schwarz.

Der gefangene Affe dieser Art, welchen Daubenton beschreibt, wog neun Pfund, war sehr zahm und sanft; daneben etwas melancholisch, nicht sehr lebhaft, zutraulich, und nahm alles, was man ihm gab, sehr sachte ab; man nährte ihn mit Brod, Mandeln und andern Früchten. Er war sehr empfindlich gegen Kälte, kletterte sehr gut. Er gieng immer aufrecht, auch wenn er auf allen Vieren gieng, da seine langen Arme den Boden berühren.

Man findet ihn auf den Molukken, an der Küste Corromandel und in Malacca.

Raffles erzählt die höchstmerkwürdige Thatsache, daß ein Gibbon, den er besessen, da er wegen Vergehen aus dem Hause geworfen worden, sich zweymal an einem Baume erhängt habe, das erstemal wurde er entdeckt und abgeschnitten, das zweytemal gelang der Versuch, sich zu töden.

Taf. 20. **Der graue Gibbon.** Hylobates Moloch.

Orang Wouwou.

Der ganze Körper hellgrau; das Gesicht schwarz. Sehr starke Gesäßschwielen. Er soll fast vier Fuß hoch werden, was man auch vom vorigen vermuthet.

Die Arme sind noch länger als am vorigen; die Gesäßschwielen stärker; das Haar weich, wollig und dicht; das Gesicht schwarz, mit einem dünnen Kreise grauer Haare umgeben; Füße, Hände, Ohren und Scheitel schwärzlich. Dieses Thier ist lebhaft, munter, posirlich. Es lebt vorzüglich im Bambusrohr, wo es sich auf die höchsten Halme begiebt und sich schaukelt. Man findet es auf den Molukken und Sundinseln, wo es sehr gemein ist. Er schreyt Wouwou.

Taf. 21. **Der Siamang.** Hylobates syndactylus.

Orang Siamang.

Der Pelz sehr dunkelschwarz, wollig und sehr dicht; unter der Gurgel steht ein großer nackter Fleck. Der Zeig- und Mittelfinger der Hinterfüße sind bis zum zweyten Gelenk mit einander verwachsen. Er kann bis auf drey Fuß, sechs Zoll hoch werden.

Der Kopf ist mittelmäßig, platt; das Gesicht nackt und schwarz, am Stirnrande und am Kinn stehen röthliche Haare; die Augen liegen tief in ihrer Höhle; die Nase ist platt und breit; das Kinn wenig vorspringend; die Augenbrauen werden durch einige steife schwarze Haare gebildet; auf dem Gesicht, welches dunkelbraun oder schwärzlich ist, stehen einzelne feine weißliche Härchen zerstreut. Die Ohren sind ganz im Pelze verborgen; der nackte Fleck an der Gurgel kann sich vergrößern, wenn der Kehlsack sich erweitert. Die Arme scheinen des dichten Haares wegen sehr dick, sie reichen bis auf die Unterschenkel. Der Daum der Hände steht sehr weit zurück, ist dünne, steht stark ab, ist mit einem starken rinnenförmigen Nagel versehen. Der Zeigefinger fast so lang als der Mittelfinger; der hintere ist viel kürzer. Die Unterschenkel sind etwas krumm; die Füße etwas weniger lang als die Hände, mit einem langen abstehenden Daum mit breitem Nagel; der Mittelfinger wenig größer als die übrigen, und mit dem ersten bis an die Basis des ersten Gelenks verwachsen; der Hodensack des Männchens ist mit langen



2/7
der natürl. Grösse.

Schwarzer Gibbon. Hylobates Lar. Orang Gibbon. Grauer Gibbon. Hylob. Moloch. Orang Wourwou.



1/9
der natürl. Grösse.

1.

Der Siamang.
Hylobates Syndactylus.
Orang Siamang.

2.

Gelber Gibbon. (a). Männ. (b). Weibch.
Hylobates agilis. (a). Mas. (b). Foem.
Orang agile. (a). Mâle. (b). Femélle.

geraden Haaren bedeckt, welche sich in einen Pinsel vereinigen, der oft bis fast an die Knie reicht; Brust und Bauch am Weibchen fast nackt. Raffles erzählt, daß er fast ganz weiße Affen dieser Art gesehen habe.

Man findet diese Affen sehr zahlreich auf Sumatra in Wäldern. Sie leben in großen Truppen, welche meist durch ein großes Thier derselben Art geleitet werden. Diese Truppen erheben bey Auf- und Untergang der Sonne ein entsetzliches Geschrey, welches man meilenweit hört. Die Berghewohner werden dadurch jeden Tag auf die unangenehmste Art geweckt. Den Tag durch hingegen geben sie keinen Ton von sich, wenn man ihre Ruhe und Schlaf nicht stört. Es sind langsame und schwerfällige Thiere, welche ungeschickt klettern und springen, und man kann sie sehr leicht fangen, wenn man sie überraschen kann, allein sie sind so wachsam, daß dieses sehr selten geschieht, und bey dem geringsten ungewohnten Geräusche fliehen sie sogleich. Ueberrascht man sie auf der Erde, so kann man sich ihrer ohne Widerstand bemächtigen. Sie suchen zwar zu entfliehen, sind aber dazu zu ungeschickt. Ihr Körper ist zu hoch und zu schwer für ihre kurzen und magern Schenkel, und neigt sich vorwärts, und ihre langen Arme sind wie Stelzen, auf welchen sie Sprünge machen, sie gleichen einem hinkenden Greise, den die Furcht springen lehrt.

So zahlreich aber ihre Truppe auch seyn mag, so verläßt sie doch die Verwundeten, es müßte dann ein Junges seyn. In diesem Fall hält die Mutter, welche es trägt, oder ihm doch nahe ist, stille, fällt auf dasselbe mit fürchterlichem Geschrey und geht mit ausgebreiteten Armen und offnem Rachen auf den Feind los, ohne ihm jedoch schaden oder seinen Streichen ausweichen zu können. Die mütterliche Liebe zeigt sich indeß nicht blos in Gefahr, sondern die Sorgfalt für die Jungen ist so groß, daß sie Bewunderung verdient. Düvaucel sah die Müttern ihre Kinder zu einem Fluße tragen, sie waschen, obschon sie schrien, sie trocknen und auf eine Art für die Reinlichkeit sorgen, wie wir für die, unserer eigenen Kinder sorgen. Die Malayen behaupten, und Düvaucel bestätigt es, daß die Jungen, welche noch nicht gehen können, immer von den Eltern getragen werden, so daß das Männchen die männlichen, das Weibchen die weiblichen Jungen trägt. Ueber Paarung und Tragezeit ist nichts bekannt, da sie in der Gefangenschaft sich nicht begatten. So wild sie anfangs sind, so werden sie in der Gefangenschaft doch sehr bald zahm, aber sie bleiben immer furchtsam und zeigen weder Zutrauen noch Anhänglichkeit, man mag sie gut oder schlecht behandeln, sie bleiben sich gleich, und zeigen weder Haß noch Dankbarkeit. Ihre Sinne sind stumpf, und dieser Affe nimmt in Hinsicht seiner intellectuellen Fähigkeiten einen sehr niedrigen Platz unter den Säugethieren ein. Selbst sein Geschrey scheint wenig anzuzeigen. Den ganzen Tag sitzt er ruhig, die langen Arme über einander geschlagen, den Kopf zwischen die Beine gesteckt, nur zuweilen läßt er sein unangenehmes Geschrey hören, welches dem Kullern eines Truthahns etwas sich nähert. Kurz er zeigt keine Leidenschaften, und lebt in der größten Apathie, die nicht einmal durch den Hunger gestört wird.

Sein Geschrey wird durch einen großen kropfähnlich vorstehenden Kehlsack hervorgebracht, welcher sich ausdehnen kann, wenn das Thier schreyt.

Taf. 21. **Der gelbe Gibbon.** Hylobates agilis.

Orang agile.

Pelz braun, der Rücken gelb; die Stirne liegt sehr tief; die Augenbraunen sind sehr vorspringend; das Gesicht nackt, beym Männchen schwarzblau, beym Weibchen bräunlich. Die Augen sehr genähert; die Nase weniger platt als beym Siamang; die Nasenlöcher sehr breit und seitwärts geöffnet; die untern Backenzähne haben fünf Höcker; am Kinn stehen einzelne schwarze Haare; die Ohren sind zum Theil durch die langen und dichten weißlichten Backenbärte bedeckt, welche sich über den Augen in einen weißen Streifen vereinigen. An der Kehle sitzt kein Kehlsack; die Arme sind sehr lang und dünne; die Schenkel stehen nach außen; der Daum der Hinterhände ist lang und kann sich nach hinten biegen, die Zehen kurz; der Daum der Vorderhand dagegen sehr kurz, die Finger lang. Die Farbe ändert nach Alter und Geschlecht; das ganz junge Thier ist einfärbig weißgelb. Die Arme berühren beym Stehen die Füße.

Die Lebensart dieses Affen ist ganz derjenigen des Siamangs entgegengesetzt. Er lebt mehr einsam und paarweise, als in Truppen, ist viel seltener als der Siamang, und besitzt eine bewundernswürdige Lebhaftigkeit.

Mit der Schnelligkeit eines Vogels fliegt er gleichsam von einem Baume zum andern, kaum bemerkt er Gefahr, so ist er auch schon weit weg. Er klettert sehr schnell, ergreift die dünnsten Zweige und schaukelt sich hängend mehrere Male, um Kraft zum Sprunge zu gewinnen, welcher oft bis auf 40 Fuß weit geht.

In der Gefangenschaft zeigt er übrigens eben so wenig vorspringende intellectuelle Fähigkeiten, als der Siamang, und wenn schon sein Körper schlank und seine Bewegungen schnell sind, so ist er doch weniger lebhaft als andere Affen, und man ahndet in seinen langen und dünnen Gliedern die große Muskelkraft nicht, welche er besitzt. Wie der Siamang hat er keine Stirne; dies ist vielleicht mit ein Grund seiner wenigen Fähigkeiten? Doch ist er mehr der Erziehung fähig, als der Siamang, und hat nicht die unbesiegbare Apathie desselben; er läßt sich in Affect bringen und besänftigen; flieht die Gefahren und schmeichelt sich ein; er ist gefräßig, neugierig, zutraulich und oft munter.

Obgleich er keinen Kehlsack hat, so ist sein Geschrey fast so stark, als das des Siamangs; ein Beweis, daß dieses Organ nicht allein da ist, die Stimme zu verstärken, sondern noch andere Zwecke haben muß; sein Geschrey ist Wouwou. Er lebt, wie der vorige, in den Wäldern von Sumatra, und ist durch Herrn Düvaucel entdeckt worden. Die Größe ist zwey Fuß acht Zoll.

Eine fünfte Art, der schäckige Gibbon, Hylobates variegatus, ist noch unbekannt, und der Gibbon Ounko der Herren Diard und Düvaucel scheint ein junger Agilis zu seyn.

Dritte Gattung.

Schlankaffe. Semnopithecus.

Die Schneidezähne sind sich fast alle gleich; nur sind die untern schmäler als die obern. Die Eckzähne sind nur wenig länger als die Schneidezähne und werden durch den Gebrauch schief abgestutzt. Der erste und zweyte obere Backenzahn hat nur einen Höcker; die drey folgenden haben vier Höcker. Der erste untere Backenzahn endigt mit einem einzigen stumpfen Höcker; der zweyte ist ähnlich, nur hat er eine etwas plattere Krone; der dritte und vierte haben vier Höcker; der fünfte hat ebenfalls vier Höcker, und hinten einen einfachen Ansatz.

Der Kopf ist rund; der Gesichtswinkel weniger spitzig als bey den Orangs; das Gesicht platt.

Die Glieder im Verhältniß mit dem Körper sehr lang; der Daum an der Vorderhand sehr kurz und zurückstehend.

Die Backentaschen sind klein. An den Hinterbacken stehen Gesäßschwielen. Der Schwanz ist außerordentlich lang und sehr dünne.

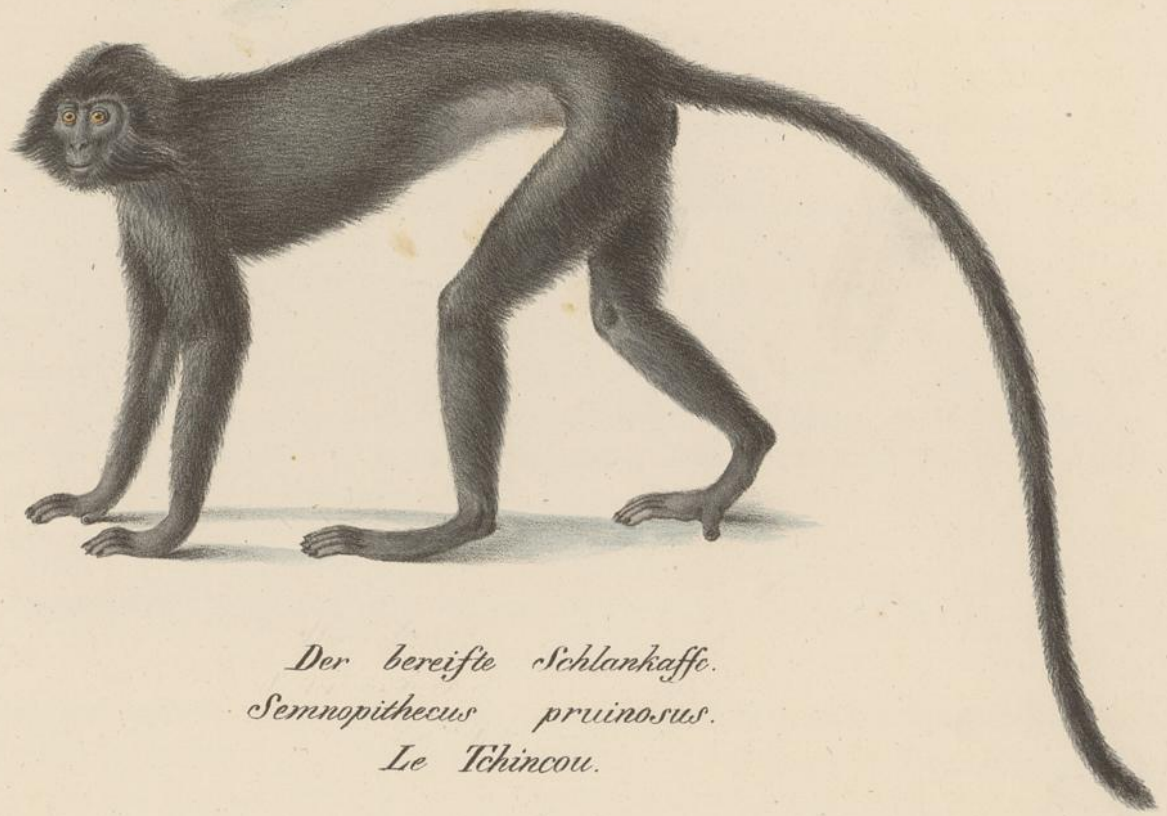
Sie bewohnen Ostindien und den indischen Archipel. Diese Gattung macht den Uebergang von den Gibbons zu den Meerkatzen. Die Bewegungen dieser Affen sind langsam, doch können sie vermittelst ihrer langen Glieder erstaunliche Sprünge machen.

Taf. 22. Der bereifte Schlankaffe. Semnopithecus pruinosus.

Le Tchincou.

Die ganze Länge des Körpers bis zum Schwanze beträgt 2 Fuß, der Schwanz 2 Fuß 8 Zoll; die Höhe des Hinterkörpers 18 Zoll.

Der Pelz ist schwärzlich und wie bepudert oder mit Reif bedeckt, da die einzelnen langen Haare eine glänzend graue Spitze haben; das Gesicht ist nackt, schwarz, mit seitwärts stehenden Haaren umgeben; Hand- und Fußrücken sind schön schwarz; der Schwanz länger als der Körper, dünne und braun.



Der bereifte Schlankaffe.
Semnopithecus pruinosus.
Le Tchincou.

1/6
der natürl. Grösse.



Der rothe Schlankaffe.
Semnopithecus melalophos.
Le Cymepaye.

Dieser Affe zeichnet sich, wie seine Gattungsverwandten, durch den schlanken Körper und die schlanken sehr langen Glieder, durch die Kürze des Daums an der Vorderhand, den kurzen Hals und das platte Gesicht aus. Die Regenbogenhaut der Augen ist schön pomeranzengelb.

Die Jungen sind braunröthlich, und nicht schwarz. Die Indier nennen diesen Affen Houlman; er hat wie der folgende einen Luftsack unter der Kehle, der mit dem Luftröhrenkopf in Verbindung steht. Seine Backentaschen sind so klein, daß man sie kaum bemerkt. Der Blinddarm ist lang und aufgeblasen; die Leber bildet zwey ungleiche Lappen; die rechte Lunge hat vier, die linke drey Lappen.

Durch ihre langen Glieder, können sie ungemein weite Sprünge machen, daher nennt man sie auch wohl Springaffen.

Die Braminischen Indier verehren diese Affen ganz vorzüglich, lassen sich von ihnen willig bestählen, und freuen sich über ihre Diebereyen, und den Schaden, welchen sie in ihren Pflanzungen anrichten; die Affen ihrerseits benutzen die Vorurtheile der Indier und wohnen mitten unter den Menschen, welche sie gleichsam beherrschen; sie kommen in die Häuser und nehmen den Leuten die Speisen aus den Händen, welche ihnen schmecken. Es sind übrigens Thiere von großen intellectuellen Fähigkeiten, sie sind verschlagen und listig, lassen sich aber leicht zähmen, und sind dann zutraulich, einschmeichelnd und artig.

Taf. 22. Der rothe Schlankaffe. Semnopithecus melalophos.

Le Cimepaye.

Pelz oben glänzend rothbraun, unten weißlich; hinter der Stirn steht ein Haarbusch von schwarzgrauen Haaren in Form einer Binde; der Schedel ist groß; Gesicht platt, blau; Nase sehr vorspringend, an ihrer Wurzel gefurcht. Die Haare des Pelzes sind lang und seidenartig. Lippen und Kinn fleischfarb; Augen braun; Hände oben und Gesäßschwielen schwärzlich. Das Haar der Backen bildet einen starken Backenbart und ist seitwärts gerichtet. Der innere Theil der Glieder ist stärker behaart, als die obern Theile. Die Länge des Körpers bis zur Schwanzwurzel 18 Zoll, des Schwanzes 2 Fuß 8 Zoll, der Hinterschenkel bis zum Rücken 1 Fuß 4 Zoll.

Auch dieses Thier lebt auf Sumatra und hat einen bedeutend großen Schedel, daher mag es wohl kommen, daß, ungeachtet er hinter dem Orang-Utang zurücksteht, seine Fähigkeiten doch wirklich groß, und daß diese Thiere der Erziehung sehr fähig sind, und nur durch ihren Bau an Schnelligkeit des Körpers verlieren, wenn sie schon sehr gut klettern und noch besser springen. Ihr Charakter hat etwas ernstes und melancholisches, doch sind sie der Anhänglichkeit fähig, und ihr Betragen ist sanft.

Die übrigen zu dieser Gattung gehörigen Affen sind: Der Mohraffe, Cercopithecus maura, (wenn er wirklich eine vom bereiften Schlankaffen verschiedene Art ist); der Entelle, Cercopithecus Entellus; der gemähnte Schlankaffe, Semnopithecus comatus, alle aus Asien. Der Mohraffe soll freylich in Afrika leben, es ist aber diese Angabe wahrscheinlich falsch, und nach F. Cüviers neuesten Ansichten sollen auch der Duk und der Kaho, die unter den Meerkatzen angeführt werden, hieher gehören.

Vierte Gattung.

Stummelaffe. Colobus.

Schnautze kurz; Stirn niedergedrückt. Der Körper lang und dünne. Die Extremitäten dünne, die Finger kurz. An den Vorderhänden nur vier Finger, ohne Daum. Der Daum am Hinterfuß abstehend, und sehr nach hinten gerückt. Schwanz länger als der Körper, dünne, am Ende buschig. Backentaschen; Gesäßschwielen; Gesicht nackt. Die Nasenlöcher nahe an einander.

Es sind drey Arten dieser Gattung bekannt, deren Charactere noch mangelhaft sind. Auch die Arten sind noch nicht gehörig unterscheiden, und vielleicht blos Altersverschiedenheiten. Nur im Leidner-Museum steht ein solcher Affe, welchen Kuhl Colobus Temminkii nennt, er ist oben schwarz, Hände, Gesicht und Schwanz rostroth purpurfarbig, die übrigen Theile der Glieder lebhaft rostfarb, der Bauch rothgelb. Man hält dafür, Afrika sey das Vaterland der ganzen Gattung, und dieser vielleicht ein junges Thier. Es ist noch keine gute Abbildung von diesem Affen bekannt.

Fünfte Gattung.

Meerkatze. Cercopithecus.

Es sind Affen der alten Welt mit langen Schwänzen.

Der Kopf ist rundlich, die Stirne weicht nach hinten. Der Gesichtswinkel fünfzig bis sechszig Grade; keine Augenbraunengräthe; die Nase meist platt und öffnet sich oben an der Nasengrube; Ohren mittelmäßig; an den meisten Gesäßschwielen; Schwanz meist länger als der Körper. Augengruben mit plattem Rande. Eckzähne wenig vorstehend. Backenzähne mit vier Höckern.

Erste Familie. Ohne Gesäßschwielen. Lasiopyga. (Illiger.)

Taf. 23. **Der Duk oder Kleideraffe.** Cercopithecus nemaeus.
Guenon Duc.

Dieser Affe zeichnet sich hauptsächlich durch den Mangel an Gesäßschwielen vor den übrigen Meerkatzen aus. Der Körper ist ziemlich dick; der Kopf klein und rundlich; die Ohren klein und nackt; die obern Schneidezähne gleich; die untern mittlern etwas länger als die Seitenzähne, welche quer abgeschnitten sind. Der Hals ziemlich kurz; die Arme reichen bis auf die Hüften; die Daumen, besonders an den Vorderhänden, sehr kurz, die Nägel rinnenförmig; der Schwanz dünne.

Dieser Affe, von welchem man nur ein Weibchen kennt, ist der bunteste von allen. Der Obertheil des Kopfes ist braun, mit einem schmalen rothbraunen Bande; die Backenbärte aus sehr langen Haaren bestehend, seitwärts gerichtet, schmutzig weiß, Unterhals eben so; Gurgel kastanienbraun; Schultern schwarz und von ihnen lauft eine schwarze Binde um die rothbraune Brust; Vorderarme bis zu den Fingerwurzeln schmutzig weiß; Finger mit einzelnen schwarzen Haaren; Hintertheil des Kopfs, Rücken, Seiten, Arme von der Schulter bis zum Ellenbogen graugrünlich; Schenkel schwarz; auf den Hinterbacken ein dreyeckiger weißer Fleck, der mit seinem untern Winkel den ebenfalls weißen Schwanz berührt; Unterschenkel und Obertheil der Füße lebhaft rothbraun. Die Haare am Vorderarm gehen gegen die Hand. Hand und Fußsohlen, Lippen und Augenkreise nackt und schwärzlich; übriges Gesicht röthlichbraun, mit rothbraunen Haaren.

Man findet diesen Affen, von dessen Sitten man gar nichts weiß, in Cochinchina.

Zweyte Familie, mit vorstehender Nase.

Taf. 23. **Der Kaho.** Cercopithecus nasica.
Le Kahau.

Der Körper dick, stark; der Kopf rundlich; die Nase sehr lang und breit, spitzig, obgleich niedergedrückt, die Nasenlöcher öffnen sich an ihrer Spitze nach unten, und sind durch eine Furche getrennt, welche die Nase fast





1/6 der natürl. Grösse.

1.	2.	3.	4.
Weissnasige Meerkatze.	*Der Duki.*	*Die Mone.*	*Der Kaho.*
Cercopithecus petaurista.	*Cercop. nemaeus.*	*Cercop. mona.*	*Cercopithecus nasica.*
Le blanc nez.	*Guenon Duc.*	*La Mone.*	*Le Kahau.*

in zwey Flügel trennt; die Augen groß, auseinanderstehend; keine Augenbraunen noch Augenwimpern am untern Augenlied; Ohren rundlich, nackt, dünne, mit einem starken Ausschnitt am Rande; Mund breit; Eckzähne stark vorstehend; Hals kurz; Nägel, ausgenommen am Daum, rinnenförmig; Daumnagel platt und sehr breit; Schwanz mittelmäßig, am Ende mit längern Haaren.

Gesicht schwärzlich und nackt, wie die Nase; Pelz mit dichten kurzen Haaren bedeckt, rothgelbgrau, auf dem Rücken mehr braun, und gelblich gefleckt; die Haare am Kinn, Hals, Schultern länger; Vorderarme und Rücken der Hände, Schenkel und Fußrücken rothgelb graulich; Schwanz rothgelb; Hände- und Fußplatten und Nägel schwarz.

Diese Art lebt in Borneo in großer Gesellschaft in der Nähe der Flüße, sie ist wild, lebhaft, stark, und vertheidigt sich mit wildem Muthe, sie machen große Sprünge. Sie versammeln sich des Morgens und Abends in Truppen, und schreyen Kaho, daher der Name.

Dritte Familie. Mit großen Gesäßschwielen, platter Nase und langen Schwänzen.

Taf. 23. Die Mone. Cercopithecus Mona.

La Mone.

Der Kopf klein und rundlich; die Schnautze dick und wenig vorstehend; Augenlieder, Lippen und Nase nackt und fleischfarb; Raum zwischen den Augen blaulich. Scheitel goldgrün glänzend; Rücken und Schultern schön kastanienbraun, schwarz besprengt; Obertheil der Schenkel und des Schwanzes schiefergrau ins Schwarze übergehend; Hals, Brust, Bauch, innerer Theil der Arme und Schenkel glänzend weiß; auf jeder Seite des Gesichts strohgelbe Backenbärte; vom äußern Augenwinkel gegen das Ohr hin, und von da auf die Schultern und Arme geht ein schwarzer Streif; zu beyden Seiten des Schwanzes zwey blendend weiße Flecken; die Haare um die Gesäßschwielen röthlich; Schwanz schwärzlich, über den Rücken stehend, Hand und Fußsohlen nackt, braun; Nägel kurz, platt, schwärzlich.

Die Mone ist sehr sanft, lebhaft, munter, fast immer in Bewegung, einzelnen Personen ist sie eben nicht sehr zugethan, aber mit allen freundlich, wird nicht leicht böse, läßt sich gerne schmeicheln, und zeigt dabey gar nicht jene Unverschämtheit, welche die meisten Affen so unangenehm macht, auch macht sie nicht so häßliche Grimassen, wie andere Affen. Sie kommt wahrscheinlich aus Afrika, und von ihren Sitten im Freyen ist wenig bekannt. Sie gewöhnt sich leicht an unser Clima.

Taf. 23. Die weißnasige Meerkatze. Cercopithecus petaurista.

Le blanc nez.

Der Kopf rund; die Ohren groß; Haar an Stirne und Backen kurz; das Gesicht mit kurzen schwarzen Härchen bedeckt; die Lippen dünne; Scheitel, Oberrücken, Hals, Seiten und Aeußeres der Glieder, Vordertheil der Schenkel und Obertheil des Schwanzes mit braun, schwarz und gelb geringelten Haaren, welche grünlich erscheinen; die Lippen nackt und braun; Nasenwurzel schwarz; auf der Nase ein weißer Fleck, der durch sehr kurze dicht stehende Härchen gebildet wird; Unterhals und Seiten des Kopfs bis unter die Ohren, Brust und Bauch weißgelblich; nach unten mehr röthlich; Inneres der Extremitäten graubraun; der untere Theil des Schwanzes schmutzig weiß. Vorderhände schwarz.

Vaterland, nach Geoffroy, die Küste von Guinea.

Wie die Mone ist dieser Affe ein allerliebstes Thier, immer munter, spielend, nie falsch, einschmeichelnd, vertraut mit Personen, die er kennt. Er gewöhnt sich leicht an die Gefangenschaft und an unser Clima. Von seinen eigenthümlichen Sitten in der Freyheit ist nichts bekannt.

Taf. 24. Der grüne Affe. Cercopithecus sabaeus.
Le Callitriche.

Der Körper stark, doch schlank, hat einige Aehnlichkeit mit dem des Malbruck; der Kopf mittelmäßig; Schnautze etwas vorstehend; der obere Theil der Augenhöhle und Nasenwurzel sehr vorstehend; Ohren groß. Der ganze Oberkörper gelbgrün; äußere Schenkel mehr grau. Der Schwanz endigt mit einem Pinsel von gelblichen Haaren; alle untern Theile des Körpers und das Innere der Schenkel gelblich weiß; Backenbart stark und gelblich, langhaarig, die Haare ausgebreitet; Ohren, Gesicht und Hände schwarz. Hodensack grünlich.

Dieser schöne Affe lebt in großer Gesellschaft am Senegal und andern Gegenden Afrikas. Er ist leicht zähmbar, doch zeigt er weit mehr Falschheit als die vorigen Arten, und hat nicht das Muntere, Angenehme und Posirliche. Auch in der Freyheit sind diese Affen still und geben keinen Laut von sich, doch sind sie dann sehr lebhaft. Adanson erzählt, er habe einen solchen Trupp nicht eher bemerkt, als bis sie auf ihn Baumzweige herabgeworfen. Flintenschüsse vertrieben sie nicht, erst als in weniger als einer Stunde drey und zwanzig getödtet worden, verbargen sich die übrigen oder flohen. Man bringt ihn häufig nach Europa, und er gewöhnt sich leicht an unser Clima.

Taf. 24. Der Mangabey. Cercopithecus aethiops.
Le Mangabey à Collier.

Pelz braun, ins Graue spielend, oder fast schiefergrau; Scheitel rothbraun; obere Augenlieder weiß; von den Augen erstreckt sich eine weiße Binde auf jeder Seite bis an den Hals, und bildet ein weißes Halsband. Backenbart und Unterleib weiß.

Es ist sehr wahrscheinlich, daß er nur eine Varietät des rußbraunen Mangabey sey, welchem einzig das Halsband fehlt, und dessen Farbe am obern Theil des Körpers schwarzgraulich oder rußbraun ist. Bauch und innerer Theil der Schenkel sind ebenfalls weiß. Der Mangabey mit dem Halsbande ist aber in Sammlungen häufiger anzutreffen, als der andere.

Für das Vaterland dieses Affen wird Aethiopien angegeben.

Sie sind in der Gefangenschaft ziemlich gutmüthig, munter, werden nicht leicht böse, und drücken ihre Begierden besonders durch eine eigene Bewegung der Oberlippen aus, wobey sie die Zähne zeigen.

Taf. 24. Der blaumäulige Affe oder Schnurrbart. Cercop. cephus.
Le Moustac.

Der Körper schlank; Kopf rundlich, Schnautze nicht lang, die Nase an ihrer Wurzel zwischen den Augen etwas vorspringend; Gesicht schwarzblau; über die Oberlippe lauft eine weiße Linie, wie ein Schnurrbart; diese Stelle ist ganz nackt; um den Mund ein Kreis schwarzer Haare; die obern Theile des Körpers und die äußere Seite der Glieder braungrünlich gedüpfelt, da die Haare braun und grün geringelt sind; die Backen sind mit schwarzen Haaren bedeckt; außen an jedem Auge ein weißer Fleck; auch die Ohren sind mit weißen Haaren umgeben; die Vorderfüße dünkler; die hintern etwas heller; die Gegend unter dem Kinn schmutzig weiß; Bauch und Inneres der Glieder grau weißlich, an den Gliedern mehr rein grau; Schwanz lang, dünne, an der Wurzel braun, an der Spitze rothbraun.

Länge des Körpers bis zur Schwanzwurzel 1 Fuß, des Schwanzes 1 Fuß 7 Zoll.

Dieser schöne Affe lebt truppweise in Guinea, ist sehr lebhaft, und ungestühm in seinen Bewegungen, läßt sich aber leicht zahm machen, ist dann artig, einschmeichelnd, reinlich, und nicht boshaft. Er klettert wie alle diese Arten sehr behende und leicht, und lebt von Baumfrüchten und Kräutern; unser Clima hält er ziemlich gut aus.



1/6 der natürl. Grösse

1.
Der grüne Affe.
Cercopithecus Sabæus.
Le Callitriche.

2.
Der Mangabey.
Cercopithec. Æthiops.
Le Mangabey à collier blanc.

3.
Der Schnurrbart.
Cercopithecus Cephus.
Le Mustac.

Die übrigen bekannten Affen dieser Abtheilung sind:

Der Patas. Cercopithecus ruber.
Die goldhaarige Meerkatze. Cerc. auratus.
Die Schwarznase. Cerc. Talapoin.
Der Großbart. Cerc. latibarbatus.
Das Weißmaul. Cerc. nictitans.
Die gekrönte Meerkatze. Cerc. pileatus.
Die Diana. Cerc. Diana.
Der Malbruck. Cerc. Faunus.
Die graue Meerkatze. Cerc. griseus.
Die rußige Meerkatze. Cerc. fuliginosus.
Der Atys. Cerc. atys.
Die weißgraue Meerkatze. C. albocinereus.
Der Rothafter. Cerc. pygerithraeus.

Sechste Gattung.

Magot. Inuus.

Unter dem Namen Makak, Macacus, trennt Desmarest von den Meerkatzen mehrere Affen, welche man bald zu den Magots, bald zu den Meerkatzen, bald zu den Hundsköpfen gezählt hat.

Die Hauzähne sind sehr stark, besonders bey den Männchen; ein Raum trennt sie von den Vorderzähnen zur Aufnahme der entgegengesetzten der untern Kinnlade.

Der erste und zweyte Backenzahn haben zwey Höckerchen auf ihrer Krone, die andern drey haben vier, ausgenommen der letzte in der untern Kinnlade hat deren fünf, und endigt mit einem platten Anhang, der ihn bedeutend größer macht.

Der Kopf ist stark; die Augenbraunengräthen sind sehr entwickelt, und bilden an der Augenhöhle einen erhabenen, doch ausgeschnittenen Rand; die Stirne ist flach; die Schnautze breit und vorspringend; die Augen stehen nahe beysammen und gleichen den menschlichen.

Der Gesichtswinkel ist 40 bis 45 Grade.

Die Nasenlöcher sind schief und öffnen sich oben an der Schnautze.

Die Ohren haben eine verlängerte aber nicht vertiefte Muschel, sind nackt, mit dem obern und hintern Rande am Kopfe anliegend, hinten eckig.

Sie haben Backentaschen. Die Lippen sind dünne, sehr ausdehnbar; die Zunge weich.

An den Hinterbacken sitzen große Gesäßschwielen.

Der Schwanz ist mehr oder minder entwickelt, oft kaum ein Drittheil des Körpers lang, und bey einer Art durch einen einfachen Höcker bezeichnet.

Die zu dieser Gattung gehörigen Affen haben einen starken Körper, sind sehr behende, besitzen große intellectuelle Fähigkeiten, sind in der Jugend sanft und zutraulich, im Alter sehr falsch und boshaft, unartig und fast unlenkbar. Sie leben in großen Gesellschaften, und thun in angebauten Gegenden vielen Schaden.

Taf. 25. **Der gemeine Affe.** Inuus ecaudatus.
Le Magot africain.

Der Kopf ist rund, die Nase sehr platt; die Nasenlöcher gleichen zwey Spalten, welche eine gegen der andern einen rechten Winkel machen; die Schnautze breit und vorspringend; Augen klein und nahe an einander, unter stark vorstehenden Augenbogen. Die Eckzähne stark; die Stirne flach; die Ohren nackt; Hals kurz; Körper dick; Gesäßschwielen sehr stark, aber nicht ganz nackt; Hände und Füße mit platten Nägeln; der Daum an den Füßen stärker als an den Händen. Sehr große Backentaschen. Kein Schwanz, nur eine Warze statt desselben. Der

ganze Obertheil des Körpers gelbgrünlich, ins Goldgelbe spielend, Untertheil graugelblich. Gesicht und Inneres der Hände fleischfarb blaulich. Das Weibchen ist kleiner; die Eckzähne nicht viel länger als die Vorderzähne.

Dieser Affe, welcher in ganz Afrika gemein ist, lebt selbst in der Gegend von Gibraltar, wohin er doch wahrscheinlich von Afrika aus zur Zeit der Mauren, vielleicht schon viel früher, gekommen ist. Er ist der gemeinste von allen Affen, die nach Europa gebracht werden. Jung läßt er sich zu Künsten leicht abrichten, wird aber im Alter böse und sehr falsch, und kann nur durch Schläge in Ordnung gehalten werden, besonders das alte Männchen. Er ist äußerst lebhaft, in seinen Leidenschaften sehr heftig und ungestühm, unverschämt, boshaft. Seine Munterkeit verliert sich aber bald, wenn er hart gehalten wird, er verfällt dann in eine Art von Stupidität, und nicht selten in Abzehrung. Auf dem Hintern sitzend, die Arme auf die Knie gestützt, die Hände hängend, verfolgt er dann mit dummem Blick die Bewegungen der Personen, welche außer seinem Gefängnisse sich befinden, und wenn nicht Bedürfniß der Nahrung und Drang zur Befriedigung seiner Bedürfnisse von Zeit zu Zeit einträten, so würde er ein wahres Pflanzenleben führen. In der Freyheit zeigt er sich als ein Thier von großen Fähigkeiten, ist lebhaft, launig, listig, dreist, er reißt bald die Herrschaft über andere Thiere seines Aufenthalts an sich, lebt in großen Truppen vereinigt in Wäldern, greift offen seine Feinde an, und verjagt sie durch seine Menge und Geschrey. Nur die mittlern Katzenarten haben sie als Feinde zu fürchten, welche die Bäume in der Stille der Nacht leise beklettern und sie zuweilen überraschen. Egypten und die Barbarey scheinen am meisten von dieser Art bewohnt zu seyn.

Sie laufen immer auf vier Füßen, klettern aber geschickter als sie laufen, und besteigen die Bäume mit bewundernswürdiger Schnelligkeit. Sie schlafen entweder auf der Seite liegend, oder auf dem Hintern sitzend, den Kopf zwischen die Schenkel gesteckt. Sie gewöhnen sich in der Gefangenschaft leicht an jede Nahrung, ziehen aber Obst, Kartoffeln, Rüben, Brod, allem vor. Die Stimme ist stark, rauh und unangenehm. Im Zorne bewegen sie die Unterlippe sehr schnell, machen oft lächerliche Grimassen, und fletschen mit den Zähnen. Durch ihre Zähne und Nägel sind sie selbst dem Menschen gefährlich.

Sie werfen nur ein Junges, welches sie mit der zärtlichsten Sorgfalt behandeln. Sie gewöhnen sich so leicht an unser Clima, daß sie sich in der Gefangenschaft fortpflanzen. Sie bleiben aller Erziehung ungeachtet immer unreinlich. Sie sind sehr begierig nach Läusen und andern Insecten, und können eine ziemliche Kälte ertragen.

Taf. 25. Der Rhesus. Inuus Rhesus.
Le Rhesus.

Mit kurzem, an seiner Wurzel gerunzeltem Schwanz. Obertheil des Körpers schön graugrünlich, Arme und Beine grau; an den Oberschenkeln lebhafter mehr ins Goldgelbe spielend. Gurgel, Hals, Brust, Bauch und Inneres der Schenkel rein weiß; Schwanz oben grünlich, unten grau. Gesicht, Ohren, Hände sind hell kupferroth und ganz nackt. Gesäßschwielen lebhaft roth, und diese Farbe, die bis zum Ursprung des Schwanzes und an Bauch und Schenkel geht, ist um so lebhafter, wenn die Begattungszeit eintritt. Das Haar ist sehr weich und seidenartig, auf dem Rücken sehr dicht, am Bauche dünn. Zwischen den Augen an der Nasenwurzel steht eine kleine Warze, welche gegen der Brunstzeit wächst, und nachher wieder abnimmt. Den kurzen Schwanz trägt er im gehen meist gerade, mit der stumpfen Spitze nach unten gebogen.

Dieser Affe lebt in Ostindien in großen Haufen in den Wäldern am Ganges, ist jung artig und gelehrig, wird aber im Alter böse und falsch, und hat also das Naturell der ganzen Gattung. Ein Weibchen in der Menagerie in Paris hatte zwey junge Chinesermützen in große Affection genommmen, hielt sie sehr reinlich, liebkosete sie, und setzte sich selbst allen Gefahren aus, um sie zu vertheidigen. *)

*) Der Schweinschwanzaffe, Inuus nemestrinus, gleicht dem Rhesus sehr, ist aber bestimmt von ihm verschieden; diese beyden kommen in den systematischen Werken unter den Namen Simia platypygos, Maimon, und Sphingiola vor.



1/4

1.

Gemeiner Affe.
Inuus ecaudatus.
Le Magot africain.

2.

der Rhesus.
Inuus Rhesus.
Le Rhesus.

Taf. 26. **Der Wanderu.** Inuus Silenus.

Le Ouanderou.

Schwarz, mit grauer Mähne und grauem Bart; der Schwanz mittelmäßig lang mit einer langen Haarquaste am Ende.

Der Körper nach hinten schlank, der Kopf scheint dagegen wegen der Mähne und dem Bart sehr groß. Die Haare des Pelzes sind kurz, auf dem Rücken, den Seiten und den Gliedern schwarz; Bauch dunkelgrau; Gesicht schwarz; die Haare der Mähne und des Bartes sind grau, etwas gekraust.

Dieser Affe lebt in Ostindien, und kommt selten nach Europa. Jung ist er, wie die andern Affen dieser Abtheilung, in der Gefangenschaft sehr sanft und artig, alt wird er dagegen launig, böse und höchst ungezogen. Er scheint in Wäldern von Blättern und Früchten, entfernt von den menschlichen Wohnungen zu leben, und an angepflanztem Land wenig zu schaden; es ist aber von seiner Lebensart wenig bekannt.

Die übrigen Affen dieser Gruppe sind: Der Tocke, Inuus radiatus aus Ostindien. Der Makak, Inuus cynamolgus. Der indische Makak, Inuus maurus. Die Chinesermütze, Inuus sinicus, aus Ostindien, und endlich eine achte noch unbestimmte Art aus Indien.

Siebente Gattung.

Paviane, Hundsköpfe. Cynocephalus. (Illig.) Papio. (Geoffr.)

Die Eckzähne sind sehr stark, lang und vorstehend. Der letzte untere Backenzahn hat einen Anhang.

Kopf und Schnautze sehr verlängert; daher der Kopf einem Hundskopfe ähnlich, die Nase am Ende wie abgestutzt, und die Löcher am Ende derselben.

Der Gesichtswinkel 30 bis 35 Grade.

Die Augenbraunen, Pfeil und Hinterhauptgräthen sehr entwickelt. Der Augenrand ausgeschnitten. Das Gaumenbein stark aufgetrieben. Das Gesicht mit starken Längsfurchen. Die Stirne sehr zurückstehend. Die Ohren platt und eckig. Backentaschen. Arme und Beine fast gleich lang.

Auf den Hinterbacken breite, nackte Gesäßschwielen.

Der Schwanz ist bald sehr lang, erhebt sich an seiner Wurzel und hängt dann schlaff herunter, bald sehr klein, dünne und perpendicular auf dem Körper stehend.

Die Arten dieser Gattung haben viel ähnliches mit einander, und zeigen leicht die Gattungscharactere. Alle erreichen eine bedeutende Größe, fast wie diejenige des Wolfes. Sie sind sehr stark, die Arme dick und grob. Der Character ist wild und unbändig. In wenig Augenblicken gehen sie ohne sichtbare Ursache von Schmeicheley zu Drohungen, zum Zorn und zum Beißen über, sind daher immer falsch und zu fürchten. Oft übernimmt sie der Zorn so sehr, daß sie an den Folgen ihrer Wuth sterben.

In der Freyheit entwickeln sich ihre intellectuellen Fähigkeiten viel mehr. Sie sind schnell in ihren Bewegungen, merken leicht Gefahren und entgehen mit Klugheit gelegten Fallstricken. Obschon grausam, greifen sie nur von Ferne an, schreyen drohend, werfen Baumäste auf ihre Feinde, und verwüsten oft so schnell eine Pflanzung, daß selbst die größte Wachsamkeit daran nicht hindern kann. So bald sie in Gefahr sind, bedienen sie sich mit Vortheil ihrer Waffen. Jung lassen sie sich zähmen, sind artig, posirlich und selbst schmeichelnd, alt aber werden sie immer wild, böse, und gehorchen nicht mehr.

Sie sind äußerst ausschweifend in ihren Begierden, voll der schändlichsten Geilheit, pflanzen sich aber doch in Europa nicht fort.

Auf zwey Füßen können sie nur stehen, wenn sie sich anhalten können, und kaum gehen sie einige Schritte. Dagegen klettern sie bewundernswürdig schnell, besteigen die dicksten Bäume, und springen von Ast zu Ast, ohne durch das Astgewirre aufgehalten zu werden.

Feinde haben sie wenig zu fürchten, da ihre Zähne und Gewandtheit sie sichern. Sie leben nur von Früchten, Blättern und zarten Wurzeln, doch fressen sie gerne Eyer. Immer füllen sie erst ihre Backentaschen.

Sie sollen bis auf dreißig Jahre alt werden, und leben in dichten Wäldern; weit die meisten in Afrika.

Taf. 26. Der braune Pavian. Cynocephalus Sphinx.

Le Papion.

Der Pelz braungelblich; das Gesicht, Ohren und Hände ganz schwarz; der Nasenknorpel ragt vorn über den Mund vor; Backenbärte rothgelb, das Haar derselben lang, nach hinten gerichtet; die Haare oben auf dem Halse länger als am übrigen Körper. Der Körper schlanker als bey den meisten übrigen Thieren dieser Gattung. Bey den Jungen ist der Kopf mehr rundlich. Die Gesäßschwielen sind groß, roth. Der Schwanz lang, an der Wurzel aufstehend, dann gerade herabhängend. Der auf den Hinterhänden stehende Pavian erreicht eine Länge von drey bis vier Fuß.

Dieses Thier ist lebhaft, sehr behende, in der Jugend äußerst gelehrig und zeigt viele Verstandeskräfte, und große Anhänglichkeit an seinen Meister. Das Auge ist lebhaft, der Blick schlau und durchdringend. Er zeigt wirkliche Nachahmungssucht und kann durch seine Gesticulationen sehr belustigen. Im Alter wird er höchst unverschämt, böse, unlenkbar, und seine Hauptleidenschaft ist dann außer dem unmäßigen Verlangen, Bosheit und Falschheit. Er besitzt große Muskelstärke, besonders in den Vorderarmen; mit unbegreiflicher Leichtigkeit und Schnelligkeit klettert er auf Bäume und hängt sich selbst an dünne Zweige mit den Armen auf. Seine Nahrung besteht in Baumfrüchten und Gartengewächsen. Er lebt in großen Schaaren, und thut viel Schaden in cultivirten Gegenden.

Das Vaterland ist Afrika.

Taf. 27. Der Drill. Cynocephalus leucophaeus.

Le Drill.

Der Pelz ist oben graubraun grünlich, unten weiß. Das Gesicht beyder Geschlechter in allen Altern ist tief schwarz, breit, und gleicht einer Maske. Die Backen sind breit und gefurcht. Die Haare am Bauche sind lang und fein, glänzend, am Kinn bilden diese Haare einen Bart, und auf der Stirne einen Schopf, der mit dem Alter größer wird. Gesicht und Ohren sind nackt. Die großen breiten Gesäßschwielen und die Gegend um die Geschlechtstheile lebhaft roth. Das Weibchen gleicht dem Männchen, nur ist der Kopf nicht so lange.

Zu beyden Seiten des Gesichts steht ein starker nach hinten gerichteten Backenbart, der bis zu den Ohren geht; hinter den Ohren bilden weißliche Haare eine Art von Halsband, welches am Kinn mit dem Bart sich endigt. Der Schwanz ist sehr kurz und langhaarig, und steht bey dem stehenden Thiere gerade in die Höhe. Der Körper ist sehr dick, bärenartig.

Dieses noch nicht lange bekannte Thier, dessen Vaterland wahrscheinlich Afrika ist, hat zwar alle die unangenehmen Eigenschaften seiner Gattung, doch scheint es, wenn man nach Gefangenen urtheilen kann, etwas sanfter und weniger unverschämt, als die übrigen Arten, aber auch weniger lebhaft.

Taf. 27. Der Mandrill. Cynocephalus Mormon.

Le Mandrill.

Der Körper ist sehr dick und stark, und die Glieder sehr muskulos.

In den ersten Jahren, ehe die Hauzähne sich entwickelt haben, haben die Mandrills einen kurzen und breiten Kopf, ein schwarzes Gesicht und blaue Backen, und der Körper ist dick; so wie aber die Hauzähne zu wachsen



1/7
der natürl. Grösse.

1

Der Wanderu.
Inuus Silenus.
Le Ouanderou.

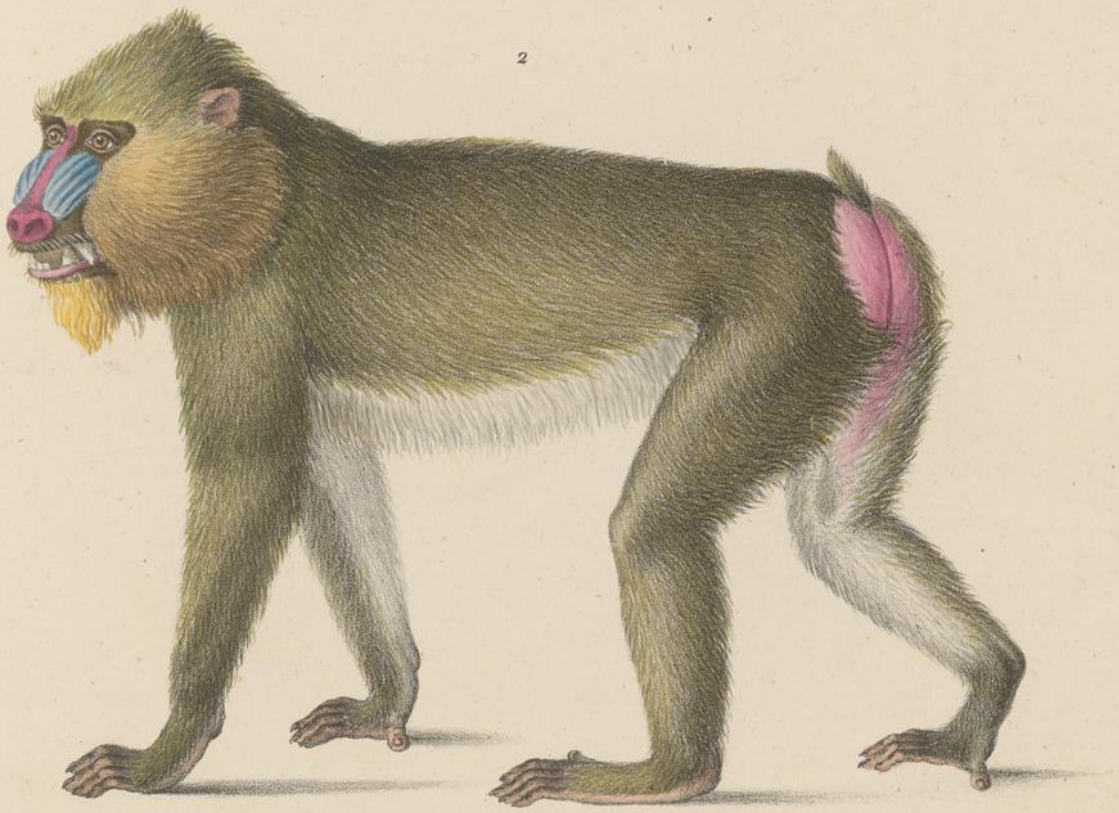
2

Der braune Pavian.
Papio Sphinx.
Le Papio.

1



2



1

Der Drill.
Papio leucophæus.
Le Drill.

1/6
der natürl. Größe.

2

Der Mandrill.
Papio Mormon.
Le Mandrill.

anfangen, wird der Körper und die Glieder schlanker, die Physiognomie häßlicher und wilder, indem die Schnautze sich verlängert. Dann wird die Nasenspitze roth, und die Gesäßschwielen und Geschlechtstheile erhalten ihre lebhafte Farbe. Nach zwey bis drey Jahren sind die Hauzähne außerordentlich groß geworden; die Muskeln haben sich in ihrer Masse verdoppelt, und alle Theile des Körpers haben an Umfang zugenommen. Die hintern Theile vorzüglich, und die Schnautze haben sich ins Grobe ausgebildet, und der Körper hat eher das Ansehen eines Bären, statt eines Affen. Der Pelz ändert die Farbe nicht, sondern bleibt immer an den obern Theilen schön schwärzlich braungrünlich, am Bauche weiß. Am Kinn bildet sich ein Bart von gelben Haaren, und auf dem Kopf eine erhabene Haarnath. Das Haar ist sehr lang, am Bauch wohl drey Zoll lang, nicht sehr fein. Die Hauzähne werden fürchterlich groß, die Nase am Männchen schön roth. Die Gesäßschwielen nackt und lebhaftrosenroth. Der Schwanz ist kurz. Die Stimme gedämpft, und eine Art von Grunzen.

Der Mandrill ist ein wildes, unbändiges, unverschämtes und böses Thier. Er beißt fürchterlich und ist fast immer zornig und tückisch. In seinen Armen hat er ungemeine Kraft. Dabey ist er reinlich und putzt und wascht sich oft mit seinem Speichel. Er geht immer auf vier Füßen, klettert geschickt; nährt sich von Blättern, Obst; in der Gefangenschaft frißt er gerne Käse und Eyer, von letztern soll er acht Stück in seinen Backentaschen verbergen können. Fleisch frißt er höchstens gekocht. Seine langen Fangzähne dienen ihm daher blos zum Angriff und zur Vertheidigung. Das Vaterland ist Guinea; Schreber giebt, gewiß mit Unrecht, Ceilon als sein Aufenthalt an. Er wird häufig nach Europa gebracht und unter dem Namen des Waldmenschen gezeigt. In der Gefangenschaft trinkt er auch Wein und Branntwein. Oft sitzt er auf dem Hintern, läßt aber dann die Arme auf den Bauch hängen. Derselbe erreicht aufrecht stehend eine Höhe von etwa vier Fuß.

Die Abbildung des Mandrills wurde nach einem Jungen gemacht.

Die übrigen Arten dieser Gattung sind: Der Hundskopf der Alten, Cynocephalus antiquorum, (Cüv.) Le Babouin. Der Bärenhundskopf, Cynocephalus ursinus. Der Schweins-Hundskopf, Cynocephalus porcarius. Der Tartarin, Cynocephalus Hamadryas, und endlich eine Art aus Manilla, (die übrigen alle sind afrikanisch,) der schwarze Hundskopf, Cynocephalus niger.

Affen der neuen Welt.

Plattnasige Affen. Simiae platyrrhini. (Geoffr.)

Auf jeder Seite der beyden Kinnladen stehen sechs Backenzähne mit stumpfen Höckern, oder auch blos fünf mit spitzigen Höckern.
Nasenscheidewand breit; die Nasenlöcher öffnen sich an der Seite der Nase.
Der Schwanz immer lang, oft ein Greifschwanz.
Die Hinterbacken behaart, niemals Gesäßschwielen.
Keine Backentaschen.
Der Kopf meist abgerundet.

Die Affen der neuen Welt leben ebenfalls meist in großen Gesellschaften, wie die der alten Welt. Sie sind im Ganzen weniger keck, weniger ausschweifend, als die Affen der alten Welt, leben von Blättern und Früchten, viele lieben auch Insecten und sogar Fleisch. Die Gattungen sind über ganz Südamerika zerstreut.

Erste Familie. Sapajous. Der Schwanz lang und greifend.

Achte Gattung.

Dickbauchaffen. Gastrimargus. (Spix.)

Der Körper stark, untersetzt, oben und unten mit kurzen weichen Haaren besetzt; an der Mitte der Brust sind die Haare länger und dichter. Das Kinn ohne Bart. Die Magengegend stark vorragend; der Hals kurz.

Der Schwanz dick, länger als der Körper, greifend.

Der Kopf groß, der Schedel breit, abgerundet, die Stirn platt; die Nase an der Wurzel eingedrückt, kurz.

Die Eckzähne stark, nach hinten gebogen, die untern schwächer; die Schneidezähne gleich, parallel, fast walzenförmig, von den Eckzähnen nicht stark abstehend. Backenzähne $\frac{12}{12}$. Die drey vordern ein- oder zweyhöckerig, die übrigen vierhöckerig.

Die Unterkinnlade hinten nicht hoch.

Die Ohren abgerundet.

Die Vorderarme wenig länger als die hintern.

Taf. 28. Der olivenfarbne Dickbauch. Gastrimargus olivaceus.

Le gourmand ventru à couleur d'olive.

Der Körper stark und dick, die Glieder schlank und lang. Die Haare des Körpers sammetartig, schwarzbraunlich olivenfarb. Seiten des Schwanzes, Hände und Füße und Unterleib braunschwarz. Das Haar am Kopf sehr kurz und dick, an den Lenden und Schultern länger. Das Gesicht schwarz, wollig, stumpf, fast viereckig. Das Kinn sehr kurz behaart, mit schwarzen Bartborsten dünne besetzt. Die Ohren braun behaart, abgerundet, wie gestutzt, wenig sichtbar. Der Daum am Fuße abstehend; an der Vorderhand kürzer, den übrigen Fingern nahe. Die Länge von der Schnautze bis zum Schwanz 2 Fuß, des Schwanzes 2 Fuß 4 Zoll.

Man findet diesen Affen an der Grenze von Peru. Die Bewohner nennen ihn, seines großen Bauches und seiner Gefräßigkeit wegen, Vielfresser. Sie werden sehr fett, und leben in großen Truppen auf hohen Bäumen. Sind sie einmal zahm, so werden sie sehr zutraulich, nähern sich der Tafel, wenn man ißt, und erwarten, auf den Schenkeln sitzend, mit großer Geduld, was man ihnen reichen werde. Gekochtes Fleisch und Pomeranzen sind ihre größten Leckerbißen. Ihren Aufenthalt im Freyen verrathen sie durch ein klagendes Geschrey.

Taf. 28. Der marderfarbige Dickbauch. Gastrimargus infumatus.

Le gourmand ventru à couleur de marte.

Der Körper etwas schlanker, allenthalben umberbraun; Extremitäten schwärzlich; Brust kastanienbraun; Schwanz schwärzlich. Gesicht schwarz und wollig; Lippen und Augenbraunen mit schwarzen Borstenhaaren; der Hals weniger dick und die Füße länger, die Finger schlanker als beym vorigen. Das Weibchen hat hellere Farben. Die Augen sind sehr groß.

Die Länge des Körpers von der Schnautze bis zur Schwanzwurzel 2 Fuß 1 Zoll, der Schwanz etwas mehr als 2 Fuß lang.

Lebt in den Wäldern am Flusse Jca, an der Grenze von Peru, ist dem vorigen sehr ähnlich, aber kleiner, und bestimmt von ihm verschieden.



1/4

1.

Der olivenfarbige Dickbauch.
Gastrimargus olivaceus.
Le Gourmand ventru à couleur d'Olive.

2.

Marderfarbiger Dickbauch.
Gastrimargus infumatus.
Gour. ventru à couleur de Marte.



2

1/5
der natürl. Grösse.

2

Der Belzebuth.
Ateles Belzebuth.
Le Marimonda.

Der Coaita.
Ateles paniscus.
Le Coaita.

Neunte Gattung.

Klammeraffen. Ateles.

Zähne 36. Backenzähne 6 in jeder Kinnlade. Die Eckzähne wenig vorragend, konisch, begegnen sich kreuzend. Backenzähne mit stumpfer Krone, wie beim Menschen.

Kopf rund; Gesicht perpendicular; Gesichtswinkel ungefähr 60 Grade; Ohren gerändelt.

Die Extremitäten sehr lange und dünne; die vordern meist nur viersingerig, da der Daum ganz fehlt, oder blos in einer Warze besteht, oder sehr kurz mit einem kleinen spitzigen Nagel versehen ist; die Hinterhände fünfzehig; Nägel konvex, kurz.

Der Schwanz sehr lang, vortrefflich greifend, ein Theil daran unbehaart und unten mit einer zarten Haut am Ende desselben bekleidet.

Das Zungenbein ist von außen nicht sichtbar, doch etwas aufgetrieben und schwammig.

Es sind sanfte, melancholische Thiere, in ihren Bewegungen sehr langsam. Sie bedienen sich ihres Schwanzes, um sich an den Aesten der Bäume festzuhalten, auf welchen sie leben, sie ergreifen damit aber auch andere Gegenstände. Sie werfen jedesmal nur ein Junges.

Taf. 29. **Der Belzebuth.** Ateles Belzebuth.

Le Marimonda.

Pelz schwarz; Bauch an den Männchen schmutzig weiß oder gelblich; bey Jungen und Weibchen weiß. Kopf rund; Schnautze ziemlich vorstehend; Ohren fast wie am Menschen; Augen schwarz; das Gesicht rothbraun oder schwärzlich; Lippen sehr dehnbar; die Kopfhaare reichen bis auf die Augen; die Haare der Augenbraunen schwärzer, aufstehend, bilden ein schmales Band. Die Haare des Scheitels und Hinterhaupts stehen nach vorn, und begegnen denen der Augenbraunen. Auf den Backen und der Schnautze stehen einzelne ziemlich lange Haare.

Der Schwanz mißt 1 Fuß; der Körper bis zum Ursprung des Schwanzes 1 Fuß 3 Zoll.

Der Marimonda ist ein stilles, sanftes, melancholisches und furchtsames Thier; in seinen Bewegungen sehr langsam. Gefangen ist er zwar sanft und zahm, bringt man ihn aber in Furcht, so beißt er oft selbst diejenigen, welche ihn besorgen; diesen vorübergehenden Zorn kündigt er durch Aufblasen der Lippen und durch einen Kehllaut wie ou-o an. Sein Wickelschwanz ist der vollkommenste, und scheint an seinem Ende ein sehr feines Getaste zu haben. Er langt damit in die kleinsten Oeffnungen, und holt sich die Gegenstände heraus, welche er haben will, ohne jedoch damit etwas zum Munde zu bringen. Wenn diese Thiere in großen Gesellschaften beysammen sind, so hängen sie sich oft je zwey an einander, und bilden seltsame Gruppen. Ihre Stellungen zeigen viel Trägheit, aber die Beweglichkeit ihrer Glieder ist so groß, daß es oft aussieht, als ob sie verrenkt wären. Humboldt sah sie oft am Schwanze hängend, der Sonnenhitze ausgesetzt, den Kopf nach dem Rücken gelegt, die Augen aufwärts nach der Sonne gerichtet, und die Hände auf dem Rücken gefaltet; so blieben sie oft unbeweglich mehrere Stunden. Er findet sich in Wäldern am Oronoko.

Taf. 29. **Der Coaita.** Ateles paniscus.

Le Coaita.

Der ganze Körper dieses Affen ist mit langen borstigen schwarzen Haaren bedeckt, welches am untern Theil des Körpers weniger dicht ist; Gesicht und Haut des Körpers fleischfarb kupferroth; Stirn und Schläfen sehr hoch; Scheitel mit einer Perüke von auseinanderlaufenden Haaren bedeckt, deren Mittelpunkt das Hinterhaupt ist; Hände schwarz, die vordern haben durchaus keinen Daum; die andern Finger sehr lang und dünne; die Ohren menschenähnlich, aber ohne Läppchen. Die Arme und Beine außerordentlich lang und dünne. Der Schwanz ist

länger als der Körper und ein vollkommner Greifschwanz. Die Länge des Körpers von der Spitze der Schnautze bis zur Schwanzwurzel 13 Zoll, des Schwanzes 23 ½ Zoll. Der Bauch ist sehr groß.

Diese Affen sind sehr verständig, und ihre Bewegungen sehr geschickt, aber gewöhnlicher sind sie äußerst langsam, und geschehen gleichsam schleppend; es ist, als ob sie für jede Bewegung neue Ueberlegung bedürften. Arme und Füße werden nur mit Mühe versetzt und bewegt, aber mit größter Geschicklichkeit bedient er sich seines Schwanzes als einer fünften Hand zum Greifen und Tasten: Er hängt sich daran auf, und faßt damit Gegenstände, welche ihm für den Bereich seiner Hände zu entfernt sind. Bey jeder Bewegung des Körpers rollt er den Schwanz um Baumäste und andere Gegenstände, gleichsam aus Vorsicht, damit er nie fallen könne. So langsam dieses Thier aber auch zu seyn scheint, so ist es doch weit entfernt, mit dieser Langsamkeit Stupidität zu verbinden, im Gegentheil gehört diese Art zu den klügsten Affen; mit einem sehr sanften und einschmeichelnden Character verbindet sich Ueberlegung und Verstand. Die Stimme ist scharf, weinerlich, und sein Geschrey läßt er besonders dann hören, wenn er etwas zu haben wünscht, oft verlängert er dasselbe sehr.

Man trifft sie gesellschaftlich in den Wäldern von Brasilien an; sie lassen sich leicht zähmen und werden dann sehr artig, halten aber unser Clima nicht lange aus. Sie kommen selten auf die Erde und schauckeln sich oft, am Schwanz hangend, an den Baumästen, oder setzen sich so der Sonne aus.

Taf. 30. Der Miriki. Ateles hypoxantus. (Princ. Neuwied.)
Langarmiger Kurzdaum. Brachyteles macrotarsus. (Spix.)
Le Miriki.

Pelz graugelblich falb; Gesicht fleischfarbig, grau punctirt; Haare an der Schwanzwurzel und Aftergegend oft röthlich rostgelb; die Hände mit einem Daumanfang, welcher aber stark ist und keinen Nagel hat.

Dieser schöne Affe, welcher dem Spinnenaffen, Ateles arachnoides, nahe steht, sich aber von ihm durch den unbenagelten kleinen Daum unterscheidet, wurde zuerst vom Prinzen Max. v. Neuwied nach Europa gebracht. Vor Kurzem auch von den Hrn. v. Spix und v. Martius, welche eine eigene Gattung aus ihm machen, unter dem Namen Langarmiger Kurzdaum, Brachyteles macrotarsus. Es ist der größte Affe in den Gegenden, welche diese Reisenden besucht haben, und mißt von der Fußsohle bis zur Scheitel 2 Fuß 4 Zoll, der Schwanz aber hat fast die Länge des Körpers. Er lebt in den hohen Urwäldern an der Ostküste von Brasilien, und wird überall in solchen Gegenden gefunden, welche mit einsamen, von Menschen wenig beunruhigten Wäldern bedeckt sind. Er wird von den brasilianischen Portugiesen Mono oder Mirigui, von den Botocuden Cupo genannt.

Diese Klammeraffen vertreten in Amerika die Stelle der Schlankaffen, und sind wie diese gestaltet, allein der Greifschwanz unterscheidet sie. Es sind Thiere, welche auf Bäumen zu leben bestimmt sind. Auf der Erde gehen sie höchst ungeschickt, und schleppen sich so zu sagen blos fort; sie stützen den innern Rand der Hände und den äußern der Füße auf den Boden. Auf den Bäumen klettern sie dagegen mit der größten Geschicklichkeit, Lebhaftigkeit und Thätigkeit, hängen sich an die kleinsten Aeste und springen von einem Baume zum andern. Sie leben in großen Gesellschaften, und unterstützen sich in Gefahren gegenseitig. In Gegenden, wo sie selten Menschen sehen, nähern sie sich denselben, und werfen sie mit kleinen Aesten, selbst mit ihren Exkrementen, wobey sie indeß nicht zornig sind. Wird einer verwundet, so fliehen sie auf die höchsten Bäume, und schreyen jämmerlich, und der Verwundete sucht die Wunde mit der Hand zu bedecken, bis er ohnmächtig wird. Dann bleibt er auch todt am Baume hängen, da das Ende seines Schwanzes sich von selbst rollt. Sie lassen sich leicht zähmen, und werden durch Schmeicheley sehr artig und zutraulich; ja sie sollen sich sogar abrichten lassen, verschiedene häusliche Dienste zu leisten.

Die übrigen Arten dieser Gattung sind: Der Chamek, Ateles pendadactylus. Der Chuva, Atel. marginatus. Der Spinnenaffe, Atel. arachnoides. Der rußschwarze Klammeraffe, Atel. fuliginosus. Der Cajou, Atel. niger. (wenn dieser nicht, wie ich vermuthe, mit dem vorigen eine Art ist.) Der Geoffroische Klammeraffe, Atel. Geoffroyi.



1/4
der natürl. Grösse.

Der Miriki. (Mono). Pr. Neuwied.
Ateles Hypoxanthos. (Le Miriki).

Der langarmige Kurzdaum. Spix.
Brachyteles macrotarsus.
Le court pouce à longs bras.

Zehnte Gattung.

Wollhaaraffen. Lagothrix. (Humb.)

Zähne wie bey den Klammeraffen.

Der Kopf sehr abgerundet; Ohren sehr klein. Der Gesichtswinkel ungefähr 50 Grade. Die Extremitäten mit dem Körper verhältnißmäßig. Alle Hände fünffingerig und alle Finger mit Nägeln versehen. Schwanz lang, greifend, an der Spitze unten nackt und schwielig. Das Zungenbein außen wenig vorstehend. Das Haar weich, gekräuselt, wollig.

Diese Affen sind ihrer Lebensart nach wenig bekannt; leben in großen Gesellschaften, wie die meisten amerikanischen Affen, und finden sich in Brasilien und dem spanischen Gujana.

Es sind nur zwey Arten bekannt, welche noch nicht abgebildet sind.

Der Caparro. Lagothrix Humboldti.

Le Caparro.

Der Körper hat eine Länge von 2 Fuß 2 ½ Zoll und ist stark, die Physiognomie nicht unangenehm. Er hat keinen Bart; der Pelz ist schwärzlich grün, das Haar lang; das Gesicht schwarz, mit langen steifen Haaren umgeben. Die Haare an der Brust sind dichter, und ihre Farbe dunkler, als auf dem Rücken; die Nägel platt. Der Schwanz wenig länger als der Körper.

Diese Affen sind in ihren Bewegungen nicht sehr lebhaft, aber ihr Naturel ist sehr sanft, sie sind leicht zu zähmen, und sollen häufig auf den hintern Füßen stehen.

Man findet sie an den Ufern der Guaviare und noch zwey Breitegrade darüber hinaus.

Die zweyte Art,

Der graue Wollhaaraffe. Lagothrix canus.

lebt in Brasilien.

Eilfte Gattung.

Brüllaffen. Stentor (Geoffr.) Mycetes (Illig.) Alouate (Buff. Lacép. Audeb.)

Sechs Backenzähne auf jeder Seite. Die Eckzähne ziemlich stark und dreyeckig.
Der Kopf pyramidenförmig; das Gesicht schief, der Gesichtswinkel nur dreyßig Grade.
Das Zungenbein sehr aufgetrieben, von außen sichtbar und schwammig.
Die Seitenäste der Unterkinnlade sind sehr hoch. Alle vier Hände fünffingerig.
Der Schwanz sehr lang, greifend, am Ende an der untern Seite nackt.
Nägel conver, kurz.

Diese Affen sind sehr wild, stark, leben in zahlreichen Schaaren und machen in den Wäldern ein unaufhörliches und weittönendes Gebrüll. Den Schwanz brauchen sie wie eine fünfte Hand, um damit alle Gegenstände anzufassen. Sie gehen auf vier Füßen. Abgebildet sind:

Taf. 31. **Der rothe Brüllaffe.** Stentor seniculus.

L'Alouate roux.

Pelz lebhaft hell rothbraun; Scheitel, Backen, Bart, die vier Glieder und der Schwanz brennend rothbraun, beynahe dunkelkastanienbraun. Gesicht schwarz und nackt; Stirnhaar sehr kurz, es geht bis auf die Augenbraunen,

und ist durch eine sehr deutliche Querlinie vom Gesicht verschieden. Der Bart scheint um so dicker, je mehr das Zungenbein vorspringt. An Augenwimpern, Lippen und dem Kinn stehen wenige, lange, schwarze Haare; Bauch und Brust fast nackt; Finger sehr lang, und oben bis zur Nagelwurzel behaart. Die Nägel bilden eine Rinne.

Ungefähr von der Größe eines Fuchses. Der knöcherne Sack an der Kehle scheint den Ton zu verstärken. Dieser Sack besteht aus einer dünnen Knochenwand, er hat eine fast zollgroße Oeffnung, an seinen innern Wänden aber einen blätterigen Bau, und hält nahe an vier Kubikzoll Wasser. Mit dem Luftröhrenkopf steht er durch einen breiten häutigen Canal und durch Muskelfasern in Verbindung. Das Innere bildet sechs Zellen, welche mit kleinen Klappen verschlossen sind und starke rothe Muskelfasern haben. Außer diesen sechs, münden noch zwey andere pyramydenförmig in den Sack, sie werden durch häutige Scheidewände gebildet, und haben fettige Ränder. Die Oeffnung aller dieser Zellen steht nach unten, und die Luft, welche in sie eintritt, scheint in ihnen zu circuliren. In diesem Sack bildet sich jener laute, fürchterlich schauerliche Ton, welcher den Brüllaffen den Namen gegeben hat. Bey dieser Art ist er kurz, und gleicht dem Grunzen eines Schweines in etwas, ist aber viel lauter. Das Geheul, welches die ganze Gesellschaft ertönen läßt, ist höchst unangenehm. Oft soll nur einer sein Geheul hören lassen, und dann die ganze Versammlung im Chor einfallen; daher heißt man diese Affen auch wohl Predigeraffen. So bald sie jemand sehen, so fangen sie ihr Gelärm an, und begeben sich auf die Flucht. Nur selten kommt einer auf die Erde; fast immer leben sie auf Bäumen, und zwar nähren sie sich mehr von Blättern als von Früchten. Sie verlassen einander nicht, und springen mit unglaublicher Schnelligkeit von einem Baume zum andern, wobey sie mit ihren Schwänzen sich wie mit den Händen anhalten. Schießt man auf sie, und sie sind nicht gleich auf der Stelle todt, so bekommt man sie nicht, sie bleiben am Schwanz hangen und fallen nicht herunter.

Sie sind übrigens wild, boshaft, schwer zu zähmen, beißen heftig, und werden sehr selten nach Europa gebracht, obgleich die Brüllaffen überhaupt häufig in ihrem Vaterland sind.

Die Indianer sowohl, als die übrigen Bewohner Amerikas essen diese Affen sehr gerne, und ihr Fleisch ist eine allgemein beliebte Speise.

Taf. 31. Der bärenartige Brüllaffe. Stentor ursinus.

L'Araguato. (Humboldt.)

Dieser Affe hat längere Haare als der vorige. Der Bart ist weniger weich, der Kopf kleiner, mehr zugespitzt, Brust und Bauch mit rothen Haaren besetzt. Die Farbe der Haare ist ganz einfärbig rothbraun mit Goldglanz, das Gesicht zum Theil haarig, schwarzblau. Die Größe etwa wie der vorige.

Vor allen Affen Amerikas scheint dieser in der zahlreichsten Gesellschaft zu leben. An den Ufern des Apure-Stromes zählte Humbold nicht selten vierzig Stück auf einem Baume; er zweifelt gar nicht, daß in einem Umfang einer Quadratmeile 2000 Individuen leben. Sie nähren sich meist von Blättern, sind weniger gefräßig als andere, und haben ein sehr zähes Leben; Humboldt sah mehrere am Kopf verletzte wieder vollkommen geheilt werden. Man findet diese Art in Venezuela, Neu-Andalusien, Neu-Barzelona und an den Ufern des untern Oronoko.

Taf. 32. Der großbärtige Brüllaffe. Stentor barbatus.

L'Alouate noir à grosse barbe.

Der Körper stark, beym Jungen braungelb, beym alten Männchen tief schwarz; der Bart dick, stark, lang, umgiebt das ganze Gesicht und Kinn, stärker und länger am Männchen, kürzer und getheilt beym Weibchen. An der Stirn ein fast dreyeckiger Kreis von starken aufstehenden Haaren. Der Schwanz unten von der Mitte an kahl; die Finger am Männchen mit schwarz und weißen Haaren besetzt. Das Weibchen ist ganz von strohgelber Farbe.

Diese Thiere leben verborgen, aber immer in großen Gesellschaften beysammen. Ihre Stimme gleicht in etwas der Stimme unserer Frösche; wenn man dieses höchst unangenehme Geheul einmal hört und demselben nachgeht, so ist die Gesellschaft, welche dasselbe ausstößt, leicht aufzufinden; man findet dann zwanzig und mehr Affen beysammen, welche auf verschiedenen Bäumen ihr Conzert absingen. Bey der Annäherung der Menschen fliehen diese



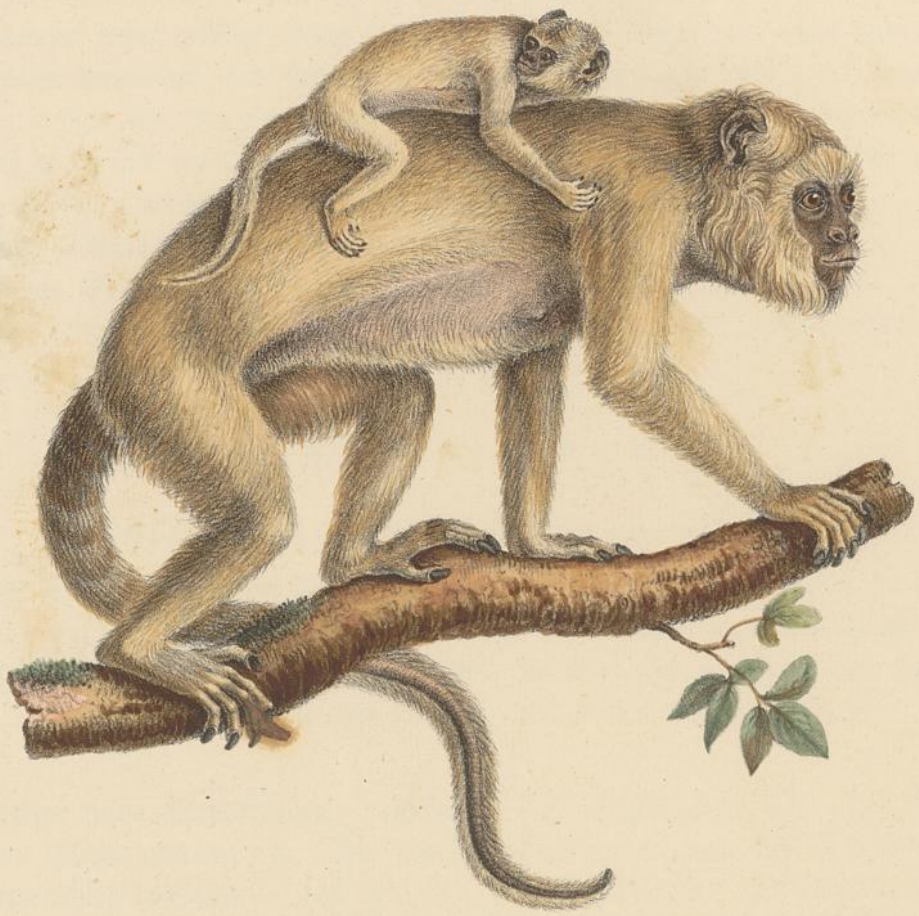
1/8
der natürl. Grösse.

1

Rother Brüllaffe.
Stentor Seniculus.
L'Alouate rouge.

2

Bärenartiger Brüllaffe.
Stentor ursinus.
L'Ourson.





2/3

Der grossbärtige Brüllaffe, Männch. u. Weibch.
Stentor barbatus.
L'Alouate noir à grosse barbe, mâle et femelle.

nicht wie andere Affen, sondern klettern langsam auf die Baumgipfel; jedes Weibchen trägt ein Junges auf dem Rücken, und ein anderes etwas größeres kriecht langsam hinten nach. Schießt man einige herunter, so erheben die andern ein trauriges Geheul und jeder sucht sich zu retten, so gut er kann. Herr Spix beobachtete ein verwundetes Weibchen, welches sein Junges so lange auf dem Rücken trug, bis es vom Blutverlurst ganz erschöpft war, dann wendete es sterbend seine letzten Kräfte an, das Junge auf einen benachbarten Ast zu werfen, und fiel dann todt vom Baume. Dies beweist, daß diese Thiere der Ueberlegung fähig sind.

Es sind von dieser Gattung noch folgende Arten bekannt:

Der strohfarbne Brüllaffe, Stentor stramineus. Der Guariba, Stentor Guariba. Der Caraja, Stentor Caraya. Der Choro, Stentor flavicaudus. Der rothhändige Brüllaffe, Stentor rufimanus.

Zwölfte Gattung.

Kurzschwanzaffen. Brachyurus. (Spix.)

Man hat bisher in Amerika nur einen einzigen kurzgeschwänzten Affen entdeckt, welchen Humboldt zu den Schweifaffen, Pithecia, gezählt hat, und welcher auch, den kurzen Schwanz abgerechnet, alle Gattungs-Characteres der Schweifaffen hat. Herr Spix hat jedoch in Brasilien noch zwey Arten mit kurzen Schwänzen gefunden, welche aber außer diesem sich so sehr von den Schweifaffen entfernen, daß sie eine neue Gruppe bilden müssen.

Die Characteres sind: Vorderzähne $\frac{4}{4}$, Eckzähne $\frac{1-1}{1-1}$, Backenzähne $\frac{6-6}{6-6}$. Die Eckzähne stark, bey geschlossenem Mund vorragend. Die obern Schneidezähne von den Eckzähnen stark abstehend, nach vorn schief vorstehend, fast wie bey den Nagethieren. Die mittlern breiter, fast dreyeckig; die untern sehr lang, den Eckzähnen mehr genähert, dünne, die äußern etwas breiter als die innern, und fast wie bey den Hasen schief aufsteigend; Backenzähne kurz. Die untere Kinnlade etwas hoch. Die vier Füße gleich lang.

Diese Affen haben einen mittelmäßig starken Körper, sind Tagthiere, leben gesellig und schreyen fast beständig sehr laut. Der Schwanz ist kurz und ganz behaart, nicht greifend. Diese zwey Arten sind:

Taf. 33. Der Judenaffe. Brachyurus Israelita.

Le courte-queue juif.

Dieser Affe hat eine sehr auffallende Physiognomie, die einem starkbartigen Juden nicht unähnlich sieht. Der Kopf ist etwas groß, länglich rund, und von den Ohren bis zum Kinn geht ein starker schwarzer Bart. Kopf, Hals, Brust, Bauch, Vorderarme, Hinterbeine und Schwanz sind schwarz; der übrige Körper gelbbraun. Die Barthaare sehr lang, während die übrigen Kopfhaare wie geschoren sind.

Man findet diesen sonderbaren Affen in Brasilien gegen die Grenzen von Peru hin in den großen Wäldern.

Taf. 33. Der Uakary. Brachyurus Ouacary.

Le courte-queue Ouakari.

Ohne Bart, mit sehr kurzem Schwanz; Kopf und die vier Extremitäten dunkelschwarz; Rücken und Bauch braungelb; Oberschenkel bis unter die Knie und Schwanz rostroth. Die Haare auf dem Kopf stehen vom Hinterhaupte nach vorn gerichtet. Der Körper stark; die Extremitäten länger als beym Judenaffen. Der Schedel ablang und wenig erhaben; das Gesicht schwarz und nackt, nur mit wenigen Bartborsten besetzt; die Ohren nackt und abstehend, von den Augen sehr weit entfernt, und mehr nach hinten gerichtet. Die Gegend vor den Ohren nackt, um die Schläfe fast nackt. Die Vorderzähne mehr nach vorn stehend, als beym vorigen. Die Haare am Rücken länger und rostgelb; am Kopf schwarz glänzend. Der Schwanz kurz behaart, ist wie abgeschnitten. Die Augen

sind braun. Die Oberlippe sehr breit; die Nase sehr kurz. Sie leben wie die Judenaffen in großen Schaaren in den Wäldern zwischen den Flüssen Jea und Solimöens, an den Grenzen von Peru, und erfüllen mit ihrem sonderbaren und gräßlichen Geschrey, welches sie aber nur am Tage hören lassen, die Gegend weit umher.

Dreyzehnte Gattung.

Sajous oder Sahuis. (Wickelschwanz-Affen.) Cebus, (Geoff. Humb.) Sapajou, (Buff. Lacép. Cuv.) Callithrix (Illiger.)

Zähne wie bey den vorigen. Die obern Schneidezähne breiter als die untern; die Eckzähne mehr oder weniger stark, beym Männchen mehr vorstehend als beym Weibchen.

Der Kopf rund, die Schnauze kurz; die Stirn etwas vorstehend; das Hinterhaupt nach hinten vorspringend. Ohren rund. Das Zungenbein nicht aufgetrieben.

Alle vier Hände fünffingerig, vollkommen ähnlich; der Daum der Vorderhände lang, Nägel kurz, halb conver.

Der Schwanz greifend, aber ganz behaart.

Diese Affen leben gesellschaftlich; verlassen die großen Wälder nicht; sind sehr lebhaft, aber sanft und posirlich; nähren sich von Früchten und Insecten, welche letztere sie sehr lieben.

In der Gefangenschaft sind sie unreinlich, aber zahm. Sie sind über das ganze warme Amerika verbreitet.

Taf. 34. **Der gelbköpfige Sajou.** Cebus Xanthocephalus.
Le Sapajou à tête fauve.

Hinterkopf, Hinterhals, Schultern, Vorderhals, Hinterarme, Brust und Lendengegend okergelb; Mittelrücken und Oberschenkel schwarzbraun; Schwanzwurzel rothbraun. Kehle, Backen, alle vier Vorderarme und Schwanz schön schwarz. Kein Bart; Wangen und Gesicht weißgrau, Brust rostfarb.

Dieser Affe lebt in großen Gesellschaften in den Wäldern um Rio de Janeiro und St. Paul, wo sie an Mais und Obstbäumen vielen Schaden anrichten.

Taf. 34. **Der Capuzaffe.** Cebus cucullatus.
Le Sapajou à Capuchon.

Der Körper stark; das Haar dicht. Gesicht fleischfarb, nackt, mit einem weißen Haarkreise ganz eingefaßt; Scheitel, Backen und Kinn, also der ganze Umkreis des weißen Haarkreises dunkel kastanienbraun; Ohrengegend, Schläfen, Vorderhals und Vordertheil der Oberarme weißgelb; Bauch rostfarb; alle übrigen Theile schwarzbraun. Die Nasenscheidewand sehr breit; Nägel kurz, wenig gekrümmt, braun, der Daumennagel der Hinterhände platter.

Man findet diesen Affen in der Provinz St. Paul in Brasilien und in Gujana.

Die Arten dieser Gattung sind überhaupt zahlreich, aber nur wenig von einander verschieden, daher schwer zu bestimmen. Sie werden häufig nach Europa gebracht, und meist unter dem Namen der Capuzineraffen mit einander verwechselt. In unserm naßkalten Clima sind sie vielen Krankheiten unterworfen, und müssen im Winter wenigstens in einem warmen Stall oder Zimmer gehalten werden. Sie sind sehr gutmüthig, beißen nicht, sind alle sehr schmeichelnd und lassen sich gerne liebkosen, spielen mit allem, was sie finden, sind in beständiger Unruhe, und treiben eine Menge Possen, werfen auch wohl nach den Personen; kurz es wären allerliebste Thiere, wenn sie etwas reinlicher wären, und ihre Töne nicht so traurig und anhaltend ausgestoßen würden.

Die übrigen Arten sind:

Der Winselaffe, Ceb. Capucinus.
Der Hornaffe, Ceb. fatuellus.
Der Zitteraffe, Ceb. trepidus.
(wahrscheinlich nur Varietät des Hornaffen.)
Der schwarze Sajou, Ceb. niger.
Der braune Sajou, Ceb. apella.
Der gelbe Sajou, Ceb. flavus. (Fuluus Desmarest.)



1/4 der natürl. Grösse.

1

Der Quakary Kurzschwanz.
Brachyurus Ouakary.
Le Court-Queue Ouakary.

2

Der Judenaffe.
Brachyurus Israelita.
Le Court-Queue Juif.





1/3
der natürl. Grösse.

Der Kapuzaffe.
Cebus cucullatus.
Le Sajou à capuchon.

Gelbköpfiger Wickelschwanz. (Sajou).
Cebus Xanthocephalus.
Le Sajou à tête fauve.

Der graue Sajou, Ceb. cinereus.
Der geschäckte Sajou, Ceb. variegatus.
Der weißstirnige Sajou, Ceb. albifrons.
Der weißkehlige Sajou, Ceb. hypoleucos.
Der gemähnte Sajou, Ceb. cirriferus.
Der bärtige Sajou, Ceb. barbatus.
Der schwarzscheitlige Sajou, Ceb. frontalis.
Der starke Sajou, Ceb. robustus.
Der Sajou Macaco, Ceb. Xanthosternos.
Der weiße Sajou, Ceb. albus.
Der großköpfige Sajou, Ceb. macrocephalus.
Der geile Sajou, Ceb. libidinosus.
Der einfarbige Sajou, Ceb. unicolor.
Der schlanke Sajou, Ceb. gracilis.

Zweyte Familie. Affen mit langen nicht wickelnden Schwänzen.

Vierzehnte Gattung.

Sagoin. Springaffe. Callithrix. (Geoffr. Humb. Illig.) Sagoin. (Buff. Audeb.)

Zähne wie bey den vorigen; Eckzähne mittelmäßig; untere Schneidezähne scheitelrecht und an die Eckzähne anstoßend.

Kopf klein, rundlich; Schnautze kurz. Gesichtswinkel 60 Grade.

Die Nasenscheidewand weniger breit als die Reihe der obern Schneidezähne.

Ohren sehr groß und unförmlich.

Schwanz meist etwas länger als der Körper, nicht greifend und ganz behaart.

Körper ziemlich schlank.

Diese Affen leben, wie die vorigen, in großen Truppen in Wäldern, springen von einem Baum zum andern, und nähren sich von Früchten, Vogeleyern und Insecten.

Man findet sie in Guiana und Brasilien.

Taf. 35. Der Saimiri. (Der Titi.) Callithrix sciureus. Le Saimiri.

Oberleib gelb-grünlich, ins Goldfarbige spielend, an den Oberarmen und Schenkeln grau angelaufen, ins Rostfarbige übergehend an Beinen und Vorderarmen. Bauch, Brust, Hals, Wangen und um die Ohren weiß. Am Mund und Nasenspitze ein schwarzer Fleck, Augenlieder und Augen schwarz; die Stirn herzförmig; zwey schwarze halbmondförmige Flecken sondern die Stirne vom Hinterhaupt; um den Mund und in diesen Flecken stehen schwarze Barthaare. Gesicht, Ohren und Hände fleischfarb. Der Schwanz länger als der Körper, an der Spitze schwarz. Diese Art varirt sehr.

Dieser Affe ist unter allen Affen Amerikas, seiner Schönheit, Kleinheit und Sanftheit wegen, der geschätzteste. Er ist häufig auf der Südseite des Oronoko, am Guaviare und Cassiquiare. Sein Körper hat ein Bisamgeruch an sich. Er ist nicht viel größer als ein Eichhörnchen, nur der Schwanz viel länger. Die Physiognomie hat viel Aehnlichkeit mit der eines Kindes; derselbe Ausdruck von Unschuld, dasselbe Lächeln, derselbe schnelle Uebergang von Freude zur Traurigkeit, ja er weint sogar wie ein Kind, wenn er Verdruß hat oder Schmerz fühlt, und seine großen Augen füllen sich mit Thränen.

Der Saimiri ist in beständiger Bewegung, in allen seinen Handlungen ist Leichtigkeit und Anmuth; er wird nicht böse, spielt immer und hüpft umher, um Insecten zu haschen, besonders Spinnen, welche er allen vegetabilischen Nahrungsmitteln vorzieht. Er hat die sonderbare Gewohnheit, den Menschen, wenn sie reden, steif auf den Mund zu sehen, und wenn er auf ihren Schultern sitzt, so berührt er mit seinen niedlichen Fingerchen Zähne oder Zunge. Besonders ist er reisenden Insectenfreunden gefährlich; man mag die gefangenen Insecten auch noch so gut verwahren, der Titi entdeckt sie gewiß, und weiß sie von der Nadel zu nehmen, ohne sich zu verletzen.

Ein Pärchen, welches Humboldt mit sich führte, unterschied unter den Kupfertafeln, welche an Cüviers Werk angehängt sind, diejenigen genau, welche Insecten bezeichnen, obschon sie nicht illuminirt waren, und das Thierchen streckte seine kleine Hand aus, um das abgebildete Insect zu erhaschen; bey andern Zeichnungen blieb es ganz ruhig. An ein feuchtes und nicht sehr warmes Clima gewöhnt, verliert er seine Lebhaftigkeit in heißern Gegenden, und lebt nicht lang daselbst.

Obschon der Schwanz kein Wickelschwanz ist, so wickelt der Affe denselben doch um seinen Hals, und wenn mehrere beysammen sind, so umarmen sie sich gegenseitig, um sich zu erwärmen. Die Jäger erzählten Humboldt, daß man oft zehen bis zwölf beysammen antreffe, welche kläglich schreyen, weil die von außen ins Innere der Gruppe zu dringen suchen, um daselbst Wärme und Schutz zu finden.

Wenn die Indier ein Weibchen mit einem vergifteten Pfeile tödten, so bleibt das Junge an der Mutter, und fällt mit ihr vom Baume, und wenn es nicht vom Falle verwundet ist, wird es so am Halse derselben gefangen; so fängt man die meisten. Alt gefangene werden selten zahm und leben nicht lange. Ein gesundes Thierchen dieser Art kostet an Ort und Stelle 8 — 9 Piaster.

Taf. 35. Der maskirte Sagoin. (Der Sauassu.) Callith. personatus.
Sagoin à masque.

Der Pelz ist mit langen graufalben Haaren bedeckt; Gesicht, Scheitel, Backen und Gegend hinter den Ohren beym Männchen schwarz, beym Weibchen dunkelbraun; an Armen und Schenkeln grau, weiß geringelt; am Bauche einförmig grau, ins Bräunliche spielend. Hände und Füße schwarz oder dunkelbraun. Der Schwanz mittelmäßig behaart, roth falb.

Man findet diesen seltenen Affen in Brasilien zwischen dem 18. und 21. Grad der Breite. Er lebt in kleinen Gesellschaften von einer oder ein Paar Familien, hat eine laute röchelnde Stimme, welche durch einen eigenen Luftröhrenbau erzeugt wird, und ist, gezähmt, ein angenehmes freundliches Stubenthier. Er heißt in Brasilien Sauassu.

Die übrigen bekannten Sagoins sind:

Die Wittwe, Callith. lugens.
Der Halsband-Sagoin, Callith. torquatus.
Der Kragen-Sagoin, Callith. amictus.
Der Moloch, Callith. Moloch.
Der schwarzhändige Sagoin, Call. melanochir.
Der weißwangigte Sagoin, Call. infulatus.
Der graue Sagoin, Callith. cineraceus.
Der schwarzstirnige Sagoin, Call. nigrifrons.
Der kupferfarbe Sagoin, Callith. cupreus.

Fünfzehnte Gattung.

Schweifaffe. Bärenaffe. Pithecia (Geoffr. Humb. Illig.)
Saki. (Buff. Cuv.)

Die Zähne wie bey den vorigen. Die obern Schneidezähne sind breiter, die untern schmäler, länger vorliegend, mit ihren Spitzen auseinander stehend, von den Eckzähnen entfernt.

Die Eckzähne stark, besonders bey den Männchen, dreyeckig.

Die Nasenscheidewand ist breiter als die Reihe der obern Schneidezähne. Der Kopf rund, die Schnautze kurz. Der Gesichtswinkel etwa 60 Grade.

Die Ohren mittelmäßig, nähern sich in ihrer Form den menschlichen, und sind gerändelt.

Der Schwanz nicht ganz so lang als der Körper, nicht greifend, und mit sehr langen Haaren dicht besetzt. Die Hände alle fünffingerig; die Nägel kurz und umgebogen.

Die Arten sind erst in neuern Zeiten näher bekannt geworden; sie leben wie die vorigen fast immer auf Bäumen, kommen selten auf den Boden, und nähren sich von Früchten und Insecten.



1/5

1

Der Saimiri.
Callithrix sciureus.
Le Saimiri.

2

Schwarzköpfiger Springaffe.
Callithrix personatus.
Le Sauassu.

1



2



1/3

2

Der Weisskopf.
Pithecia leucocephala.
Saki Yarqué.

Der Schwarzkopf.
Pithecia melanocephala.
Saki Cacajao.

Taf. 36. **Der Schwarzkopf.** Pithecia melanocephala.
Le Cacajao.

Der ganze Körper ist mit einem gelbbraunen Pelz bedeckt; die vier Hände sind nackt und schwarz; die Haare sind lang, glänzend, etwas gekraust; Brust, Bauch, das Innere der Arme und Hüften heller. Die Finger sind sehr lang, mager, mit graulichen Härchen bedeckt; die Nägel platt, der Schwanz sehr kurz, dick, und an seinem Ende schwarz.

Der Cacajao hat einen Kopf wie ein Kind, eyförmig, zu beyden Seiten platt; das Gesicht menschenähnlich, nackt, tief schwarz; gleicht in der Physiognomie einem alten Neger. Der Scheitel ist mit langen, weichen, vom Nacken bis zur Stirn nach vorn stehenden Haaren bedeckt. Die Augen groß und braun; schwarze Borstenhaare bilden die Augenbraunen, und man trift solche auch am Mund und Kinn an. Die Nase ist sehr klein, ihre Scheidewand sehr breit; das Kinn ohne Bart. Die Ohren nackt und groß, und gleichen den menschlichen mehr, als an keinem andern Affen.

Der Cacajao ist ein kleines, gefräßiges, aber wenig lebhaftes und phlegmatisches, schwaches Thierchen von außerordentlicher Sanftheit. Er liebt alle Arten Früchte, besonders Bananen, Goyaven und andere saftige Früchte. Wenn er etwas fassen will, so breitet er seine langen Arme aus, und faßt mit gekrümtem Rücken da sitzend, und seiner langen Finger wegen die Sachen etwas ungeschickt an, und speist sehr unreinlich. Er fürchtet die andern lebhaften Affen, und Humboldt sah das Thier beym Anblick einer Schlange oder eines Crocodills am ganzen Körper zittern. Wenn er böse wird, was selten geschieht, so öffnet er den Mund auf eine ganz eigene Art, und zeigt eine verzerrt lachende Physiognomie.

Der Cacajao bewohnt in großen Gesellschaften die Wälder am Cassiquiare und Rionegro, und scheint in Hinsicht der Wärme nicht sehr delikat und vieles aushalten zu können.

Taf. 36. **Der Weißkopf.** Pithecia leucocephala.
Saki Yarqué.

Pelz schwarzbraun, auf dem Rücken stark, auf dem Bauche wenig behaart; Hinterhaupt mit kurzen Haaren; Backen, Seite der Unterkinnlade und Stirne mit zahlreichen, aber kurzen, schmutzig weißen, ins Gelbe spielenden Haaren besetzt; eine Scheitellinie theilt die Stirnhaare; Augenkreis, Nase und Lippen nackt; der Schwanz sehr stark behaart und etwas kürzer als der Körper.

Diese Affenart lebt in Gebüschen, in Truppen von sechs bis zwölf Stücken; nährt sich von Goyaven und andern Früchten und von Insecten, besonders Bienen, deren Nester er zerstört. Das Weibchen wirft nur ein Junges, das die Mutter auf dem Rücken trägt.

Die übrigen Arten dieser Gattung haben meist lange Bärte, und sind wilde, schwer zu zähmende Thiere. Es sind noch folgende Arten bekannt:

Der Satan oder Curio, Pithec. Satanas.
Der Capuziner vom Oronoko, Pith. chiropotes.
Der rothbauchige Saki, Pith. rufiventer.
Der Mönch, Pithec. Monachus.
Der Miriquina, Pithec. Azarae.
Der Rothbart, Pithec. rufibarbata.
Der Gelbkopf, Pithec. ochrocephala.
Der zottige Schweifaffe, Pithec. hirsuta.
Der angesengte Schweifaffe, Pith. inusta.
Der Perüken-Schweifaffe, P. capillamentosa.

Sechszehnte Gattung.

Nachtaffe. Nyctipithecus. (Spix.) Aotus. (Humboldt.)

Zähne wie bey den Sagoins. Die Eckzähne mittelmäßig groß, gleich; die obern mittlern Vorderzähne breiter, wenig vorstehend, die äußern dreyseitig, kleiner, noch mehr zurückstehend;

die untern den Eckzähnen genähert, bilden einen Halbkreis, sind an der Spitze etwas breiter; die 12 Backenzähne höckerig.

Die Hinterbeine länger als die vordern; die Klauen kurz, zusammengedrückt, nicht stark vorstehend, spitzig. Die Daumnägel wenig breiter.

Kopf rund und katzenartig, breit, Schnautze kurz. Augen groß, nahe beysammenstehend, phosphoroscirend, nächtlich.

Nasenscheidewand sehr dünne.

Die Ohren klein, bey einer Art fehlt das äußere Ohr fast ganz.

Der Schwanz länger oder so lang als der Körper.

Schlafen am Tage, sind nur des Nachts munter und leben von Insecten, kleinen Vögeln, Eyern, und allen Arten Vegetabilien.

Taf. 37. **Katzen-Nachtaffe.** Nyctipithecus felinus.

Le Singe de nuit à face de Chat.

Der Körper schlank, oben graubraunlich, unten okergelb. Das Ansehen katzenartig; Augen groß und glänzend, hoch pomeranzenfarbig, nächtlich; Gesicht sehr klein, Backen vorstehend, um Augen und Nase schwarz, fast nackt, unter den Augen und an den Lippen weiß wollig; ob den Augen ein weißer dreyeckiger Fleck; ein kleiner an den Backen; ein kurzer graulicher Backenbart von dicken Haaren. Das Haar überhaupt wollig, weich, graulich olivenfarbig, in der Mitte des Rückens etwas dunkler. Der Schwanz lang, an der Wurzel und den Seiten rostfarb, an der Spitze schwarz. Der Daum der Hinterfüße kürzer. Man findet diesen Affen in der Gegend der Hauptstadt von groß Para, er lebt von Früchten und Insecten.

Taf. 37. **Schreyender Nachtaffe.** Nyctipithecus vociferans.

Le Babillard brun.

Ohne Bart; der Körper mit wolligem Haar bedeckt, fast einfärbig rothbraun; Gesicht rundlich und katzenartig; um Augen und Nase braun, nackt; Backen, Lippen und untere Kinnlade weißlich; über und unter den Augen ein gelblich weißer dreyeckiger Fleck; um die Augen ein gelbbrauner Streif; ein ähnlicher lauft von den Backen gegen die Stirn hin. Schwanz lang, Wurzel desselben rostfarb, Spitze schwärzlich. Ohren abstehend, außen und innen behaart.

Diese Art lebt gesellschaftlich in den Wäldern von Tabatinga an der Grenze von Peru. Sie schlafen am Tage und gehen nur des Nachts aus, ihre Nahrung zu suchen; die ganze Gesellschaft läßt dann ein quäckendes Geschrey hören. Obschon nächtlich, ist er doch schwer zu fangen, aber die Indier erhaschen ihn in seinem Aufenthalt zwischen den Baumästen während dem Tage leicht; kennt man einmal seinen Aufenthalt, so flieht er nicht weit, da ihn das Licht blendet. Die Augen sind ganz roth und sehr empfindlich. In seinem Vaterland heißt er Carai.

Diese Gattung scheint die Stelle der Makis, der Tarsier und die Galogos der alten Welt in der neuen zu vertreten. Sie leben von Insecten, kleinen Vögeln und ihren Eyern, genießen aber auch alle Arten von Vegetabilien; sind furchtsam, leben verborgen, sind reinlich und nur des Nachts lebhaft, dann aber sehr munter und behende.

Taf. 38. **Humboldts Nachtäffe.** Nictipithecus Humboldti.

Le Douroucouli.

Der Pelz grau, die Haare an der Spitze weißlich silber-glänzend, sehr weich; Kehle, Brust und Unterleib gelbröthlich. Der Schwanz am Ende schwarz und langhaarig, um die Hälfte länger als der Körper. Der Kopf katzenartig, das Gesicht mit schwärzlichen Haaren bedeckt; die Stirn weißlich, mit drey schwarzen Längsstreifen.

1



2



1/3

1

Der lärmende Nachtaffe.
Nyctipithecus vociferans.
Le Babillard brun.

2

Der Katzen –Nachtaffe.
Nyctipithecus felinus.
Le singe de nuit à face de Chat.



1/2
der natürl. Grösse.

1

Humboldts Nachtaffe.
Nyctipithecus Humboldtii.
Le Douroucouli.

2.

Uistiti mit weissem Kopf.
Jachus leucocephalus.
L'Ouistiti à tête blanche.

Augen sehr groß, fast dottergelb; Augenlieder weiß; der Mund groß, mit kurzen weißen Bartborsten besetzt. Ueber den Rücken lauft ein brauner Streif bis zum Schwanz. Die Hände inwendig weiß; der Daum an den Füßen stark abstehend; Nägel alle platt.

Der ganze Körper, besonders der Kopf, hat mehr das Ansehen eines katzenartigen Thiers, als eines Affen. Die Ohröffnungen sind groß, aber das äußere Ohr besteht nur in einem kleinen häutigen Anhang.

Die Länge des Körpers bis zum Schwanz 9 Zoll, der Schwanz 14 Zoll.

Der Douroucouli ist der einzige Affe am Oronoko, welcher am Tage schläft; ein zahmer, welchen Humboldt besaß, schlief jeden Tag um neun Uhr ein, und blieb im Schlaf bis sieben Uhr Abends; oft fieng er schon mit Tagesanbruch zu schlafen an. Das Licht ist ihm sehr unangenehm, er verbirgt sich daher in hohle Bäume oder andere dunkle Orte, und schlieft wie ein Marder durch die kleinsten Löcher durch. Weckt man ihn, so ist er traurig und schläfrig; die Augen, welche des Nachts wie Eulenaugen glänzen, sind dann trübe, ohne Glanz, wie bey einem Sterbenden. Er sitzt meist mit gekrümmtem Rücken, den Kopf fast in die zusammengefalteten Hände verborgen. Am Tage ist er sehr sanft, und man kann ihm sogar den Mund öffnen, ohne daß er beißt. Allein so still er am Tage ist, so ungestühm ist er des Nachts, wo er auf kleine Vögel, welche er auf den Nestern ergreift, dann aber auch auf Insecten Jagd macht. Er frißt aber auch alle Arten von Vegetabilien, besonders Palmfrüchte. Die Fliegen fängt er sehr geschickt, wenn sie an einem dunkeln Orte sitzen. Er frißt verhältnißmäßig wenig, dagegen genießt er wirklich rohes Fleisch.

Die Eingebornen bereiten aus seinem schönen Fell Tabacksbeutel. Das Thier lebt nicht in Truppen, sondern blos paarweise; man kann es oft in hohlen Bäumen erhaschen. Er ist schwer zu zähmen, und beißt selbst diejenigen, die ihm gutes thun, doch hat sein Biß nichts zu sagen, da die Zähne klein sind. Er spielt selten, und nur das Fliegenfangen ergötzt ihn. Sein nächtliches Geschrey ist muh, muh; die Stimme ist bedeutend stark, und gleicht fast der Stimme des Jaguars; oft mauet er, wie eine Katze, und seine Stellung im Zorn gleicht einer zornigen Katze. Er bewohnt die dichten Wälder am Cassiquiare, um die Gegend der Wasserfälle des Maypures, man findet ihn aber auch in Gujana und Brasilien.

Siebzehnte Gattung.

Uistitis. Seidenaffe. Pinselaffe. Jachus. (Geoff. Humb.) Hapale. (Illig.) Sagoin. (Buff. Cuv.)

Zahl der Zähne wie bey den vorigen 36. Die Backenzähne mit spitzigen Höckern. Schnautze kurz; Nasen vorspringend; Hinterhaupt vorragend. Das Zungenbein äußerlich nicht sichtbar.

Schwanz länger als der Körper, nicht greifend, ganz behaart.

Füße fünfzehig, der Daum der Vorderhand in derselben Richtung wie die andern Finger, nicht entgegensetzbar. Nägel sehr lang, vorspringend, gebogen und spitzig.

Diese Thiere sind klein, nicht viel größer, als unsere Eichhörnchen, von sanftem Naturel, übrigens in ihren Sitten den andern amerikanischen Affen ähnlich. Sie lassen sich leicht zähmen.

Taf. 38. Der Uistiti mit weißem Kopf. Jachus leucocephalus. L'Ouistiti à tête blanche.

Gesicht schwärzlich, der ganze übrige Kopf, der Vorderhals bis zur Brust rein weiß. Die Ohren mit schwarzen langen Haarbüscheln, welche steif nach hinten stehen. Der übrige Körper schwarzbraun, um Hände, Füße, Hinterhals und Inneres der Schenkel schwarz; auf dem Rücken sind die Spitzen der Haare weiß, welches dem Thiere ein graulicheres Ansehen giebt. Schwanz schwarz und grau geringelt, die einzelnen Stachelhaare, besonders unten und gegen das Ende des Schwanzes mit weißen Spitzen.

Dieser niedliche Affe lebt sowohl in niedrigen, als hohen Waldungen an der Ostküste von Brasilien. Seiner Schönheit wegen wird er oft gezähmt, und in den Wohnungen lebend gehalten. Er hat die Größe eines Eichhörnchens.

(Abbildung nach Neuwied).

Taf. 39. **Der weißohrige Uistiti.** Jachus vulgaris. Simia Jachus. (Linn.)
Oistiti vulgaire.

Der Pelz grau; die Haare sind an der Wurzel braun, an der Spitze hellgrau; Hinterrücken und Schwanz braun und grau geringelt; auf dem Hinterrücken zehn oder eilf, am Schwanze fünfzehn bis achtzehn solche abwechselnde Ringe; auf Mitte der Stirn ein großer weißer Fleck, und zwey große weiße Haarbüschel hinter jedem Ohr; Hinterhaupt, Kopfseiten, Oberseite des Halses, Oberbrust und Schultern röthlich braun, ohne grau; Untertheil des Körper hellgrau; Gesicht nackt, Hände und Füße braun.

Ein niedliches, lebhaftes, unruhiges und posirliches Thierchen, doch ist es träger als die Wickelaffen. Es läßt sich leicht zähmen, ist nicht zu sehr empfindlich gegen die Kälte, und hat schon mehreremale in Europa, sogar in St. Petersburg, Junge geworfen. Pallas beobachtete ein Pärchen, welches daselbst in zwey Jahren dreymal Junge erzeugte, und alle glücklich aufzog. Die Mutter trug das kahle Junge etwa einen Monat lang auf dem Rücken, wo es sich an den Ohrbüscheln festhielt. Auch das Männchen mußte dasselbe zuweilen tragen. Sie fraßen Milch, Brod und allerley Früchte, können aber alles nur ungeschickt in die Hände nehmen, da sie nur alle fünf Finger mit einander bewegen können, doch fangen sie geschickt Fliegen und klettern sehr leicht. So niedlich aber diese Thiere sind, so unreinlich sind sie, riechen stark nach Bisam, und verpesten die Zimmer mit dem Geruch ihrer Excremente, obschon sie sich derselben nie in ihrer Schlafstelle entledigen. Sie beißen selten und ihr Biß hat nichts zu sagen. Man findet sie in Brasilien und Guiana, wo sie in den Urwäldern auf Bäumen leben, wie unsere Eichhörnchen.

(Abbildung nach Audebert).

Taf. 39. **Der weiße Uistiti.** Jachus argentatus.
Le Mico.

Der Pelz ist schön weiß, glänzend, wie versilbert; der Schwanz dagegen tief schwarz; Backen, Schnautze, Ohren, und die nackten Theile der Hände und Füße lebhaft roth; auf den Augenbraunen und Lippen stehen einzelne schwarze Haare. Es giebt auch solche mit ganz weißem Schwanze.

Man findet diesen niedlichen, schönen Affen, welcher nicht größer ist, als der gemeine Uistiti, in der Provinz groß Para in Brasilien.

(Abbildung nach Audebert).

Die übrigen Arten dieser Gattung sind:

Der Uistiti mit dem Pinselschwanz, Jachus penicillatus.
Der langohrige Uistiti, Jach. auritus.
Der weißschulterige Uistiti, Jach. humeralifer.
Der schwarzschwänzige Uist., Jach. melanurus.
Der weißstirnige Uistiti, Jach. albifrons.
Der weißhalsige Pinselaffe, Jach. albicollis.
Der kleine Uistiti, Jach. pygmaeus.

Alle leben in Brasilien.

Achtzehnte Gattung.

Tamarins. Eichhornaffen. Midas. (Geoff. Humb.)
Sagoin. (Buff.) Hapale. (Illig.)

Die obern Schneidezähne stehen in einer geschlossenen Reihe, die mittlern sind breiter als die Seitenzähne. Die vier untern stehen nach vorn geneigt, und sind schief abgeschnitten. Die Eckzähne kegelförmig und stark. Die Ohren groß. Die Stirne steht durch den Augenrandbogen stark vor. Das Gesicht kurz und nackt.



1.

Weisser Uistiti.
Jachus argentatus.
Le Mico.

1/2

2.

Weissohriger Uistiti.
Jachus vulgaris.
Ouistiti vulgaire.

Taf. 40. **Der Marikina.** Midas rosalia.

Le Marikina.

Der Pelz rothgelb, goldglänzend. Die Haare lang, seidenartig, und bilden um das Gesicht eine lange Mähne. Gesicht, Hand und Fußsohlen nackt und bräunlich. Die Nase etwas vorstehend, besonders an der Wurzel; die Lippen dünne; der Mund groß; die Ohren rund, am obern Theil etwas gerandet, ohne Ohrlappen. Die Länge des Thierchens bis zur Schwanzwurzel 9 ½ Zoll, des Schwanzes 10 Zoll.

Dieses niedliche Thier lebt in Brasilien, und wurde schon mehrmal nach Europa gebracht. Seine angenehme Gestalt, seine schöne Farbe, seine Sanftheit und Artigkeit machen es sehr beliebt. Allein nur, wenn es sorgfältig gehalten wird, hält es unser Clima aus, und der Winter ist ihm immer gefährlich. Es ist an und für sich nicht reinlich, muß aber sehr reinlich gehalten werden, sonst wird es traurig, verdrießlich und selbst krank. Auch die Einsamkeit ist ihm unerträglich und nur in Gesellschaft seines gleichen ist es recht vergnügt. Es begattet sich aber nicht in Europa.

Es liebt die Insecten gar sehr, und fängt sie mit seinen Händen geschickt. Süße Früchte, Trauben, Kirschen sind ihm vorzüglich angenehm, es gewöhnt sich aber leicht an Milch und Brod. Es lebt nicht in sehr großen Gesellschaften, fast immer auf Bäumen, in den Urwäldern, und sucht vor der brennenden Sonne Schutz im dichten Laube. Ueberhaupt haben alle die Arten der Uistitis und Tamarins in Hinsicht ihrer Lebensart mit unsern Eichhörnchen viele Aehnlichkeit, sie bauen sich zwar keine Nester, wie diese, klettern und springen aber eben so leicht. Sie lassen sich sehr leicht zähmen; bey Gefahren verbergen sie sich schnell, und äußern ihre Furcht durch ein kurzes Zischen. Sie haben es gerne, wenn man ihnen schmeichelt, ohne diese Schmeicheleyen zu erwiedern. Aus Furcht sind sie selten ganz zutraulich, doch folgen sie dem Rufe ihres Wärters. Fremde fliehen sie, und drohen ihnen wohl mit ihren Zähnen, den einzigen Waffen, welche sie besitzen, und wodurch sie sich kaum vor dem kleinsten Raubvogel schützen können; nur die Behendigkeit im Klettern rettet sie.

Langeweile macht sie traurig, dann geben sie ein sanftes langgezogenes Zischen von sich. Sie zeigen auch in der Gefangenschaft den Trieb immer in der Höhe zu seyn, und suchen gewöhnlich den erhabensten Ort aus, von welchem sie selten herabsteigen, das sie stets rückwärts thun. Die Nahrung ergreifen sie bald mit den Händen, bald mit dem Munde, und fressen wo möglich immer in der Höhe. Sie können sich an den Händen aufhängen, und mit Schnelligkeit sich auf einen andern Punkt werfen. Obschon der Daum der Vorderhand nicht getrennt ist, klettern sie doch nicht mit den Nägeln. Nie sieht man sie auf den Hinterfüßen gehen. Der Schwanz dient ihnen durchaus nicht zum klettern oder festhalten und hängt immer schlaff herab. Die Sinne sind nicht sehr vorspringend, doch ist das Gesicht scharf.

(Abbildung nach Cüvier).

Taf. 40. **Der goldstirnige Tamarin.** Midas chrysomelas.

L'Ouistiti à front jaune.

Der ganze Körper ist schön schwarz; das Gesicht vorstehend und schwarz, aber von allen Seiten mit sehr langen goldfarbigen Haaren dicht umgeben, welche um dasselbe gleichsam einen Kragen bilden, der unten einen breiten runden Bart, oben aber eine zugespitzte Haube bildet, an ihrer Wurzel sind sie gelb, an der Spitze hingegen lebhaft rostfarbig, in Gold spielend. Die Vorderarme haben eben diese Farbe, Hände und Füße braun. Vom After an lauft ein anfangs weißer, dann goldgelber Streif über den Rücken des Schwanzes weg.

Dieser, wohl einer der niedlichsten von allen Affen, mißt mit dem Schwanze, welcher 12 Zoll lang ist, nur 20 Zoll. Er ist eine Zierde der großen Urwälder am Ilheo und Rio-Pardo, und zeigt sich erst vier bis fünf Tagereisen von der Küste entfernt. Sollten sie die Seereise und unser Clima ertragen, so wären sie eine wahre Zierde unserer Zimmer.

Dieses schöne Thierchen brachte, nebst so vielen andern neuen Thieren, der vortreffliche Naturforscher Prinz Maximilian von Neuwied mit aus Brasilien. Ungeachtet ihrer Kleinheit dienten diese Thierchen in den

Wildnissen ihm und seinen Begleitern oft zur Nahrung; dort heißt es bey den Portugiesen Sahuim preto, bey den Botocuden Pakakang. (Abbildung nach Neuwied).

Taf. 40. **Das Löwenäffchen.** Midas leoninus.
Le Tamarin leoncito.

Der Kopf klein, niedergedrückt, das Gesicht menschenähnlich, schwarz, zwischen Mund und Nase ein weißblaulicher Fleck. Die Ohren fast dreyeckig, abstehend, am obern Rande gebogen, groß, schwarz, lang behaart. Die Farbe des Körpers braunlich olivenfarb, die Haare schwarz geringelt, am Halse sehr lange, eine Art von Mähne bildend. Auf dem Rücken hin und wieder weißgelbe Streifen. Der Schwanz so lange als der Körper, oben schwärzlich, unten braun, am Ende dicker; Hände und Füße schwarz, unten nackt, der Daum an beyden abstehend. Die Nägel spitzig, krumm, schwarz, am Daum der Vorderhand lang und spitzig, an der Hinterhand stumpf.

Dieses Thierchen ist blos 7 bis 8 Zoll lang, ohne den Schwanz. Sein Naturel ist munter, spielend; es wird aber sehr leicht zornig. Wenn es böse ist, sträubt es das Haar seiner Mähne. Sein Geschrey gleicht dem Zwitschern junger Vögel. Es soll sich in den Hütten der Indier in der Gefangenschaft fortpflanzen.

Es ist dieses Aeffchen selbst in seinem Vaterlande, in den Ebenen an der Südseite der Cordilleren sehr selten und nie in gemäßigten Gegenden anzutreffen. (Abbildung nach Humboldt).

Die übrigen Arten dieser Gattung, welche die Affen beendigt, sind folgende:

Der rothändige Tamarin. Midas rufimanus.
Der schwarze Tamarin. Midas ursulus.
Der Pinche. Midas oedipus.
Der weißlippige Tamarin. Midas labiatus.
Der braunhalsige Tam. Mid. fuscicollis.
Der schwarzhalsige Tam. Mid. nigricollis.
Der schnurrbartige Tam. Midas mystax.
Der zweyfärbige Tam. Midas bicolor.

Zweyte Familie der Vierhänder.

Halbaffen, Fuchsaffen, Makis. Lemures, Prosimii, Makis.

Im Allgemeinen nähern sich diese Thiere in ihren Formen den übrigen Säugethieren.

Die Schneidezähne wechseln in beyden Kinnladen in Hinsicht auf die Zahl, Form und Stellung.

Die Nasenlöcher liegen am Ende der Schnautze.

Die hintern Extremitäten sind länger als die vordern.

An den Hinterfüßen ist der erste Finger nach dem Daum mit einem spitzigen aufgerichteten Nagel versehen.

An den Brüsten stehen zwey bis vier Säugewarzen. Der Schwanz ist bald sehr lang, oder mangelt ganz, ist aber nie Greifschwanz.

Das Vaterland ist die Insel Madagascar, Ceylon und die Gegenden am Senegal.





1 2 3

Der Marikina. Goldstirniger Tamarin. Löwen Tamarin.
Midas Rosalia. Midas chrisomelas. Midas leoninus.
Le Marikina. Ouistiti à front jaune. Tamarin leoncito.



1/5

1
Der Mokoko.
Lemur Catta.
Le Mokoko.

2
Rothbrauner Maki
Lemur rufus.
Le Maki roux.

3
Kleiner Maki.
Lemur pusillus.
Le Maki nain.

Erste Gattung.

Makis. Lemur.

In der obern Kinnlade vier, in der untern sechs Vorderzähne. Die Eckzähne oben lang, zusammengedrückt, konisch, zweyschneidend; die untern kürzer, zusammengedrückt, dreyeckig, man kann sie vielmehr für die ersten Backenzähne, als für Eckzähne betrachten. Die obern Vorderzähne sind sehr kurz und stehen paarweise beysammen, jedes Paar nahe am Eckzahn, und vom andern durch einen starken Zwischenraum getrennt; die untern sind lang, stehen alle sechs aneinander, schmal und vorwärts stehend. Die Krone der Backenzähne haben stumpfe Höcker.

An der Brust zwey Säugewarzen.

Der Kopf lang, dreyeckig, fuchsartig, die Schnautze spitzig.

Die Ohren kurz und abgerundet.

Die hintern Extremitäten sind verhältnißmäßig zu den vordern; der vierte Finger am Fuß ist der längste. An der Hinterhand, an der zweyten Zehe, ein spitziger aufstehender Nagel.

Der Schwanz länger als der Körper, haarig.

Das Haar weich und wollig.

Sie nähren sich von vegetabilischen Substanzen, Wurzeln und Früchten.

Sie leben wie die Affen in mehr oder weniger zahlreichen Gesellschaften, in Wäldern, deren Früchte sie genießen; gehen immer auf allen Vieren, klettern mit bewundernswürdiger Schnelligkeit, und wählen zu ihren Schlafstätten unzugängliche Orte. In der Gefangenschaft sind sie sanft, verständig, erkennen ihren Herren ohne ihm indessen Anhänglichkeit zu zeigen. Sie gewöhnen sich leicht an gekochtes Fleisch, sogar an rohe Fische.

Sie leben alle auf den Inseln Madagascar und Anjouan, wo sie die Stelle der Affen vertreten, welche dort ganz fehlen. Von einander unterscheiden sie sich hauptsächlich durch die Farbe des Pelzes.

Taf. 41. **Der Mococo. Lemur Catta.**

Le Mococo.

Die Ohren sind spitzig und aufgerichtet. Pelz auf dem Rücken röthlich grau, an den Seiten aschgrau. Hals, Gurgel, Bauch und innere Theile der Glieder weiß. Augenkreis und Hinterhaupt schwarz, das Uebrige des Kopfes weiß; die Regenbogenhaut der Augen braun; Schwanz seiner ganzen Länge nach weiß und schwarz geringelt, die Zahl der Ringe steigt bis auf dreißig. Körperlänge 14 Zoll, der Schwanz 16 Zoll.

Wenige Säugethiere haben eine schönere Form, mit so großer Sanftheit und Annehmlichkeit gepaart, wie dieses niedliche Thier. Es ist reinlich, munter, zutraulich, schmeichelnd; klettert mit außerordentlicher Leichtigkeit und einem gewissen Anstande, und hat gar nichts Bösartiges. Von allen Makis ist es am besten zu zähmen, zeigt die meisten Fähigkeiten, und erkennt seinen Herrn am besten. Daneben ist es geil, liebt sehr die Wärme; wenn es schlafen will, wickelt es seinen Schwanz um den Kopf, und giebt dann einen Ton von sich, wie eine schnurrende Katze. Mit den untern Schneidezähnen kämmt es seine Haare. Sein Geschrey ist stark, nicht unangenehm.

Man findet es in Madagascar, und bringt es nicht selten nach Europa. (Abbildung nach Cüvier.)

Taf. 41. **Der rothbraune Maki. Lemur rufus. (Audeb.)**

Le Maki roux.

Schnautze schwarz, Ohren kurz und rund, Scheitel, Schläfe, Backen, Kinn und Oberhals schmutzig weiß. Von der Stirn lauft eine schwarze Linie bis auf den Scheitel. Der übrige Körper gelblich rostfarb; der Schwanz am Ende braun.

Ebenfalls ein sehr schönes und munteres Thier, von sehr sanftem Naturel, übrigens von wenig intellectuellen Fähigkeiten. Es scheint mehr ein nächtliches Thier zu seyn, und schläft den Tag über häufig in zusammengerollter

Stellung, den langen Schwanz zwischen den Beinen durchgestreckt. Sie steigen sehr geschickt auf die Bäume und laufen darauf herum, während sie auf dem Boden langsam gehen. Sie nehmen alles mit den Händen, wie die Affen. Gewöhnlich grunzen sie, in der Angst aber lassen sie ein durchdringendes Geschrey hören. In der Gefangenschaft leben sie zwar beysammen, beißen sich aber oft. Den spitzigen Nagel halten sie oft lange ins Ohr gesteckt, warum ist unbekannt. Sie pflanzen sich in unserm Clima nur schwer fort und werfen nur ein oder auch zwey Junge. Die Tragezeit dauert etwas weniger als vier Monat. Die Jungen trägt die Mutter auf dem Rücken, und wenn sie sechs Wochen alt sind, fressen sie schon allein, und saugen nicht länger als sechs Monate. Das Vaterland ist Madagascar. (Abbildung nach Cüvier.)

Taf. 41. Der kleine Maki. Lemur pusillus. Galago madagascariensis.
Le Maki nain.

Rücken, Kopf, Schwanz und Aeußeres der Schenkel grau, gelblich überlaufen; Backen grau, heller als an der Stirne; Kinn, Hals, Brust, und das Innere der Schenkel schmutzig weiß. Schwanz einfärbig grau, etwas lang behaart.

Dieses Thier gleicht sehr dem Siebenschläfer, nur ist es etwas größer; man hat es in neuern Zeiten zu den Galagos gezählt, denen es sich in einigen Hinsichten nähert.

Der Körper etwa 6 Zoll; es ist ein nächtliches Thier; den ganzen Tag schläft es mit zusammengerolltem Körper, so bald aber die Nacht eintritt, ist es munter, sehr lebhaft, macht erstaunliche Sprünge und ist immer thätig. Es lebt von Früchten und Insecten, klettert leicht, und findet sich auf Madagascar. (Abbildung nach Audebert.)

Taf. 42. Der weißstirnige Maki. Lemur albifrons.
Le Maki à front blanc.

Pelz oben rothgrau, unten weißlich; am Männchen die Stirne weiß; am Weibchen dunkelgrau, mit einer schwarzen Längslinie über den Kopf.

Sitten und Vaterland wie bey den vorigen Arten. Pflanzt sich in Europa fort, wirft zwey Junge von der Größe einer Ratte und wird so groß wie eine Katze.

Der anjouanische Maki (Lemur anjouanensis) ist das Weibchen, welches auf gleicher Tafel mit seinem Jungen abgebildet ist. (Abbildung nach Cüvier.)

Taf. 42. Maki mit schwarzen Händen. Lemur nigrimanus.
Maki à mains noires.

Der Pelz ist dicht, wollig, daher scheint der Körper dicker als er ist, die Farbe schön lebhaft kastanienbraunroth; Kopf, Hände und Schwanz schwarz; auf dem Hals ein weißer Fleck; die Ohrengegend lang behaart; die Augen falb oder gelbroth; an jedem Hinterfuß ein weißer Querfleck.

Wie fast alle Arten dieser Gattung ist das Thier sehr sanft, schmeichelnd und zahm, genießt Obst, Wurzeln, Milch, Brod, ist dabey sehr lebhaft und klettert sehr geschickt.

Die Länge von der Schnauze bis zur Schwanzwurzel ist 16 Zoll, des Schwanzes 18 ¾ Zoll.

Das Vaterland Madagascar. (Abbildung nach Cüvier.)

Die übrigen bekannten Arten sind:

Der Vari. Lemur Macaco.
Der schwarze Maki. Lemur niger.
Der Mongos. Lemur Mongos.
Der weißfüßige Maki. Lemur albimanus.
Der braune Maki. Lemur fulvus.
Der Maki mit dem Halsbande. Lem. collaris.
Der schwarzstirnige Maki. Lem. nigrifrons.
Der graue Maki. Lemur cinereus.



1

Maki mit weisser Stirne.
Lemur albifrons.
Maki à front blanc.

2

Maki mit schwarzen Händen.
Lemur nigrimanus.
Maki à mains noires.



1

Kurzgeschwänzter Indri.
Indri brevicaudatus.
Indri à queue courte.

2

Langgeschwänzter Indri.
Indri longicaudatus.
Indri à longue queue.

Zweyte Gattung.

Indri. Indri. (Geoff.) Lichanotus. (Illig.)

Oben und unten nur vier Vorderzähne, aber die obern stehen paarweise und jedes Paar durch einen Raum getrennt. Die untern stehen aneinander, die äußern sind breiter.

Die Eckzähne stark vorstehend.

Die Backenzähne mit höckeriger Krone; fünf auf jeder Seite.

Zwey Säugewarzen an den Brüsten.

Der Kopf lang und dreyeckig.

Die hintern Gliedmassen ziemlich lang, der zweyte Finger der Hinterhand mit einem spitzigen in die Höhe stehenden Nagel.

Der Schwanz bald sehr kurz, bald sehr lang.

Das Haar wollig.

Diese Thiere leben von Früchten und andern Vegetabilien. Ihre Sitten sind aber fast ganz unbekannt.

Taf. 43. Kurzgeschwänzter Indri. Indri brevicaudatus. Lemur Indri (Linn.)
Indri à queue courte.

Die Länge dieses Thiers vom Kopf bis zu den Fußsohlen ist 3 ½ Fuß.

Der Kopf dreyeckig, verlängert; Ohren kurz und abgerundet; Pelz fast schwarz; Schnautze, Unterbauch, Gegend zwischen den Schenkeln und unter den Armen graulich; Schwanzgegend weiß, mit ganz welligen Haaren; die Haare am übrigen Theil des Körpers seidenartig und sehr dicht; an den Lenden ein rostfarbiger Fleck; der Schwanz kein Zoll lang.

Dieses Thier lebt auf dem südlichen Theil von Madagascar, ist sehr sanft und leicht zu zähmen; soll von den Einwohnern erzogen und zur Jagd abgerichtet werden, wie Sonnerat anführt. Dieses wäre um so sonderbarer, als der Indri ein Thier ist, welches nichts als Früchte genießt, in dichten Wäldern lebt, zwar geschickt klettert, aber langsam lauft. (Abbildung nach Sonnerat.)

Taf. 43. Langgeschwänzter Indri. Indri longicaudatus. Lemur laniger.
Indri à longue queue.

Die Länge des Körpers nur 11 Zoll. Der Körper scheint aber dick und breit wegen der Menge des welligen Haares, mit welchem er bedeckt ist. Der Kopf ist weniger lang, als bey der vorigen Art; die Stirne breit; die Augen sehr groß; die Ohren kurz, im Pelze verborgen; die Farbe des Pelzes dunkel rothgelb. Der Daum am Hinterfuß dick und groß, mit einem dünnen, platten breiten Nagel; der zweyte Finger ist mit dem Daum durch eine schwärzliche Haut verbunden. Das Haar weich und wollig; die Gegend unter dem Hals, Brust, Bauch und innerer Theil der Glieder schmutzig weiß, ins Falbe spielend; die Schwanzgegend weiß; Nase, Nasengegend und ein Theil der Oberkinnlade schwarz; die Füße falb mit grauen Haaren gemischt; Zehen und Nägel schwarz.

Vaterland Madagascar. Von seinen Sitten ist nichts bekannt. (Abbildung nach Sonnerat.)

Dritte Gattung.

Lori. Lori (Geoff.) Stenops (Illiger.)

Oben vier, unten sechs Vorderzähne; oben sechs, unten fünf Backenzähne.

Die obern Vorderzähne sind sehr klein, und in der Mitte von einander entfernt; die untern vorwärts stehend, in einer Reihe und sehr klein.

Eckzähne mittelmäßig.

Backenzähne mit spitzigen Höckern auf der Krone.

Kopf rund; Schnauze aufstehend; Nase verlängert; Augen sehr groß, nahe beysammenstehend, nur durch eine sehr dünne knöcherne Scheidewand getrennt. Ohren kurz, behaart.

Auf vier Brustdrüsen stehen nur zwey Brustwarzen.

Kein Schwanz. Der Unterschenkel länger als der Oberschenkel. Fußwurzel und Füße gleich lang.

Taf. 44. Schlanker Lori. Lori gracilis. Lemur tardigradus. (Linn.)
Lori grèle.

Nicht so groß als ein Eichhörnchen.

Der Kopf ganz rund; Schnauze erhaben und vorstehend; Augen sehr groß und nahe an einander stehend; Ohren breit und rund, sehr tief am Kopfe stehend, inwendig mit drey Ohrläppchen in Form von Muscheln; statt des Schwanzes nur ein kleiner Höcker. Pelz sehr fein und weich, röthlich falb, am Rücken dunkler; Bauch und Brust weißlich.

Ein melancholisches, stilles, ruhiges Thier; seine Bewegungen sind sehr langsam, doch klettert es leicht. Es schläft am Tage und wacht am Abend auf, und nährt sich von Früchten, Insecteneyern und Insecten.

Lebt in Ceylon. (Abbildung nach der Natur.)

Unter dem Namen Nycticebus trennen Desmarest und Geoffroy diejenigen Arten, deren Glieder dicker und stärker sind, deren Nase kurz und nicht aufstehend ist, und denen zuweilen oben zwey Vorderzähne fehlen.

Taf. 44. Der Pukan. Stenops bengalensis. Lori tardigradus.
Lori parresseux.

Der Pukan ist von der Schnauze bis zum After ungefähr ein Fuß lang. Der Kopf ist rundlich, und die Physiognomie scheint Verstand zu verrathen. Die Schnauze breit und sehr kurz; Ohren sehr klein, eyförmig, gerade, fast ganz im wolligen Pelz verborgen; die Augen stehen fast an der Stirne, gerade ob der Nasenwurzel, sehr genähert, die Regenbogenhaut dunkelbraun; Nase klein und vorn platt; Zunge ziemlich dick und lang. Haar des Körpers lang, fein, wollig, aber beym Berühren etwas rauh, im allgemeinen rothgrau, oder an den Seiten und Schenkeln mehr ins Rothgelbe spielend. Ein Kreis um die Augen und Ohren dunkler; Nase weiß; mitten über den Rücken lauft eine dunkle Linie.

Der Pukan ist ein nächtliches, sehr langsames Thier, es schläft den ganzen Tag ruhig, mit dem Körper auf sich selbst gestützt, und den Kopf auf die Brust gesenkt. So bald die Sonne untergeht, erwacht es, und seine erste Sorge ist Nahrung zu sich zu nehmen, und sich zu entleeren. Sein Urin verbreitet einen sehr unangenehmen Geruch, und der Koth gleicht dem Schafkoth. Seine Nahrung besteht in süßen, saftigen Früchten, Eyern und Insecten, auch soll er kleine Vögel fressen; er saust nicht. Vosmaer hatte einen lebendigen, welcher Brod fraß. Sein Geschrey ist ai, ai, ai, welches er lange zieht, und mit verschiedenen Modulationen bezeichnet er seine Bedürfnisse und Leidenschaften. Er läßt sich zähmen und ist einiger Erziehung fähig. Langsam nähert er sich seiner Beute, und ist er nahe dabey, so fällt er schnell über sie her, und ergreift sie mit seinen Armen. Er klettert geschickt und mit ziemlicher Schnelligkeit. Auf dem Boden ist dagegen sein Gang sehr langsam. Sein Vaterland ist Bengalen. (Abbildung nach Alfr. Duvaucel.)

Die übrigen Arten sind: Der javanische Lori, Lori javanicus, und der ceylonische Lori, Lori ceylonicus.

Vierte Gattung.

Galago. Galago, (Geoff.) Otolicnus, (Illig.)

Oben vier, oder nur zwey, unten sechs Vorderzähne. Die Eckzähne sind wenig spitzig; oben sind fünf, unten vier Backenzähne, deren Kronen mit spitzigen Höckern versehen sind, der erste Backenzahn oben und unten hat nur einen Höcker.



1/2

1.

Schlanker Lori.
Lori gracilis.
Lori grèle.

2.

Fauler Lori, (Pukan).
Lori tardigradus.
Lori paresseux, (le Poucan).

An der Brust zwey Säugewarzen.

Der Kopf abgerundet; die Schnautze kurz, die Ohren groß, hautig und nackt; sehr nahe beysammen stehend.

Die hintern Beine sehr lang, der Hinterfuß ist dreymal länger als der Mittelfuß.

Der Schwanz lang, behaart, nicht greifend. Das Haar am Körper sanft und wollig. Am Zeigefinger der Hinterhand ein spitziger Nagel.

Es sind nächtliche Thiere von sanftem Character, welche geschickt klettern, und hauptsächlich von Insecten leben.

Der Galago vom Senegal. Galago senegalensis.
Le Galago du Sénégal.

Oben nur zwey Schneidezähne, welche sehr schwach sind, unten sechs.

Die Ohren sind so lang als der Kopf, breit, fast nackt. Der Schwanz länger als der Körper, und endigt mit einem Haarpinsel. Die Haare am Körper sind lang, dicht und sehr weich; auf dem Kopf und am untern Theil des Körpers kürzer. Auf dem Rücken ist die Farbe röthlich grau, am Unterleib weißgelb; der Kopf ganz grau, Schnautze und Backen weißgelb.

Die Länge des Thierchens vom Ende der Schnautze bis zur Schwanzwurzel 6 Zoll, des Schwanzes 8 Zoll. Länge der Vorderbeine 3 Zoll 4 Linien, der Hinterbeine 6 Zoll 3 Linien.

Die Galagos haben in ihrem Thun sehr viel Aehnliches mit unsern Eichhörnchen, und ebenso nähern sie sich den Affen. Sie sind von sehr sanftem Character, leben fast immer auf Bäumen verborgen, klettern sehr geschickt und springen von einem Baume zum andern. Sie sind sehr lebhaft und unruhig, und können vermittelst ihrer langen Hinterbeine sehr weite Sprünge machen. Ihre Hauptnahrung sind Insecten, und sie verbinden in dieser Hinsicht die Insectenfresser mit den Makis. Besonders haben sie in ihrem Zahnbau einige Aehnlichkeit mit den Fledermäusen, denen sie sich auch durch den merkwürdigen Ohrenbau nähern. Diese großen häutigen Ohren sind sehr beweglich; wenn sie schlafen, so falten sie dieselben ganz zusammen, so daß sie auf dem Kopfe anliegen, und fast nicht zu bemerken sind. Beim geringsten Geräusch aber erwacht der Galago und das Ohr entfaltet sich schnell, und spannt seine Muschel, so daß das Gehör vortrefflich zu seyn scheint.

Nach einigen Beobachtungen soll der Galago auch Gummi genießen; die Mauren nennen ihn das Gummi-Thier. Sie schlafen den größten Theil des Tages, allein das leiseste Summsen eines Insects weckt sie, und sie springen darnach, um es zu erhaschen, worin sie große Geschicklichkeit zeigen.

Sie hecken in Baumlöchern, worin sie ihren Jungen ein Bett aus Gras bereiten.

In den Gummiwäldern am Rande der Wüsten Galam und Sahara scheinen diese Thiere sehr gemein zu seyn. Die Neger von Galam machen auf die Galagos Jagd, um sie zu essen.

Die übrigen bekannten Arten Galagos sind:

Der dickschwänzige Galago. Galago crassicaudatus. Der graue Galago. Galago murinus. (Otolicnus Demidofii. Fischer.) Der Guianische Galago. Galago Potto. (Lemur Potto)

(Abbildung nach Cüvier.)

Fünfte Gattung.

Fußthiere, Tarsier. Tarsius.

Oben vier, unten zwey Vorderzähne; die obern Vorderzähne sind ungleich, und stehen an einander, die mittlern sind sehr groß; die untern klein und durch die Eckzähne gedrängt. Die obern Eckzähne sind weniger stark als die mittlern Vorderzähne. Oben und unten sechs Backenzähne, die vordern nur

mit einer Spitze; die andern mit breiter Krone. Diese ist tief ausgehöhlt, mit einem kreisrunden Rande, nach außen mit zwey schneidenden Höckern.

Der Kopf rund, fast ganz kugelig; Schnauße sehr kurz; Augen außerordentlich groß, nahe an einander stehend. Ohren lang, nackt und häutig.

Die Knochen des Vorderarms stärker als der Ellenbogen; am Unterschenkel hingegen ist es umgekehrt und die Knochen sind zum Theil verwachsen. Der Hinterfuß hat die doppelte Länge des Mittelfußes. Die Nägel der zweyten und dritten Zehe des Hinterfußes aufstehend und ahlenförmig.

Der Schwanz sehr lang. Die Augengruben in ihrem Grunde fast ganz geschlossen.

Es sind nächtliche Thiere, von unbekannter Lebensart; sie nähren sich von Insecten und sind auf den Molukken und auf Madagascar zu Hause.

Taf. 45. Der braunhändige Tarsier. Tarsius fuscomanus.

Tarsier aux mains bruns.

Der Kopf dick; die Augen groß, etwas auseinander stehend; die Ohren lang, außen mit sehr feinen Haaren besetzt. Pelz auf dem Rücken hellbraun, am Bauche weißgrau. Alle vier Füße dunkelbraun; Schwanz länger als der Körper, kurzhaarig, nur an der Spitze mit einem Haarpinsel. Etwa von der Größe einer Ratte.

Diese Art lebt auf Madagascar.

Diese Thiere scheinen den Galagos sehr nahe zu stehen, sind nächtlich, klettern leicht, und nähren sich wahrscheinlich von Insecten.

Man kennt noch zwey Arten: Der Tarsier mit rothbraunen Händen. Tarsius spectrum. Von der Größe einer Ratte; lebt auf Amboina und andern Molukken. Und der Tarsier von Banka. Tarsius bancanus. Auf Banca. (Abbildung nach Audebert.)

Sechste Gattung.

Rollschwanzthiere. Chirogaleus. (Geoffroy.)

Der Zahnbau dieser Thiere ist unbekannt, daher können sie auch nicht mit Bestimmtheit geordnet werden, aber ihr runder Kopf, ihre kurze Nase und Schnautze, ihre großen, vorspringenden und nahe stehenden Augen und der Bau ihrer Hände schließen sie offenbar der letzten Familie der Makis an, und reihen sie an die Galagos und Tarsier. Sie müssen aber auf jeden Fall eine eigene Familie bilden. Sie sind nur durch eine Abbildung und Beschreibung von Commerson bekannt.

An allen Zehen, außer am Daum, lange spitzige Nägel. Kopf rundlich und katzenartig; Ohren kurz; Schwanz länger als der Leib, sie tragen ihn immer gerollt. Der Daum abstehend mit rundem Nagel. Die Zehen stark gespalten und dünne. Die Fußwurzel kurz.

Vaterland Madagascar.

Taf. 46. Großes Rollschwanzthier. Chirogaleus major.

Eilf Zoll lang. Pelz braun, besonders um die Schnautze.

Taf. 46. Mittleres Rollschwanzthier. Chirogaleus medius.

Acht Zoll lang, Farbe weniger dunkel; Augen mit einem schwarzen Kreise; die Stirne hell.



3/4

1

Galago vom Senegal.
Galago senegalensis.
Galago du Sénégal.

2

Tarsier mit braunen Händen.
Tarsius fuscomanus.
Tarsier aux mains brunes.





1/2

1. *Grosses*
2. *Mittleres*
3. *Kleines*

} *Rollschwanzthier.* — *Cheirogalaeus* { *major.* *medius.* *minor.*

Taf. 46. **Kleines Rollschwanzthier.** Chirogaleus minor.

Sieben Zoll lang; Farben noch heller, als beym vorigen; um die Augen ein schwarzer Kreis; Stirne hell.

(Abbildung aus den Analen des Pariser-Museums.)

Siebente Gattung.

Fliegende Makis. Galeopithecus.

Oben 4 unten 6 Vorderzähne. Backenzähne $\frac{6-6}{6-6}$. Die obern mittlern Vorderzähne sind sehr klein, die Seitenzähne sehr zusammengedrückt, schneidend, an jeder Seite ihrer Basis ein kleines Höckerchen. Die untern Vorderzähne vorwärts ragend, kammförmig gezähnelt. Die obern Eckzähne sehr klein, zusammengedrückt, dreyeckig, sehr spitzig, die untern größer. Die obern vordern Backenzähne gleichen den Eckzähnen, die untern haben Zackenspitzen:

Die Schnautze spitzig, die Ohren klein abgerundet, der Schwanz mittelmäßig lang.

Eine Haut umhüllt den Hals, die Extremitäten, die Finger und den Schwanz in seiner ganzen Länge. Die Finger der Vorderhand kurz; die Hand breit, der Daum nicht entgegensetzbar; die Klauen halbmondförmig. An der Brust zwey Säugewarzen.

Es sind nächtliche Thiere, leben von Früchten und Insecten, und hängen sich an den Hinterfüßen auf wie die Fledermäuse. Sie können aber mit ihrer Flughaut nicht eigentlich fliegen, sondern brauchen dieselbe wie die Flughörnchen, als eine Art von Fallschirm. Sie klettern leicht und leben auf Bäumen, auf mehreren Inseln des indischen Archipels.

Von dieser Gattung sind bekannt:

Taf. 47. **Der gemeine fliegende Maki.** Galeopithecus rufus.

Le Galeopitheque.

Etwa von der Größe einer Katze; oben dunkel rothbraun, unten etwas heller. Man findet dieses Thier auf den Molukken.

Der geschäckte fliegende Maki, Galeopithecus variegatus, und der Ternatische Galeopithek, Gal. ternatensis, sind noch zweifelhafte Arten.

Einige Bemerkungen

über den Zahn- und Schedelbau der bisherigen Abbildungen.

Taf. 48.

Diese Tafel stellt das Gebiß der bisher abgebildeten Gattungen vor, worüber man die nähern Beschreibungen bey den Gattungszeichen nachsehen kann, wo sie immer angegeben sind. Das Alter eines Thieres ändert sein Gebiß immer in etwas, und alle ältern Thiere haben größere und stärkere Zähne, als ganz junge. Kein Thier dieser Abtheilung kommt mit den Zähnen zur Welt, sie brechen bey allen erst eine gewisse Zeit nach der Geburt hervor, und diese ersten Zähne fallen in einem gewissen Alter aus und werden durch neue und stärkere wieder ersetzt, auch an Zahl vermehrt. Nur beym Menschen kennen wir jedoch diesen Wechsel genau, bey den Affen ist er noch nicht gehörig bekannt, hat aber höchst wahrscheinlich auf eine ähnliche Weise statt. Bey allen bilden sich die zweyten Zähne unter den ersten, und entstehen in derselben Zahnhöhle. Mit ihrem Wachsthum werden die Wurzeln der ersten Zähne, welche an sich schwach und kurz sind, gedrückt, der obere Zahn erhält keine Nahrung mehr, die

Zahnwurzel verschwindet, und der Zahn wird nur noch durch das Zahnfleisch festgehalten, bis er durch den von unten nachrückenden Zahn endlich mechanisch ausgestoßen wird und ausfällt. Dieser Zahnwechsel scheint jedoch nicht nur bey Menschen, sondern auch zuweilen bey Thieren nicht selten mit mehr oder minder Schmerz verbunden zu seyn, welcher dadurch entsteht, daß die Kronen der Zähne das empfindliche Zahnfleisch durchbrechen. Die jungen Thiere helfen diesem Ausbruch durch Kauen und Beißen nach, daher beobachtet man selbst an Kindern, daß sie zu dieser Zeit gerne an allem kauen, weil dadurch das Zahnfleisch nachgiebiger wird, und der Durchbruch eher statt hat.

Da der Zahnbau auf die Nahrungsmittel, welche ein Thier genießt, Bezug hat, so ist die Kenntniß desselben für den Naturforscher sehr wichtig, aber nicht nur für diesen, sondern auch für jeden, welcher sich genauere Kenntniß von der Lebensart der Thiere verschaffen will.

Der Zahn besteht aus seiner Wurzel, dem Körper und der Krone. Wurzel und Körper bestehen aus einem wahren Knochen, welcher von der Beschaffenheit aller übrigen Knochen ist. Die Krone hingegen ist mit einer sehr harten, glasartigen, weißen Masse überzogen, welche man Schmelz nennt. Diese Masse ist so hart, daß eine Feile sie kaum angreift. Durch Beißen auf harte Körper, oder durch plötzliche Erkältung nach Genuß heißer Speisen bekommt der Schmelz oft Sprünge, und es löst sich wohl ein Stückchen ab, dann zerstört sich an dieser Stelle der Zahn und fault nach und nach weg.

In die Zahnwurzel geht ein nährendes Blutgefäß und ein Nerve. Liegt der letztere blos oder wird er sonst gereizt, so schmerzt er, und bringt das hervor, was man Zahnschmerz nennt; daher bekommen wir Zahnschmerz, wenn durch Ablösen des Schmelzes ein Zahn so weit zerstört ist, daß der Nerve blos liegt.

Bey Thieren scheint der Schmelz noch härter und weniger spröde zu seyn als beym Menschen. Thiere behalten daher ihre Zähne verhältnißmäßig viel länger schön als die Menschen, bey welchen sie sich vorzüglich auch wegen der Verschiedenheit der Speisen, welche der Mensch genießt, viel früher zerstören, daher sieht man besonders unter den cultivirten Nationen sehr selten Menschen von nur vierzig Jahren, welche noch alle Zähne haben. Schon durch das tägliche Kauen reiben sich die Kronen ab, und ein alter Zahn hat eine ganz anders gestaltete Krone als ein junger. Wenn man die Folgereihen der Zahnveränderungen bey Thieren kennt, so kann man bis auf gewisse Jahre das Alter eines Thieres an den Zähnen erkennen, z. B. bey Pferden, Ochsen, Schafen u. s. w.

Man unterscheidet bey den Säugethieren drey Arten Zähne. Vorderzähne oder Schneidezähne, solche, welche vorn im Munde stehen. Diejenigen in der Oberkinnlade stehen bey allen in zwey eigenen Knochen, die man Zwischenkieferknochen nennt. Die Länge und Hervorragung dieser Knochen bestimmt die Länge der Schnautze eines Thiers. Beym Schweine sind sie fast am längsten, daher hat auch das Schwein eine so lange Schnauze. Beym Menschen verwachsen die Zwischenkieferknochen sehr früh ganz mit dem Oberkiefer, und auch beym alten Pongo. Zu beyden Seiten der Vorderzähne stehen die Eckzähne, welche meist länger und immer nur einspitzig sind. Bey vielen Thieren mangeln sie, es sind ihrer gewöhnlich vier, nämlich zwey oben, zwey unten. Wenn sie lange und sehr spitzig sind, so dienen sie weder zum Kauen noch zum Zerschneiden, sondern einzig zum Festhalten und Beißen, wie bey den Raubthieren. Die Backenzähne, deren Zahl sehr verschieden ist, dienen eigentlich zum Kauen oder Zermalmen, und sind nach der Nahrung sehr verschieden gebaut; blos höckerig, wenn die Nahrung meist aus dem Thier- und Pflanzenreich genommen wird, mit zackigen Spitzen versehen, wenn die Nahrung meist aus Insecten oder ähnlichen Thieren besteht. Sie sind mit zwey oder drey, mehr schneidenden und ungleich großen, der Länge nach liegenden Spitzen, deren Ränder oft wieder gezähnelt sind, versehn, wenn die Nahrung aus Fleisch besteht. Fast ganz platt oder der Länge nach gereift, oder der Quer nach mit erhöhten Schmelzleisten von verschiedener Form und Lage versehen, wenn das Thier rein gras- oder pflanzenfressend ist.

Da also der Zahnbau immer auf die Nahrung des Thieres hinweist, und so wichtig ist, so wird es denjenigen, welche gerne eine genauere nicht blos äußerliche Kenntniß eines Thieres haben, oder das gegenwärtige Werk zum Unterricht Anderer benützen wollen, angenehm seyn, wenn nach jeder Ordnung etwa eine Tafel die Zähne und wohl auch die Schedelform im Allgemeinen liefert. So nur erhält das Werk einen mehr wissenschaftlichen Werth, als wenn es in bunter Ordnung und Reihenfolge bald ein Thier aus dieser bald aus einer andern Abtheilung liefern

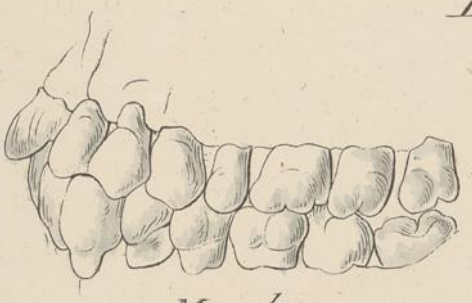


1/2 der natürl. Grösse.

Fliegender Maki.
Galeopithecus rufus.
Le Galeopitheque

Die Zähne

das



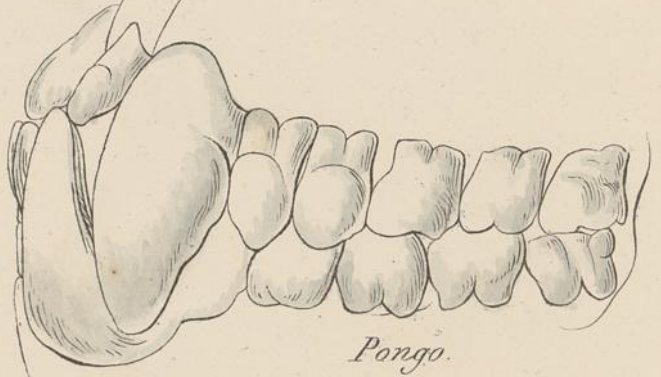
Menschen



Jungen Pongo
oder Orang-Utang



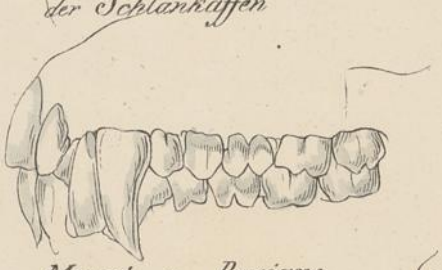
der Gibbons



Pongo.



der Schlankaffen



Magot u. Paviane



Meerkatzen



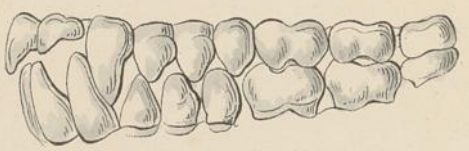
Dickbauchaffen



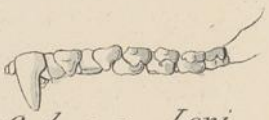
Klammeraffen, der Brüllaffen,
Sahuis, Sagoins
u. Nachtaffen



Uistitis



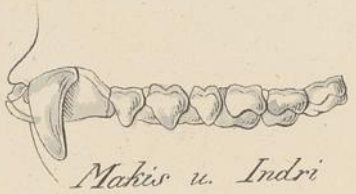
Schweifaffen



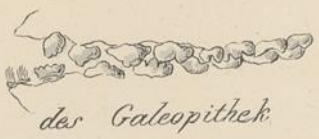
Galago u. Lori



Tarsier



Makis u. Indri



des Galeopithek

natürliche Grösse.

würde, was freylich einigen angenehmer hätte seyn mögen, dem Ganzen aber in seinem wissenschaftlichen und bleibenden Werth Vieles genommen hätte.

Die Tafel 48 stellt das Gebiß der Menschen, der Affen und der Halbaffen vor; die 49ste Tafel dagegen einige Schedel.

Auf Tafel 49 ist der Schedel eines Europäers und derjenige eines Negers abgebildet, um den merklichen Unterschied zwischen der caucasischen und aethiopischen Rasse in dieser Hinsicht darzuthun, und zu zeigen, wie sehr der Neger in der Bildung des untern Theils des Gesichts sich schon dem Orang-Utang nähert.

Unter allen Säugethieren hat der Mensch im Verhältniß zu den Gesichtsknochen die größte und die gewölbteste Hirnschale, und die Stirne tritt am meisten vor. Man denke sich eine Linie, welche von der Oberkinnlade bis an das Stirnbein gezogen wird, so nähert sich der Winkel, welchen sie mit der Unterkinnlade bildet, im Europäer am meisten dem rechten, während dem er bey den Hundskopfaffen außerordentlich schief wird. Durch dieses Hervortreten der Stirn und Zurücktreten des Mundes beym Menschen, wobey zugleich das Kinn hervortritt, erhält der Schedel die schöne Wölbung und kugelige Form, bey welcher dem Hirn die freyste Bewegung gestattet wird, die dem Menschen höchst wahrscheinlich seine geistigen Vorzüge giebt. Durch diese Form wird auch das sogenannte Hinterhauptsloch, das heißt, jene Oeffnung, durch welche das Hirn in das Rückenmark übergeht, und mit welcher der Kopf auf der Wirbelsäule aufsitzt, vorwärts, fast in die Mitte der Grundfläche des Schedels gerückt, und so das Tragen des Hauptes in aufrechter Stellung leicht gemacht, und das zarte Hirn unterstützt. Die Augenhöhlen treten näher zusammen und die Augen sehen geradeaus, während die Nase hervorragend wird.

Alle Zähne stehen im Menschen unmittelbar an einander und lassen keinen Zwischenraum zwischen sich, wie bey den meisten Thieren. Die Vorderzähne, deren man vier zählt, haben einen mehr oder minder schneidenden Rand, und einfache Wurzeln, die obern sind bedeutend breiter als die untern. Die Eckzähne sind nicht länger, haben ebenfalls eine einfache Wurzel und einen schneidenden Rand. Die 20 Backenzähne aber, von welchen immer 5 auf einer Seite stehen, haben platte höckerige Kronen, und die drey hintersten dreyfache Wurzeln. Sie sind eigentlich zum Zermalmen eingerichtet, welches, da die untere Kinnlade eine bedeutende Bewegung zu beyden Seiten machen kann, leicht geschieht. So hat also der erwachsene Mensch gewöhnlich 32 Zähne, das Kind bis zum Zahnwechsel 20 Milchzähne. Zuweilen kommt das hinterste Paar Backenzähne gar nicht hervor, welches überhaupt erst späth, oft erst im zwanzigsten oder fünf und zwanzigsten Jahr und noch spätter zum Vorschein kommt.

Was nun die Formen der Menschenschedel unter einander betrifft, so weichen die Köpfe aller europäischen und zum caucasischen Stamme gehörigen Nationen nicht sehr von einander ab, als in außerwesentlichen Dingen. Unter den asiatischen Nationen sollen die Tartaren stärker vorragende untere Kinnladen, ein spitzigeres Kinn und lange von einander stehende Zähne haben. Der Kalmuckenschedel ist mehr würfelförmig, hat die größte Breite, vorspringende Kiefer und übrigens flaches Gesicht. Die Ostindier haben eine spitzige Schedelwölbung, ein kurzes Hinterhaupt, und ungemein starke Gesichts- und Kinnladenknochen. Die Augenhöhlen scheinen beym Europäer am kleinsten, beym Ostindier am größten zu seyn.

Der Schedel des Negers ist im Ganzen zum übrigen Gerippe größer, als beym Europäer, die Hirnschale zu den übrigen Gesichtsknochen kleiner und gleichsam von den Seiten zusammengedrückt. Der Kopf liegt auf den Halswirbeln mehr vorwärts, deßwegen ist der Uebergang vom Hinterkopf zum Rücken, oder der Nacken weniger eingebogen. Ein Negerschedel ohne Unterkiefer auf eine ebene Fläche gelegt, liegt so sehr hinten auf, daß die Zahnreihe die Fläche nicht berührt, sondern in die Höhe steigt. Die Löcher der Hirnschale sind weiter. Die Stirne ist kürzer und flacher; die Scheitelbeine kleiner, Augenhöhle, Nasenhöhle und Gaumengewölbe geräumiger als am Europäer. Der Oberkiefer ragt bis zu einem Winkel von 70 Grade hervor. Der Unterkiefer ist stärker, höher, dicker, breiter als beym Europäer. Die Zähne vorzüglich breit und stark. Die Substanz aller Knochen fester, spröder und härter. Die ganze Schedelbildung bringt den Kopf des Negers auffallend dem Bau der Affenschedel näher, als es derjenige der übrigen Nationen ist.

Auf Tafel 48 ist das Gebiß des Pongo und auf Tafel 49 der Kopf des alten und jungen Pongo abgebildet. Die auffallende Verschiedenheit dieser beyden Köpfe zeigt, wie groß die Veränderung sey, welche das Alter in diesen

Theilen hervorbringt. Diese Veränderung bezieht sich sowohl auf die eigentlichen Schedelknochen, als auch besonders auf die Entwickelung der Zähne, deren außerordentliche Vergrößerung natürlich auch eine größere Ausdehnung der Kinnladen zur Folge haben muß, wodurch der Unterkiefer noch mehr vortritt, als in der Jugend. Ohne die genaueste Vergleichung und Untersuchung war es daher unmöglich im Kopf des ältern Pongo den Schedel des Orang-Utang herauszufinden. Die gewaltigen Eckzähne sind gar zu sehr verschieden von denjenigen des jungen Thieres, welche kaum die übrigen an Länge übertreffen. Die Schnauze ist gar viel stärker hervorgetreten; die Zwischenkieferknochen sind verwachsen. Der aufsteigende Ast des Unterkiefers ist viel mehr ausgebreitet. Die Stirne ist mehr zurückgetreten, und statt der Wölbungen, welche man am jungen Thiere erblickt, geht von den Scheitelbeinen an eine scharfe Gräthe nach dem Hinterhauptsbein, dessen Näthe ebenfalls als eine solche vortreten, und so ist der ganze Kopf verändert, wenn schon im jungen Thier diese Bildung angedeutet ist.

Gerade eine ähnliche und ebenso merkwürdige Veränderung erleidet das Gebiß und der Kopf des Mandrills. Von den fürchterlichen Eckzähnen, welche man beym alten Thiere wahrnimmt, bemerkt man am jungen Thiere nichts, da die Eckzähne der Milchzähne noch kaum etwas über die andern vorragen. Allein unter diesen bilden sich nun die so langen und spitzigen Eckzähne, stoßen die alten weg, und so nimmt die obere und untere Kinnlade eine ungemein große Ausdehnung an; besonders wird die Schnauze vorn dick, die Stirne geht so stark nach hinten, daß der Kopf wirklich, auch als Scelet, dem Hundskopfe in etwas ähnlich sehen würde, wenn die Schnauze spitziger wäre. Die Näthe am Kopfe des Alten wachsen in sehr ausgewirkten und scharfen Gräthen hervor, und geben demselben ein sonderbares, eckiges Ansehn. Der aufsteigende Ast der untern Kinnlade ist aber verhältnißmäßig weniger entwickelt, als beym Pongo, daher denn der ganze Schedel überhaupt sehr viel niedriger ist, als bey jenem. Der Raum für das Hirn, und so auch dieses selbst muß kleiner seyn, als beym Pongo, obschon die Hundsköpfe sehr viele intellectuelle Fähigkeiten zeigen.

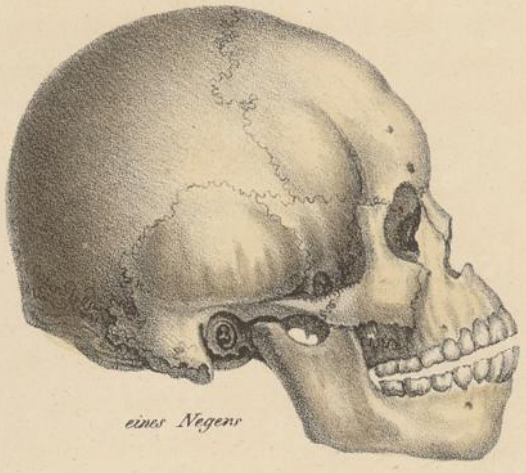
Die folgende Figur auf Tafel 49. zeigt den Schedel eines Brüllaffen. Jedem, wenn er auch gar kein Anatomiker ist, wird sogleich die ungemeine Breite und Höhe der untern Kinnlade auffallen, besonders die Höhe des aufsteigenden Astes. Der Schedel bekommt dadurch eine sehr kleine Proportion, und da die untere Kinnlade gegen die Schnauze hin sich schnell zuspitzt, so verschwindet die Vorragung des Kinns ganz und die Schnauze wird spitzig; ganz das Gegentheil vom Mandrill, dessen Kopf um die Schnauze fast am breitesten ist. Die Eckzähne sind nicht bedeutend lang und dick, daher konnte auch die Kinnlade verhältnißmäßiger bleiben. Die Näthe bilden zwar auch einige vorragende Gräthen, welche aber bey weitem nicht so stark und ausgezeichnet sind, als bey den vorigen Köpfen, so daß der Kopf immer einige Wölbung behält und dem menschlichen im eigentlichen Schedelbau näher steht, als der Mandrill und selbst der Pongo im Alter. Die untere Kinnlade ist darum so hoch, weil sie die großen Luftsäcke, womit die Brüllaffen das fürchterliche Geschrey machen, einschließt und schützt.

Der Kopf des geilen Sajou (Cebus libidinosus) ist dem menschlichen viel ähnlicher als selbst der des alten Pongo. Die Eckzähne sind zwar verhältnißmäßig viel größer als am Menschen, aber der Oberkiefer sieht nicht viel stärker vor als am Neger, dagegen liegen Nase und Stirn viel platter, und das Hinterhaupt ist größer, aber der Kopf ist recht schön gewölbt. Ob dieser Bau auf die intellectuellen Fähigkeiten, mit denen dieser Affe, nach den Nachrichten des Herrn Spix, in hohem Maße versehen ist, vielen Einfluß hat, ist noch nicht genau ausgemittelt, aber es ist sehr wahrscheinlich. Der abgebildete Kopf ist wahrscheinlich von einem noch nicht sehr alten Thiere, sonst wären die Knochen mehr ausgewirkt, und die Ränder schärfer.

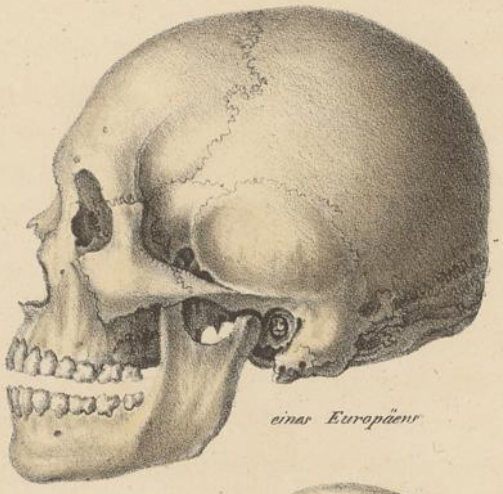
Endlich ist noch der Kopf des olivenfarben Dickbauchaffen (Gastrimargus olivaceus) abgebildet worden. Bey diesem sind die Eckzähne schon größer, der Nasenstachel stärker, der Scheitel platter, das Hinterhaupt länger, die Stirn zwar platter, aber durch einen Wulst über den Augen dennoch vorspringender; das Hinterhaupt länger und der aufsteigende Ast der Unterkinnlade größer und breiter. Es ist dieser Kopf aber den starken Gräthen nach zu urtheilen von einem alten Thiere, und weicht daher wieder mehr vom menschlichen Baue ab.

Aus allem Gesagten ergiebt sich also, daß je jünger die Köpfe der Affen sind, desto mehr nähern sie sich dem Bau des menschlichen, je älter sie sind, desto mehr weichen sie von ihm ab, am meisten der des Mandrill, am wenigsten der einiger amerikanischen Affen, und wahrscheinlich auch derjenigen der Schlankaffen und Langarmaffen.

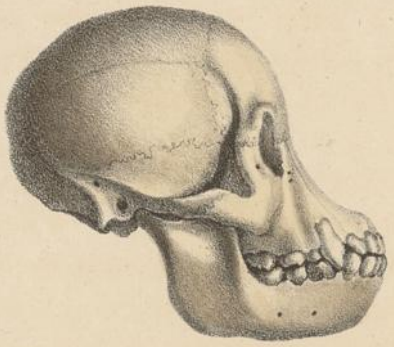
Schedel



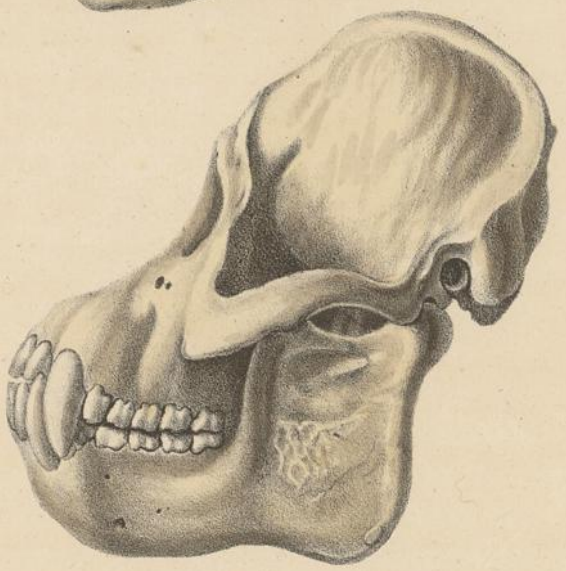
eines Negers



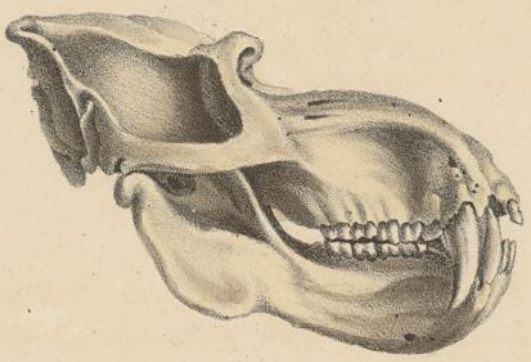
eines Europäers



des Pongo im jugendlichen Alter
oder Orang-Utangs



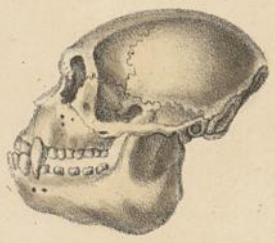
des Pongo.



des ausgewachsenen Mandrill.



des jungen Mandrill.

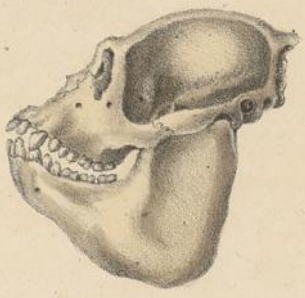


Gastrimargus olivaceus.



Cebus libidinosus

1/3
der natürlichen Grösse.



Stentor barbatus.

Je platter die Stirn, desto mehr verlängert sich der Kopf nach hintenhin, desto länger von vorn nach hinten ist der Kopf, und desto mehr kommt das kleine Hirn, welches beym Menschen unter dem großen steht, nach hinten; desto weiter nach hinten rückt auch das Hinterhauptsloch und desto weniger ist der Affe zum aufrechten Gange gemacht, desto platter ist das Gesicht und desto spitziger der Gesichtswinkel, welcher aber durch das Alter sich verändert und immer spitziger wird.

Die Köpfe der Makis, deren verschiedenes Gebiß auf Tafel 48 abgebildet ist, gleichen den menschlichen gar nicht mehr, und nähern sich vollkommen denen der übrigen Thiere, so daß diese Thiere mit Recht eine eigene ganz abgesonderte Familie der Vierhänder ausmachen. Das Gebiß des fliegenden Makis (Galeopithecus) trennt aber diese Gattung nun völlig von den übrigen Vierhändern und nähert sie den Händeflüglern.

Dritte Ordnung der Säugethiere.

Fleischfressende. Carnivora.

Sie haben alle drey Arten von Zähnen, und nähren sich alle mehr oder minder von thierischen Substanzen, und der Bau der Backenzähne ist verschieden, je nachdem die Nahrung beschaffen ist.

Die Füße sind niemals als Hände zu gebrauchen, und haben keinen entgegensetzbaren Daum.

Die Säugewarzen sind in der Zahl verschieden.

Die Einlenkung der Unterkinnlade ist so, daß keine oder nur eine sehr unbedeutende Seitenbewegung damit statt hat.

Die Augenlöcher sind von den Schläfengruben nicht getrennt. Die Jochbogen sind erhaben und auseinander stehend.

Der Magen ist einfach und hautig; der Darmkanal kurz.

Sie nähren sich von frischem Fleisch, oder von Aaß, einige auch von Insecten; einige fressen neben dem Fleisch auch Vegetabilien, doch nur Obst und Wurzeln, niemahls Blätter.

Sie sind über die ganze Erde verbreitet.

Sie theilen sich in mehrere Familien.

Erste Familie.

Handflügler. Chiroptera.

Linné hat diese Thiere mit dem Menschen und den Affen in eine Familie gebracht, weil mehrere von ihnen vier Vorderzähne haben, allein sie weichen in aller andern Hinsicht so sehr von diesen Geschöpfen ab, daß man nothwendig eine eigene Familie daraus bilden muß. Die Alten zählten sie zu den Vögeln, allein sie sind eben so wenig Vögel, als die fliegenden Fische oder die Schmetterlinge; denn das Fliegen allein macht nicht den Vogel aus. Sie sind gewöhnlich unter dem Namen der Fledermäuse bekannt. Die Fledermäuse sind eigentlich eben so wenig reißende Thiere oder Raubthiere zu nennen, als die Mäuse oder Spitzmäuse, und bilden für sich eher eine eigene Ordnung, welche ganz getrennt von allen andern dasteht. Illiger nennt sie fliegende Säugethiere (Volitanti), Blumenbach aber Handflügler (Chiroptera) und nach ihm haben sie fast alle Systematiker so genannt.

Alle sogenannten Fledermäuse haben das Vermögen zu fliegen, ohne wahre Flügel zu besitzen. Ihre Arme, vorzüglich aber ihre vier Finger sind außerordentlich lang, und durch eine dünne zweyfache Haut mit einander verbunden, so daß sie durch das Ausstrecken der Finger die Flughaut ausspannen können. Bey den meisten umschließt diese Flughaut auch den Schwanz, wenn ein solcher vorhanden ist, so daß auch die beyden Schenkel mit einander durch sie verbunden werden, und diese mit den Fingerknochen und dem Schwanz eben so viele Stützpunete sind, womit die Haut fest gespannt werden kann. Der ganze Körperbau der Fledermäuse ist zum Fliegen eingerichtet. Ihre Brustmuskeln sind sehr stark, wie bey den Vögeln; der Unterleib dagegen eingezogen und dünne, so daß der Mittelpunkt der Körperschwere unter die Flügel fällt.

Die Fledermäuse sind aber auch außerordentlich geschickte Flieger, so daß sie die meisten Vögel darin sogar übertreffen. Ihr Flug ist leise, schnell und leicht; sie machen schnelle Schwenkungen, und der bestfliegende Raubvogel, welcher selbst Schwalben im Fluge fängt, kann nur selten eine Fledermaus im Fluge erhaschen, sie wißen ihm immer auszuweichen. Auch fliegen sie zuweilen sehr hoch, aber dies geschieht selten, weil sie keinen Grund dazu haben, denn ihre Hauptnahrung, die Insecten, sind auch meist nahe an der Erde zu finden.

Eine sehr merkwürdige Erscheinung ist es, daß die Fledermäuse durch die dickſten Zweige der Bäume fliegen, ohne sich im geringsten anzustoßen, und selbst der Augen beraubt, mit verstopften Obren und Nasenlöchern fliegen sie in einem Zimmer mit gespannten Seilen herum, ohne eines zu berühren. Spalanzani hat ihnen daher einen sechsten Sinn beygelegt, aber dieses ist nicht nöthig. Die Ursache dieses feinen Gefühls, denn anders ist es gewiß nichts, ist im Bau der Flughaut zu suchen. Diese Haut ist im Fliegen gespannt, und allenthalben laufen zwischen ihren Hautlappen kleine Gefäße und Nerven in Menge, und bilden ein vollkommenes Netz durch ihre kleinen Aeste. Die Menge der Nerven macht daher die Haut sehr empfindlich, so daß die Nähe eines Körpers durch das Gefühl angezeigt wird, auch wenn Gesicht und Gehör fehlen. Diese Flügel sind also wirklich als ein wahres Tastorgan anzusehen, welches schon durch die bloße Luft in Thätigkeit gesetzt werden kann. Dazu dienen wahrscheinlich auch die Häute der Obren und Nase.

Es ist ein Vorurtheil wenn man glaubt, die Fledermäuse fliegen nur in einem kleinen Bezirk herum, denn oft fliegen sie Stunden weit ihrer Nahrung nach, wenn sie dieselbe in ihrem gewöhnlichen Jagdbezirk nicht finden.

In der Art des Fluges, in der Zeit des Erscheinens und dem Ort, wo sie fliegen, herrscht unter den Arten eine große Verschiedenheit, welche von der Nahrung abzuhängen scheint, welche jede Art vorzüglich liebt. Einige fliegen vorzüglich über Wasser, Flüße, Seen oder Teiche, andere in Wäldern, und noch andere auf freyem Feld.

Alle Handflügler sind nächtliche Thiere und erscheinen hauptsächlich bey der Abenddämmerung, einige noch bey vollem Tage, andere erst bey völliger Nacht.

Auch die Art des Fluges ist verschieden, einige fliegen schnell und leicht, andere flatternd und langsam; einige gerade aus, andere mehr bogenförmig; die einen höher, die andern niedriger. Sobald sie aber einmal im Fluge sind, so setzen sie sich selten ab, sondern fliegen in einem fort, bis die Zeit da ist, wo sie sich wieder in ihre Schlupfwinkel zurückziehen.

Da die Fledermäuse ihre in eine Flughaut verwachsene Hände nicht brauchen können, um die Nahrung damit dem Munde zuzuführen, so haben sie eine große Mundöffnung, und große Geschicklichkeit die Insecten im Fluge zu fangen. Ist ihnen ein Insect zu groß, so daß sie es nicht tief genug in den Mund stecken können, so biegen sie den Kopf gegen den Schwanz, und diesen gegen den Mund hin, und stoßen auf diese Art die Beute besser in den Mund hinein.

Die meisten verbreiten einen sehr starken, bey vielen sehr widerlichen, Geruch. Die Ursache dieses Geruchs liegt in Talgdrüsen, welche eine so stark riechende Materie absöndern, wodurch der Ort ganz erfüllt wird, wo sie wohnen. Bey einigen liegen solche Talgdrüsen auch an den Mundwinkeln.

Die Handflügler sind über den ganzen Erdboden verbreitet, nur die kältesten Gegenden ausgenommen. Die kleinen Arten wohnen mehr im Norden, die größern in warmen Ländern. Die europäischen Arten sind beynahe alle über diesen ganzen Welttheil verbreitet, und nur wenige haben ein eingeschränktes Vaterland. Man trifft dieselben Arten in Italien wie in Schweden an. Da aber die warmen Erdstriche mehr Insecten haben, so sind

auch die davon lebenden Fledermäuse dort viel zahlreicher, und viele erreichen in diesen Ländern eine außerordentliche Größe.

Die Fledermäuse bewohnen am Tage alte Gebäude, Kirchen, Thürme, Felsenhöhlen, Klüfte, Bretterverschläge oder hohle Bäume. Die europäischen Arten lieben sehr warme Orte, daher häckeln sie sich an die Dachsparren an, welche von der Sonne erwärmt werden. Viele Arten leben in großen Gesellschaften ihres Gleichen, doch immer nur eine und dieselbe, nie findet man mehrere Arten beysammen.

So bald es dämmert und das Wetter günstig ist, kommen sie aus ihren Schlupfwinkeln hervor, und geben ihrer Nahrung nach. Ist hingegen der Abend kalt, regnerisch und windig, so sieht man nur wenige Fledermäuse.

In allen kältern Gegenden fallen die Fledermäuse in einen Winterschlaf, der aber durch jede eintretende warme Witterung unterbrochen wird, wo sie dann nach Nahrung, oft am hellen Tage, ausfliegen, da mit der Wärme auch die Insecten erwachen.

Auch bey strenger Kälte sieht man zuweilen einzelne Fledermäuse herumfliegen, wenn diese schnell eingetreten ist. In diesem Fall verspäthet sich nämlich zuweilen eine Fledermaus, und sucht zu späth einen Zufluchtsort, wo sie vor der Kälte gesichert ist. Die Kälte wirkt auf sie erregend, nämlich so: die Fledermäuse haben, wie alle Winterschläfer, ein kaltes Blut, und ihre Lungen sind unter einer gewissen Lufttemperatur nicht mehr fähig genug Wärme zu erzeugen; bey der Kälte nun tritt schnelleres Athmen ein, also eine Bemühung der Natur zur Vermehrung der Wärme, das Thier wird munter und sucht einen bessern Zufluchtsort auf, den es nur an einem Orte findet, wo es nicht gefriert. Kann es keinen solchen erreichen, so muß es der Kälte unterliegen, gelingt es ihm aber, so wird das Athmen wieder ruhiger und der Winterschlaf beginnt. Murmelthiere, Hamster, Haselmäuse und andere Winterschläfer zeigen unter ähnlichen Umständen auch ähnliche Erscheinungen. Diese Thiere geben uns daher den Beweis, daß das Athmen durch wahre Lungen eine Haupturſache der Körperwärme sey. Die Winterschläfer athmen in diesem Schlafe nur sehr langsam und unterbrochen und sie fühlen sich kalt an.

Die Fledermäuse unserer Gegenden wird man im Winter vergeblich da suchen, wo man sie im Sommer angetroffen hat, sie verkriechen sich an solche Orte, wo es nicht friert, in hohle Bäume, Gewölbe, Höhlen u. s. w. In warmen Ländern, wo es immer Nahrung genug für sie giebt, schlafen sie wahrscheinlich nicht; doch könnte dies etwa während der Regenzeit oder dem Winter der warmen Climate auch für einige Tage geschehen, denn da könnte wohl auch Nahrungsmangel eintreten, und dieser ist eine Miturſache des Winterschlafes in unsern Gegenden, in welchen im Winter keine Insecten fliegend angetroffen werden. Warum die Fledermäuse nicht, wie die insectenfressenden Vögel wandern, wissen wir nicht.

So geschickt die Fledermäuse fliegen, so ungeschickt benehmen sie sich auf der Erde oder auf dem Boden. Die langen Vorderbeine und die kurzen Hinterbeine müssen ihren Gang ungeschickt und langsam machen. Sitzt das Thier auf der Erde, so stämmen sich die Flügel auf beyden Seiten in die Höhe, die beyden Ellenbogen mit dem scharfen Nagel stehen vorwärts wie Kniee, und treten mit dem Hintertheile an die Hüfte des Hinterbeins, welches damit einen Winkel macht: die Flügel hängen auf beyden Seiten dachförmig herunter, und so kriecht das Thier auf der Erde fort, als wenn es auf den Knieen gienge. Einige Arten können aber dennoch sehr fertig und schnell laufen. Aber vom Boden auffliegen ist für sie noch schwerer, und bey den großflüglichten Arten unmöglich. Sie laufen daher an eine Mauer oder Holzstück, kriechen an diesen Körpern aufwärts, welches durch das Einhäckeln ihrer Klauen leicht geschiehet, lassen sich fallen und fassen während dem Fall Luft.

In der Ruhe hängen sie sich mit dem scharfen und krummen Nagel am Ellbogen auf, und zwar sehr fest, dabey wickeln sie ihre Flughaut wie einen Mantel um den Körper. Wo ihrer viele beysammen sind, hängen sie sich oft an einander, und bilden so ganze Klumpen. Ehe sie ausfliegen, jagen und necken sie sich meist erst einige Zeit unter einander. Die Flügel sind fettig und nehmen kein Wasser an, dadurch wird der Flug beym Regen erleichtert.

Sie können in ihrer Art und unter sich lustig seyn, und wo sie nicht gestört werden, fliegen sie oft am Tage unter beständigem Pfeifen oder Zischen umher. Obschon sie gesellig sind, beißen sie sich doch oft unter einander, besonders wenn mehrere Arten zusammen kommen, so muß die schwächere immer der stärkern weichen. Ueberhaupt sind es listige und in ihrer Art sehr böse Thiere, welche sich fast gar nicht zähmen lassen, wenigstens die inländischen

Arten, welche in der Gefangenschaft auch nichts fressen. Sie kriechen durch sehr enge Löcher und können ihren Körper durch unglaublich schmale Ritzen drängen.

Im Fortpflanzungstriebe sind diese Thiere hitzig, aber sie unterscheiden sich dadurch vor andern kleinen Thieren ihrer Art, daß sie nur wenige Junge werfen, nur ein, höchstens zwey, und nie mehr. In unsern Gegenden geschieht die Begattung im Frühjahr, und das Weibchen wirft seine Jungen in den letzten Tagen des May oder Anfangs Juni. Diese Jungen hängen sich an die Brüste der Mutter, und häckeln sich an ihrem Vorderleibe fest, und werden so von der Mutter getragen, bis sie fast ganz ausgewachsen sind. Den Fledermäusen fehlt der Kunsttrieb, sich Wohnungen zu bereiten, und da sie in der Regel nie auf die Erde kommen, so gebären sie hängend. Das Junge wird in die gekrümte Flughaut gleich nach der Geburt aufgenommen, und fällt daher nicht zur Erde, sondern kann sogleich an der Mutter heraufkriechen, und sich von ihrer Milch ernähren. Zur Fortpflanzungszeit leben die Fledermäuse paarweise, bey der Geburt aber sondern sich die Weibchen von den Männchen und leben in Gesellschaft beysammen. Die Jungen wachsen sehr schnell, und nach zehn Wochen sind die meisten Arten erwachsen; während dieser Zeit aber bleibt das Junge immer an der Mutter, und nährt sich allein von ihrer Milch. Oft ist das an der Mutter hängende Junge fast so groß, als sie selbst.

Die Nahrung aller europäischen Fledermäuse besteht einzig in Insecten; Nachtschmetterlinge, große und kleine Käfer, und für die kleinern Arten Mücken und Schnacken, machen den vorzüglichsten Theil davon aus. Man sieht daher besonders die kleinern Arten wie Schwalben häufig über Gewässer herumfliegen, sogar die Oberfläche des Wassers berühren, um Wasserinsecten zu fangen.

Ihre Gefräßigkeit ist sehr groß, und Kuhl sah eine der größern Arten dreyzehn Maykäfer nach einander fressen, ohne daß sie dadurch gesättigt wurde, und eine kleine frißt siebenzig bis achzig Fliegen in einer Mahlzeit.

Einige ausländische Arten, welche aber eine eigene Familie bilden, fressen Früchte und Blüthen, besonders markige Früchte, Bananen, Goyaven und dergleichen. Andere saugen das Blut der Thiere aus, und leben hauptsächlich davon, dann aber auch von den großen Insecten der warmen Länder.

Alle inländischen Arten und alle blos von Insecten lebenden ausländischen sind in Hinsicht unserer Oekonomie durchaus nützliche Thiere, die man allenthalben schonen und nicht verfolgen sollte. Sie können durch keine andere Thiere ersetzt werden, da sie hauptsächlich von Nachtinsecten leben, auf welche wenig andere Thiere Jagd machen.

Die von Früchten lebenden ausländischen Fledermäuse werden gezähmt und gegessen, und haben ein weißes, sehr wohlschmeckendes Fleisch.

Nur die blutsaugenden ausländischen Arten, welche Menschen und Vieh das Blut aussaugen, sind schädlich, so wie auch diejenigen, welche von Früchten leben, und daran Schaden thun. Zwar hat man vor ihnen gewöhnlich Abscheu, wozu ihr abschreckendes Aeußere, ihre nächtliche Lebensart, ihr widerlicher Geruch, und ihre Unzähmbarkeit das Meiste beytragen, und manches Frauenzimmer erhebt, wenn eine Fledermaus ins Zimmer kommt, ein solches Geschrey, als ob ein Löwe eingedrungen wäre, aber ohne allen Grund, denn das arme verirrte Thier kann ihr nichts schaden, und ist froh, wenn es seine Freyheit wieder erhält. An der Sage, daß sie den Menschen ins Haar kommen, oder mit ihrem giftigen Urin anpißen, ist gar nichts wahr, wohl aber macht ihr Urin Flecken in die Kleider. Eben so wenig fressen sie Speck, wie man sie fälschlich beschuldigt hat; die Wärme lockt sie zuweilen an die Kamine, nicht der Speck, der darin hängt.

Zum Glück haben diese nützlichen Thiere wenig Feinde, welche ihnen viel schaden können. Die Katzen und Wiesel können nur solche erhaschen, welche etwa auf die Erde gefallen sind. Von den Eulen, welche man für ihre größten Feinde hält, lassen sie sich, wenigstens im Fluge, nicht stören, denn diese langsam fliegenden Vögel können sie im Fluge nicht fangen. Es ist daher falsch, daß die Fledermäuse sich zurückziehen, wenn die Eulen zum Vorschein kommen. Wohl mögen die Fledermäuse zuweilen in ihren Schlupfwinkeln von Eulen überrascht werden, da diese ähnliche Orte bewohnen. Von abergläubischen und furchtsamen Menschen haben sie am meisten zu fürchten, da diese sie als schädliche Thiere verfolgen. In ihrem Pelze aber hauset viel Ungeziefer. Jede Art hat ihre besondere Gattung, oft mehrere Schmarotzerthiere an sich, als Flöhe, Milben, Bettwanzen, Lausfliegen, welche sie sehr plagen.

Die Handflügler bilden eine sehr zahlreiche Ordnung, deren Gattungen und Arten durch neue Entdeckungen sich immer vermehren. Linneus hat alle unter eine Gattung gebracht, allein der ganz verschiedene Bau der Zähne, der Nasen und Ohrentheile hat die neuern Naturforscher bewogen, sie in mehrere Gattungen zu theilen, welche wir nun anführen werden.

Fledermäuse. Vespertiliones.

Die Finger der Vorderfüße sehr lang, und zum Ausspannen der Flughaut geschickt. Der Daum allein getrennt, aber nicht entgegensetzbar. Durch ihre Form, Vorderzähne, Eckzähne und Backenzähne leicht zu unterscheiden.

Die Flughäute verlängern sich bis an die hintern Extremitäten, welche sie von beyden Seiten verbinden, und sind oben und unten nackt.

Erste Abtheilung. Die Backenzähne ohne zackige Spitzen an ihrer Krone.

1te Gatt. Fliegender Hund. Flatterthier. Pteropus.

Spectrum, (Lacep.) Vespertilio, (Linn.) Rousette, (Cuv.)

Vorderzähne $\frac{4}{4}$; Eckzähne $\frac{1-1}{1-1}$; Backenzähne $\frac{5-5}{6-6}$. Die Vorderzähne kegelförmig; die Eckzähne ziemlich groß; die Backenzähne oben abgestutzt mit platten Kronen, und zwey parallel laufenden Leistchen.

Der Kopf lang und kegelförmig. Ohren kurz, einfach, ohne Ohrdeckel. Nase einfach, ohne Häute oder Kämme.

Schwanz sehr kurz, oder mangelt. Die Haut zwischen den Hinterschenkeln stark ausgeschnitten. Am Zeigefinger der Vorderhand Ansatz eines kleinen Nagels, und ein Gelenk mehr als an den andern Fingern, welche nur zwey Gelenke haben.

Die Zunge ist mit harten nach hinten gerichteten Wärzchen bedeckt. Der Magen bildet einen langen ungleich ausgedehnten Sack. Zwey Säugewarzen an der Brust.

Diese Thiere finden sich am Tage in großen Gesellschaften an den Aesten hoher Bäume hängend, oder in Felsenlöchern schlafend. Nähren sich von markigen Früchten, besonders Bananen, Goyaven, und werfen nur ein Junges.

Die Menge derselben, welche oft an einem Baume hangen, ist zuweilen so groß, daß sie von Ferne einem Haufen Cocusnüße gleich sehen, und schießt man unter den Haufen, so wird die Luft durch die aufstiegende Menge verdunkelt. Forster fand an einem großen Keulenbaume in Neuholland (Casuarina equisetifolia) über fünfhundert in verschiedenen Stellungen hängen. Ihre Schaaren sind oft unzählbar, und sie fliegen des Abends so dicht wie Bienenschwärme. Sie hängen sich so fest an, daß sie auch todt hängen bleiben.

Ihre Stimme ist ein scharfes durchdringendes Geschrey. Es sind übrigens harmlose Thiere, welche nur dann beißen, wenn man sie plagt. Sie sind ja nicht mit den amerikanischen Vampiren zu verwechseln, welche vom Blute anderer Thiere leben.

Sie lassen sich leicht zahm machen, und fressen aus der Hand Früchte, gekochten Reis und andere vegetabilische Lebensmittel. Auch nach dem Saft der Palmbäume sollen sie sehr begierig seyn, und davon trunken werden.

Da sie ein weißes und vortreffliches Fleisch haben, so werden einige Gattungen oft eingefangen und ordentlich gemästet, und dann als Leckerbissen verspiesen.

Das Vaterland ist Madagaskar, Egypten, die Inseln des indischen Archipels, die Inseln Bourbon und Frankreich, Neuholland und Ostindien.

Taf. 50. **Fliegender Hund mit eingewachsenem Schwanze.**
Pteropus amplexicaudatus. Roussette amplexicaude.

Der Pelz ist grauröthlich; der Schwanz von der Länge des Schenkels, zur Hälfte von der Zwischenschenkelhaut umgeben. Er ist verhältnißmäßig länger als bey andern Arten; die Zwischenschenkelhaut ist nicht stark ausgeschnitten; das Männchen ist mehr rostfarb, das Weibchen mehr braun. Das Haar kurz, anliegend und wie Sammet. Die Flügelbreite ist 16 Zoll, die Länge des Körpers 4 ½ Zoll. Das Vaterland ist Timor.

(Abbildung aus den Analen des Pariser-Museums.)

Taf. 59. **Egyptischer fliegender Hund.** Pteropus aegyptiacus.
Roussette d'Egypte.

Der Kopf dieses Thiers folgt auf Tafel 59, worauf mehrere andere noch abgebildet sind.

Der Pelz ist graubraun, wollig; das Haar dicht und sanft. Die Breite ist 20 Zoll, die Länge des Körpers 5 Zoll. Diese Art lebt in Egypten, wo sie sich in den Gewölbern der alten Monumente, nach Art unserer Fledermäuse, aufhängt. (Abbildung aus dem großen egyptischen Werke.)

Die übrigen Arten dieser Gattung sind: Der eßbare fliegende Hund. Pt. edulis. Edwards fliegender Hund. Pt. Edwartsii. Der rothhalsige. Pt. rubricollis. Der graue. Pt. griseus. Der nackte. Pt. nudus. Der braunrothe. Pt. celaeno. Der strohgelbe. Pt. stramineus. Der maurizische. Pt. mauritianus. Der bemantelte. Pt. palliatus. Der fliegende Hund mit gerändelten Ohren. Pt. marginatus. Der javanische. Pt. javanicus. Der Leschenaultische. Pter. Leschenaulti. Der Keraudrenische. Pter. Keraudrenii.

2te **Gatt.** **Großkopf.** Cephalotes. Harpyia.
Cephalote.

Der Zahnbau ist wie bey den fliegenden Hunden, aber der Zeigefinger ist kurz, nur mit zwey Gelenken ohne Nagel. Die Flughaut befestigt sich nicht an den Seiten, sondern vereinigt sich mit der der andern Seite auf dem Rücken, an welchen sie durch ein häutiges, der Länge und der Quere nach laufendes Band befestigt ist. Sie haben nach den neuesten Beobachtungen unten 6, oben 4 Vorderzähne. Oben 5, unten 4 Backenzähne.

Der Kopf ist kurz; auf der Nase kein Blatt. Die Ohren kurz, ohne Ohrdeckel. Der Schwanz sehr kurz; die Zwischenschenkelhaut sehr ausgeschnitten; der zweyte Finger der Vorderhand hat ein deutliches Nagelglied.

Die Zunge ist warzig.

Sie nähren sich wahrscheinlich von Früchten und leben auf den molukkischen Inseln.

Taf. 50. **Perons Großkopf.** Cephalotes Peronii.
Cephalote de Peron.

Kein Nagel am Zeigefinger. Das Haar kurz und rothbraun. Die Nase wie bey gewissen Doggen gespalten. Ohren schmal und spitzig.

Sie ist 6 Zoll lang und 2 Fuß breit. Sie lebt auf Timor, woher Peron sie gebracht hat.

Die zweyte Art heißt nach dem berühmten Naturforscher Pallas, welcher sie entdeckt hat, Cephal. Pallasii, und lebt auf den Molukken, sie soll unten keine Vorderzähne haben.

(Abbildung aus den Analen des Pariser-Museums.)

1



2



1/3

Fliegender Hund mit eingewachsenem Schwanz.
Pteropus amplexicaudatus.
Roussette amplexicaude.

2.

Perons Grosskopf.
Cephalotes Peronii.
Cephalote de Peron.

1



2



1.

Weisser Klappenschwanz.
Diclidurus albus.
Chauve-Souris à queue bivalve

2.

Langschnauzige Grosszunge.
Macroglossus rostratus.
Le Kiodote.

3te Gatt. Großzunge. Macroglossus. Macroglosse.

Vorderzähne $\frac{4}{4}$, Eckzähne $\frac{1-1}{1-1}$, Backenzähne $\frac{4-4}{5-5}$. Sie hat gar keine falschen Backenzähne und alle sind gleich groß. Alle Zähne überhaupt aber sind so klein, wie man sie bey keinem andern Säugethier findet, obschon es viel kleinere giebt. Der Kopf ist hinten breit, vorn aber schmal und die Schnautze verkürzt sich schnell. Die Zunge ist doppelt so lang als der Kopf, und kann ganz vorgestreckt werden, sie ist weich und nicht rauch wie bey den fliegenden Hunden; dennoch nährt sich diese Gattung von Früchten.

Taf. 51. Langschnauzige Großzunge. Macroglossus rostratus.

Roussette à museau alongé. Le Kiodote.

Das Haar wollig, lebhaft rothbraun, lang, weich und dicht. Der Kopf sehr lang, Ohren kurz; Zunge 2 Zoll lang. Die Augen groß, die Regenbogenhaut gelb.

Nach Leschenault wirft sie nur ein Junges, und läßt ein durchdringendes Geschrey hören. Sie thut in Java, ihrem Vaterlande, an Früchten großen Schaden, besonders an den markigen, vortrefflichen, nach Rosen riechenden Früchten der Eugenia.

Sie ist das kleinste Thier dieser Familie und nur 3½ Zoll lang, und 10 Zoll breit.

(Abbildung nach Cüvier.)

Zweyte Abtheilung. Backenzähne mit spitzigen Zacken.

4te Gatt. Klappenschwanz. Diclidurus. (Princ. Maximiliani.)

Vorderzähne $\frac{2}{6}$, die untern unmittelbar an den Eckzahn gereihet, in der Mitte eine Lücke; alle klein mit breiter Schneide. Die Eckzähne nagelförmig, die obern vorwärts gerichtet, hinten mit einer kleinen Nebenspitze; die untern senkrecht. Backenzähne $\frac{4-4}{5-5}$ mit Zackenspitzen und einigen kleinen Nebenhöckern. Der Unterkiefer länger als der obere, letzterer vor und zwischen den Augenhöhlen durch eine große elliptische Vertiefung ausgezeichnet, welche die Gesichtsknochen zu beyden Seiten über die Höhlen hinaustreibt. Stirn und Scheitelknochen in blasenartige Erhöhungen aufgetrieben. Die Zunge fleischig mit ganzem Rande. Statt des Schwanzes laufen die Schwanzknochen mit mehreren Gelenken an zwey, äußerlich an der Haut des Körpers befestigte, Hornstücke aus, welche ein aus zwey Klappen zusammengesetztes Organ bilden. Die obere Klappe ist halbmondförmig mit wulstig verdicktem Rande, in der Mitte vertieft. Unter dieser Klappe steht eine kleinere, dreyeckig zugespitzte, von der Haut gebildete Klappe, welche gegen die obere angeschlossen werden kann. Beyde sind hohl, und durch eine besondere Haut vom Körper getrennt, die Schwanzwirbel laufen in die obere Klappe hinein. Der hintere untere Rand der Zwischenschenkelhaut geht über die Klappe hinaus. Die Nase einfach.

Taf. 51. Weißer Klapperschwanz. Diclidurus Freyreisii.

Diclidurus albus (Oken.) Chauve-Sauris à queue bivalve.

Die Ohrenmuscheln sind breit, und entspringen über den Augen. Pelz dicht, langhaarig, weiß. Arme lang und stark. Schienbeine lang, schlank, Spornen an den Fersen lang. Länge des Körpers von der Schnautze an 3 Zoll, Breite 13 Zoll.

Diese sonderbare Fledermaus ward von Herrn Freyreis in den Cocospalmen bey Canavieras am Ausflusse des Rio-Pardo in Brasilien gefunden, wo sie sich am Tage unter den Wedeln der Palme verbirgt.

(Die Abbildung nach Neuwied.)

5te Gatt. Hundsmaul. Molossus (Geoff.) Dysopes (Illig.) Molosse.

Vorderzähne $\frac{3}{3}$. Backenzähne $\frac{5-5}{5-5}$, also 28 Zähne. Die untern Vorderzähne sehr klein, fallen leicht aus, und stehen fast vor den Eckzähnen. Die Nase einfach. Die Ohren breit und kurz, sie entstehen unweit der äußern Mundwinkel und vereinigen sich durch eine hautige Fortsetzung über der Nasenwurzel. Statt dem Ohrdeckel ein kurzes Ohrläppchen. Der Schwanz so lang als die Flughaut, bey einigen länger als die Schenkel. Die Backenzähne haben breite, mit Zackenspitzen versehene Kronen.

Der Kopf ist dick, die Schnautze breit und nackt. Die Nasenlöcher etwas vorspringend und wulstig. Die Zunge ist sanft.

Von ihrer Lebensart ist wenig bekannt, aber wahrscheinlich ist sie nicht von derjenigen anderer Fledermäuse verschieden. Sie leben alle im warmen Amerika.

Taf. 52. Schwarzes Hundsmaul. Molossus ater.

Molosse noir.

Schwarz, oben glänzend. Die Länge des Körpers 2 ½ Zoll, des Schwanzes 1 ½ Zoll. Ohren groß und hoch. (Abbildung aus den Analen des Museums.)

Die übrigen Arten sind: Das rothbraune Hundsmaul. Molossus rufus. Das dunkelbraue. Moloss. obscurus. Das langschwänzige. Moloss. longicaudatus. Das kastanienbraune. Mol. castaneus. Das braunbauchige. Mol. fusciventer. Das breitschwänzige. Mol. laticaudatus. Das dickschwänzige. Mol. crassicaudatus. Das schwanzumfangene. Mol. amplexicaudatus. Das Taschenohr. Mol. perotis (Princ. Max) Das bärenartige. Mol. ursinus (Spix). Das langnasige. Mol. nasutus (Spix). Das rußige. Mol. fumarius (Spix).

6te Gatt. Spaltnase. Nyctinomus. Nyctinome.

Vorderzähne $\frac{2}{4}$, Backenzähne $\frac{5-5}{5-5}$. Die Eckzähne mittelmäßig; die untern Vorderzähne sehr klein und vor den Eckzähnen stehend. Die Backenzähne mit Zackenspitzen. Die Oberlippe bey der Nase ausgeschnitten und aufgestülpt, an den Seiten aber hängend, wie bey einer Dogge. Ohren groß und auf dem Gesicht liegend; das Ohrläppchen nach außen stehend. Der Schwanz lang, an seiner Wurzel mit der Flughaut verwachsen, an der Spitze frey.

Flügel groß; Daum kurz. Die Hinterfüße mit sehr langen Haaren besetzt.

Sie leben von Insecten, welche sie im Fluge fangen, und finden sich in der alten Welt.

Taf. 52. Egyptische Spaltnase. Nyctinomus aegyptiacus.

Nyctinome d'Egypte.

Oben braunroth, unten heller; Schwanz halb frey; Ohrdeckel sehr deutlich. Sie findet sich in Egypten, in Grabmälern und verlassenen Gebäuden.

(Die Abbildung aus dem großen Werk über Egypten.)

Die übrigen Arten sind: Die Spaltnase von Bourbon. Nyctinomus acetabulosus; auf der Insel Mascareigne. Der Faltenflügel. Nyctinom. plicatus; in Bengalen.

1



1/2
der natürl. Grösse

2



Natürliche Grösse.

1.

Egyptische Spaltnase.
Nyctinomus ægyptiacus.
Nyctinôme d'Egypte.

2.

Schwarzes Hundsmaul.
Molossus ater.
Molosse noir.

7te Gatt. Zungenfresser. Glossophaga. Glossophage.

Vorderzähne $\frac{4}{2}$. Backenzähne $\frac{7-7}{6-6}$. In allem 36 Zähne. Die Eckzähne mittelmäßig.

Kopf lang und kegelförmig. Zunge sehr lang nnd gerollt, schmal, ausdehnbar, mit wulstigen Rändern, zum Saugen eingerichtet. Auf der Nase ein kleines lanzetförmiges Blatt.

Bald kein, bald ein ziemlich langer Schwanz. Die Zwischenschenkelhaut sehr kurz oder fehlt fast ganz. Die Flügel mittelmäßig groß.

Es sind blutdürstige Thiere, welche wie die Blattnasen vom Blute anderer Thiere leben, und noch besser als die eigentlichen Blattnasen saugen können. Diese Gattung lebt nur in Amerika, und ist sehr begierig auf das Blut der Menschen und Thiere. Spix erzählt, daß fast alle Morgen die Lastthiere, welche die Reisenden bey sich hatten, am Halse und an den Hüften wie geschröpft ausgesehen, und viel Blut verloren haben, wodurch die Kräfte derselben sehr litten. Sie setzen sich an diese Theile der Thiere, weil sie sich da am besten fest halten können. Zuweilen beißen sie die Hühner in die Kämme, und saugen hier das Blut aus; sehr oft sterben diese Thiere davon, weil die Wunde in Brand übergeht.

Aber auch der Mensch ist nicht sicher vor ihnen, und Azara erzählt, daß er viermal von solchen Blutsaugern in die große Zehe gebißen worden sey, da er unter freyem Himmel schlief. Die Wunden, welche er erhielt, ohne daß er es fühlte, waren halbkreisförmig, aber so wenig tief, daß sie nicht einmal die Haut durchdrangen, und man sah, daß nur ein wenig Haut weggebißen, die Wunde also nicht gestochen war. Nach Herrn Spix's Beobachtungen machen sie in der That die Wunde mit den Zähnen, und saugen dann das Blut mit dem Munde aus, wobey sie mit den Flügeln immer fächeln, so daß dadurch der Schmerz sehr gemildert wird. Azara glaubt, das Blut komme nur aus den Haargefäßen der Haut, allein diese Gefäße führen doch kein rothes Blut. Azara schätzt die Menge des Bluts, welches er jedesmal verloren, etwa auf 1 Loth. Die Wunden schmerzten ihn zwar, doch heilten sie ohne alle Heilmittel. Bey Pferden und Ochsen, welche ein dickeres Leder haben als der Mensch, müssen die Wunden auch größer seyn, um zu bluten.

Da sie nicht gefährlich sind, so fürchtet man diese Thiere auch nicht und bekümmert sich nicht um sie.

Diese Fledermäuse haben auch das Eigene, daß sie auf dem Boden so schnell wie die Ratten laufen können.

Taf. 53. Der langeschwänzte Zungenfresser. Glossophaga caudifer. Glossophage caudataire.

Pelz braunschwarz; Zwischenschenkelhaut sehr kurz und weit über den Schwanz hinausreichend. In Brasilien.

Taf. 53. Ungeschwänzter Zungenfresser. Glossophaga ecaudata. Glossophage sans queue.

Dunkelbraun; kein Schwanz; Zwischenschenkelhaut kurz. In Brasilien.

Taf. 53. Zungenfresser mit eingehülltem Schwanz. Glossophaga amplexicaudata. Glossophage à queue enveloppée.

Pelz braunschwarz, unten heller als oben; Zwischenschenkelhaut breit; Schwanz kurz, verwachsen, endigt mit einem Knoten. In Brasilien.

Die Speernase. Glossophaga soricina. Phyllostoma soricinum. Glossophage soricine.

Der Kopf (welcher auf Taf. 58 allein abgebildet ist) hat eine spitzige, kegelförmige, fast walzenförmige Schnautze, die Zunge ist sehr lang, rinnenförmig; die Ränder der Rinne sind mit Warzen bedeckt, auf denen nach

auswärts gehende Borstenhaare stehen; die Augen sind groß; die Ohren klein und ablang; das Nasenblatt herzförmig, etwas weniger breit als hoch, oben spitzig. Das Haar weich und wollig, oben braungrau, unten sehr hellbraun.

Länge 2 Zoll, Breite 8 Zoll 3 Linien. In Surinam und Cajene.

(Abbildungen aus den Memoiren des Pariser-Museums)

8te Gatt. Großhäutler. Megaderma. Mégaderme.

Vorderzähne $\frac{0}{4}$. Backenzähne $\frac{4-4}{5-5}$. Die untern Vorderzähne stehen in gerader Ordnung und sind an der Schneide leicht gefurcht. Die obern Eckzähne sind dreyeckig, haben am Ursprung einen Hacken; die untern sind nach hinten gebogen.

Die Ohren sehr groß und beyde vorn auf der Stirne vereint. Das innere Ohr sehr entwickelt. Die Nasenkämme sind dreyfach, der eine steht horizontal, der andere vertikal, der dritte ist hufeisenförmig.

Kein Schwanz; die Zwischenschenkelhaut ist viereckig abgeschnitten.

Die Flügel sehr groß; der dritte Finger ohne Nagelglied.

Die Zunge kurz und platt.

Sie leben in Wäldern wahrscheinlich von Insecten. Ihre Lebensart ist unbekannt. Man findet sie auf den Inseln des indischen Archipels.

Taf. 54. Die Leiernase. Megaderma Lyra. Mégaderme Lyre.

Nasenblatt rechtwinklicht abgestutzt; Nasenklappe um die Hälfte kleiner. Pelz oben rothbraun, unten rothgelb. Sie fressen wahrscheinlich Insecten. Das Vaterland ist unbekannt, aber wahrscheinlich eine der holländischen Colonien in Ostindien.

(Analen des Museums.)

Die übrigen Arten sind: Die Kleeblattnase. Megaderma trifolium. Die Herznase. Megad. spasma. Das Stirnblatt. Megad. frons. (von diesen sind die Köpfe auf Taf. 58 abgebildet). Das Großohr. Megad. megalotis.

9te Gatt. Kammnase. Rhinolophus. Rhinolophe.

Vorderzähne $\frac{2}{4}$. Backenzähne $\frac{5-5}{6-6}$. In allem 32 Zähne. Die obern Vorderzähne sind sehr klein und fallen oft aus. Die Eckzähne mittelmäßig. Die Backenzähne mit sehr spitzigen Zacken.

Die Nase sitzt im Grund einer Höhle, welche mit einem hufeisenförmigen Kamm umgeben ist. Die Ohren sind mittelmäßig, stehen an den Seiten und sind getrennt. Der Ohrendeckel fehlt und wird durch ein äußeres Ohrläppchen ersetzt.

Der Schwanz ist lang und ganz mit der Flughaut verwachsen.

Sie haben zwey Säugewarzen an den Brüsten und zwey am Bauche, letztere aber ohne Brustdrüsen.

Diese Thiere leben von Insecten, welche sie im Fluge fangen. Am Tage verbergen sie sich in Höhlen. Die europäischen Arten fallen im Winter in Erstarrung, wobey sie an den Hinterfüßen sich an die Wölbungen der Höhlen aufhängen, den Körper aber mit der Flughaut bedecken. Man findet sie in Europa, Egypten, Madagascar und auf Timor.

Langschwänzter Zungenfresser. *Glossophaga caudifer.*

1



2



Zungenfresser mit eingehülltem Schwanz.
Glossophaga amplexicaudata.
Glossophage à queue enveloppée.

3/4

3



Ohngeschwänzter Zungenfresser.
Glossophaga ecaudata.
Glosso. sans queue.

1



2



1

Die Leyernase.
Megaderma Lyra.
Megaderme Lyre.

2/3

2

Die Stirnbinde.
Rhinolophus diadema.
Rhinolophe diadème.

Taf. 55. **Die Stirnbinde.** Rhinolophus diadema.
Rhinolophe diadême.

Das Nasenblatt ist einfach, am Endrande abgerundet, dreymal so breit als lang, setzt sich in ein Hufeisen fort, so daß das Geruchsorgan wie mit einer Krone umgeben ist. Dies ist die größte Art. Der Pelz ist lebhaft rothbraun mit Goldglanz. Länge des Körpers 4 Zoll. Man findet sie auf Timor, wo Peron sie entdeckt hat.

(Die Abbildung von dieser und der vorigen Gattung aus den Analen des Pariser-Museums.)

Die übrigen Arten sind: Die Hufeisennase. Rhinolophus ferrum equinum. Das große Hufeisen. Rhinol. bifer (diese beiden in Europa). Der Dreyzahn. Rhinol. tridens (in Egypten). Die Tiefnase. Rhinol. speoris (auf Timor). Die Commersonische. Rhinol. Commersonii, auf Madagascar, (von diesen sind die Köpfe auf Taf. 59 abgebildet). In Amerika lebt eine Art ohne Schwanz. Rhinol. ecaudatus (Princ. Max.)

10te Gatt. Blattnase. Phyllostoma. Phyllostome.

Vorderzähne $\frac{4}{4}$, Backenzähne $\frac{5-5}{6-6}$. In allem 32 bis 34 Zähne, da bey einigen unten nur 5 Backenzähne sind. Die Vorderzähne stehen oft zwischen den Eckzähnen nahe an einander, die Seitenzähne sind klein, die mittlern breit und oben getheilt. Die Eckzähne oft sehr dick an der Basis.

Der Kopf lang und kegelförmig; der Mund stark gespalten. Die Nase hat zwey blättrige Nasenkämme, die eine ist blattartig, die andere hufeisenartig, aber weniger zusammengesetzt als bey den Kammnasen. Wozu dieser Nasenbau dient, ist unbekannt. Die Ohren groß, nackt, getrennt. Der Ohrdeckel inwendig gezähnelt. Die Augen klein und seitlich. Die Zunge mit hornigen Warzen besetzt.

Der Mittelfinger der Flügel hat ein Gelenk mehr als die übrigen.

Der Schwanz ist an Länge veränderlich, und mangelt einigen Arten. Die Zwischenschenkelhaut ist mehr oder minder entwickelt.

Die Arten sind zahlreich und leben alle im warmen Amerika, von der Meerenge von Darien bis nach Paraguay.

Sie nähren sich, wie die Zungenfresser, vom Blut der Thiere, und wohnen unter Dächern und in Gebäuden.

Taf. 55. **Zahnblattnase.** Phyllostoma crenulatum.
Phyllostome crénelé.

Nasenblatt gezähnelt; Schwanzende frey. Körper dick; Unterlippe mit Warzen versehen; Ohren breit, fast eyförmig; das Nasenblatt bildet ein langes Dreyeck, welches unten mit dem Hufeisen zusammenhängt.

Länge des Körpers 2 Zoll 3 Linien. Breite 1 Fuß.

Taf. 55. **Langblattnase.** Phyllostoma elongatum.
Phyllostome à feuille alongée.

Nasenblatt ungezähnelt; Schwanzende frey. Die Länge des Körpers 3 Zoll. Flugbreite 1 Fuß.

Die übrigen Arten sind: Die Lanzennase. Phyllos. hastatum. Die Brillennase. Phyllost. perspicillatum. Der Vampyr. Phyllost. spectrum (von diesen dreyen sind die Köpfe abgebildet). Die Streifnase. Phyllost. lineatum. Die Rundblattnase. Phyll. rotundum. Die Lilienblattnase. Phyll. lilium. Die große Blattnase. Phyll. maximum. Die Augenstreif-Blattnase. Phyll. superciliatum. Die Großblattnase. Phyll. macrophyllum. Die kurzgeschwänzte. Phyll. brevicaudatum. Die dunkle. Phyll. obscurum. Die breitöhrige. Phyll. brachyotos. Die breitmäulige. Pkyll. planirostre. Die borstige. Phyll. cirrhosum. Die zweyzahnige. Phyll. bidens.

(Analen des Museums.)

11te Gatt. Zweyblattnase. Diphylla. Double feüille.

Vorderzähne $\frac{4}{4}$, in einem Halbkreis stehend. Backenzähne $\frac{8-8}{8-8}$.

Kopf kurz, Schnautze stumpf. Ohren länglich rund, kurz, wie abgeschnitten; Ohrecke lanzetförmig. Nase mit zwey Blättern, eines hinter dem andern. Zunge wenig warzig, an der Spitze breit und stumpf; Lippen haarig, nicht warzig.

Flügelhaut schmal; kein Schwanz; Zwischenschenkelhaut fehlt.

Taf. 55. Ungeschwänztes Zweyblatt. Diphylla ecaudata.

Double feuille sans queue.

Der Körper mit zottigen Haaren bedeckt. Der Rücken braunroth; Kopf und Bauch unten braungrau. Flügel schwärzlich nackt; Ohrengegend des Gesichts zottig.

Länge 3 Zoll; Breite 10¼ Zoll. In Brasilien. (Abbildung nach Spix.)

12te Gatt. Schildtrager. Thyroptera. Thyroptere.

Zähne?

Der Daum der Vorderhand unten in ein Schildchen oder Platte erweitert. Der Schwanz lang, großentheils mit der Schenkelhaut verwachsen; Flügelhaut sehr schmal. Nase ohne Blatt; Ohren klein.

Dreyfarbiger Schildtrager. Thyreoptera tricolor.

Thyroptere tricolore.

Der Körper oben rothbraun, unten weiß, Flügel und Füße schwarz. Länge 1½ Zoll, Breite 9 Zoll 4 Linien. In Gebüschen am Amazonenstrom. (Nach Spix.)

13te Gatt. Rüsselfledermaus. Proboscidea. Long nez.

Vorderzähne $\frac{4}{6}$. Backenzähne $\frac{5-5}{5-5}$. In allem 34 Zähne. Die obern Vorderzähne sehr klein, von den Eckzähnen entfernt, paarweise, durch einen Raum getrennt; die untern stehen in einem Halbkreise, sind wenig größer, gelappt; Eckzähne dünne. Der erste Backenzahn einspitzig, die übrigen mit mehrern Spitzenzacken. Die Zunge warzig, bis zum Gaum in die Quere gestreift. Flughaut schmal, Zwischenschenkelhaut kürzer als die Beine, den Schwanz bis zur Hälfte umfassend.

Die Ohren mittelmäßig, lanzetförmig. Die Augen stehen den Ohren näher als der Nase. Die Nase weit über den Mund vorstehend, an der Spitze etwas gefurcht. Der Mund klein und eckig.

Taf. 55. Die Felsen-Rüsselfledermaus. Proboscidea saxatilis.

Long nez de roche.

Körper klein; Nase nur etwas hängend; Ohren klein, lanzetförmig, anliegend, über den Kopf vorstehend; die Zwischenschenkelhaut gefaltet. Oben braun, grau gemischt, unten mäusegrau, Flügel und Beine rothbraun.

Länge 2 Zoll, Breite 9 Zoll 4 Linien. (Nach Spix.)

In felsigten Gegenden in Brasilien.

Die andere Art ist: Die Fluß-Rüsselfledermaus. Proboscidea rivalis. In Brasilien. *)

*) Diese drey Gattungen hat Spix aufgestellt.



Zahnblattnase. Phyllostoma crenulatum. Phyllostome crenélé.



Ohngeschwänztes Zweiblatt.
Diphylla ecaudata.



Felsenrüssel-fledermaus.
Proboscidea saxatilis.



1/2

Langblattnase. Phyllostoma elongatum. Phyllostome à feuille allongée.

14te Gatt. Kantenlefzer. Noctilio. Noctilion.

Vorderzähne $\frac{4}{2}$. Backenzähne $\frac{4-4}{5-5}$. Die obern mittlern Vorderzähne breiter, die untern stehen vor den Eckzähnen. Eckzähne sehr stark. Backenzähne mit Zackenspitzen.

Schnautze kurz, sehr aufgetrieben, gespalten und mit Warzen oder fleischigen Höckern bedeckt. Die Nase mit den Lippen vereinigt, ohne Haut.

Ohren klein, seitlich und getrennt, Ohrdeckel inwendig. Zwischenschenkelhaut sehr breit und vorspringend.

Der Schwanz mittelmäßig, großentheils mit der Flughaut verwachsen, die Spitze frey, über die Haut vorragend.

Die Klauen an den Hinterbeinen sehr stark.

Das Vaterland Südamerika.

Taf. 56. Rothbrauner Kantenlefzer. Noctilio rufus.
Noctilion roux.

Der ganze Körper oben und unten rothbraun; der Kopf dick, an der Schnautze etwas abgestumpft; Ohren schwertförmig, sehr von einander abstehend; Augen ablang, klein, näher an der Schnautze als an den Ohren liegend; die Oberlippe in der Mitte weit gespalten, hasenschartig, an der Seite schiefwinkelig; Nase schwarz, vorspringend; Nasenlöcher röhrenförmig, vorn abstehend. Brust zwischen den Schlüsselbeinen breit; Hals kurz; Flughaut schwarz, nackt; die Schenkelhaut 2 Zoll lang, an der Spitze stumpf dreyeckig, nicht über die Füße vorragend.

Länge des Körpers 4 Zoll, Breite 1 Fuß 9 Zoll; der Schenkelhaut über 4 Zoll.

Sie findet sich in Brasilien in hohlen Bäumen gesellig, und verbreitet einen starken Uringeruch.

(Abbildung nach Spix.)

15te Gatt. Nachtflieger. Nyeteris. Nyctère.

Vorderzähne $\frac{4}{6}$. Backenzähne $\frac{4-4}{5-5}$. In allem 32 Zähne. Die obern Vorderzähne sind zweylappig, sehr klein, an einander stehend. Die untern dreylappig. Eckzähne mittelmäßig; Backenzähne mit scharfen Zacken.

Ueber die Schnautze lauft eine tiefe Längsfurche. Die Nasenlöcher sind mit einem knorpeligen beweglichen Deckel verschlossen. Die Ohren groß, sehr breit, vorn gegen die Stirn an einanderstehend; Ohrdeckel fast außen. Die Zwischenschenkelhaut ist breiter als der Körper, sie umhüllt den Schwanz, welcher mit einem gabelförmigen Knorpel in Form eines T endigt.

Diese Thiere leben nach Art unserer Fledermäuse. Zur Seite der Backen sind eine Art Taschen vorhanden, welche hinten eine Oeffnung unter die Haut des Körpers haben. Die Haut des Körpers ist gar nicht mit dem Körper verwachsen, sondern ganz frey; das Thier steckt in seiner Haut, wie in einem Sack, nur hin und wieder ist die Haut am Körper befestigt. Das Thier kann nach Willkühr Luft durch die Nasenlöcher einziehen, wodurch die Haut wie ein Ball ausgedehnt wird, während die Nasenlöcher durch die Klappen verschlossen werden. Man kennt keine ähnliche Einrichtung bey irgend einem Säugethier.

Taf. 56. Javanischer Nachtflieger. Nycteris javanicus.
Nyctère de Java.

Pelz am obern Theil des Körpers lebhaft fuchsroth, unten röthlich grau. Die Länge des Körpers beträgt 2 Zoll 6 Linien. Vaterland Java. (Analen des Museums.)

Durch das Aufblasen wird das Thier viel leichter und sein Flug schneller. Aber sein sonderbarer Nasenbau giebt dem Nachtflieger ein sehr wildes Ansehen, und eine merkwürdig widerliche Physiognomie.

Die übrigen Arten sind: Der thebaische Nachtflieger. Nycteris thebaicus, (der Kopf ist abgebildet) aus Egypten, und der Daubentonische Nachtflieger. Nyct. Daubentoni, vom Senegal.

16te Gatt. Grabflieger. Taphozous. Taphien.

Vorderzähne $\frac{0}{4}$. Backenzähne $\frac{5-5}{5-5}$. In allem 28 Zähne.

Die Nase ist mit einer Rinne versehen wie bey den Faltennasen, aber ohne Blätter oder Deckel. Die Oberlippe sehr dick; die Ohren mittelmäßig, von einander getrennt. Ohrdeckel inwendig. Der Schwanz besteht aus 6 Wirbeln, und steht über die Zwischenschenkelhaut frey vor, welche übrigens sehr groß ist.

Sie leben in Afrika und Amerika.

Taf. 59. Egyptischer Grabflieger. Taphozous perforatus. Taphien perforé.

Pelz oben graulich rostfarb, unten aschgrau.

Die Schnautze ziemlich stumpf; der Schwanz länger als die Hüften, sehr dünne; die Ohren keilförmig, am Ende mit abgerundetem Rande; Ohrläppchen ablang; die obere Lippe tritt über die untere vor. Die Nasenöffnung ist sehr enge, kreisförmig, zum Theil durch einen Vorsprung geschlossen; Nasengegend vertieft, wie bey den Faltennasen; Hals sehr kurz. Der erste Finger der Flughaut wird durch den Mittelhandknochen gebildet, die beyden folgenden haben zwey Gelenke mehr. Der Pelz ist dicht. Länge 3 Zoll, Breite 9 Zoll. Sie fliegt am Abend, und versteckt sich am Tage in tiefe Höhlen.

Vaterland in Egypten, wo sie Herr Geoffroy in den Grabmälern der Könige zu Theben und zu Ombos fand.

(Abbildung nach dem großen Werk über Egypten.)

Dahin gehören: Der Grabflieger aus der Insel Frankreich. Taphozous mauritianus. Der Täschelflügel. Taphoz. lepturus, in Surinam. Der senegalische. Taph. senegalensis.

17te Gatt. Schmalhäutler. Stenoderma. Stenoderme.

Vorderzähne $\frac{4}{4}$. Backenzähne $\frac{4-4}{4-4}$. In allem 28 Zähne.

Nase einfach; Ohren mittelmäßig, sie stehen auf der Seite und von einander getrennt. Ohrdeckel nach innen. Die Zwischenschenkelhaut ist nicht ganz, sondern bildet nur einen Schenkelanhang.

Kein Schwanz.

Rothbrauner Schmalhäutler. Stenoderma rufum. Stenoderme roux.

Pelz roth kastanienbraun, einfärbig; Ohren mittelmäßig, eiförmig, am äußern Rande etwas ausgeschnitten. Vaterland unbekannt. Länge 3 Zoll, Breite 10 Zoll.



Javanischer Nachtflieger. *Nycteris javanicus.* *Nyctère de Java.*



Rothbrauner Kantenlefzer. *Noctilio rufus.* *Noctilion roux.*

1/2

18te Gatt. Faltennase. Rhinopoma. Rhinopome.

Vorderzähne $\frac{2}{4}$. Backenzähne $\frac{4-4}{5-5}$. In allem 28 Zähne. Die obern beyden Vorderzähne stehen entfernt von einander. Die Nase ist lang, konisch, viereckig abgeschnitten und mit einem kleinen Blatt versehen; die Nasengrube ist weniger merkbar und bildet blos eine Falte. Die Nasenlöcher liegen am Ende der Schnauze; über dieselbe liegt eine kleine Hautfalte.

Die Ohren groß, an der Stirn vereinigt; der Ohrdeckel steht nach außen.

Die Zwischenschenkelhaut ist schmal und endigt viereckig.

Der Schwanz lang, nur an der Wurzel verwachsen, an der Spitze frey.

Sie leben von Insecten, welche sie im Fluge erhaschen.

Vaterland Egypten und Nordamerika.

Kleinblättrige Faltennase. Rhinopoma microphyllum. Rhinopome microphylle.

Pelz grau; Schwanz lang und dünne.

Der Bau der Nase ist auch bey dieser Gattung sehr zusammengesetzt; das Ende derselben scheint wie abgeschnitten und dehnt sich in eine kreisförmige Haut aus, über welche ein Blatt vorragt. In der Mitte dieses Organs zeigen sich zwey schiefe Spalten welche das Thier nach Willkühr entweder ganz schließen oder weit öffnen kann. Das Blättchen am obern Rande des Nasenknorpels hat eine eigene Bewegung. Der Nasenkanal geht über die Lippe, ist schmal und endet mit der sehr kurzen Nasenhöhle, welche aber durch eine Knochenauftreibung des Gaumenbeins oberhalb der Eckzähne sehr erweitert wird. Die Ohren stehen nach vorn und vereinigen sich an ihrem innern Rande. Der Ohrdeckel steht zwar nach außen, deckt aber doch den Gehörgang. Die Zwischenschenkelhaut verbindet die Schenkel nicht vollkommen und ist sehr kurz.

Sie bewegt beständig die Nasentheile nach dem Heben und Fallen der Brust beym Athmen, und schließt die Oeffnung oft so ganz, daß man keine Spur davon sieht.

Länge 2 Zoll; Flugbreite nicht völlig 8 Zoll.

Man findet sie in Egypten in den Höhlen der Pyramiden von Cairo und Gizeh.

Die zweyte Art, die carolinische Faltennase, Rhinopoma carolinense, soll sich in Carolina vorfinden?

19te Gatt. Fliegende Ratte. Myopteris. Myoptere.

Vorderzähne $\frac{2}{2}$. Backenzähne $\frac{4-4}{5-5}$. In allem 26 Zähne. Die untern Vorderzähne zweylappig. Die Nase einfach, ohne Blatt oder Spalte. Die Schnauze kurz und dick. Ohren breit, seitlich, abstehend, Ohrdeckel inwendig.

Zwischenschenkelhaut mittelmäßig, Schwanz lang, halb in die Flughaut verwachsen.

Daubentonische fliegende Ratte. Myopteris Daubentonii. Myoptère rat-volant.

Der Scheitel und Oberleib braun; unten schmutzig weiß, etwas gelblich. Länge 3 Zoll.

Vaterland unbekannt.

20te Gatt. Fledermaus. Vespertilio. Chauve souris.

Vorderzähne $\frac{4}{6}$. Backenzähne $\frac{4-4}{5-5}$ oder $\frac{5-5}{6-6}$, in allem 32 oder 36 Zähne. Die Eckzähne mittelmäßig. Nase ohne Blatt oder Furche, einfach.

Unterlippe einfach. Zunge glatt, mittelmäßig, nicht ausdehnbar.

Ohren mehr oder minder groß, mit einem Deckel. Flughaut groß; Schwanz ganz in die große Schenkelhaut verwachsen.

Pelz sanft und dicht.

Am Gesicht sitzen Schmalzdrüsen, welche in der Form nach den Arten verschieden sind.

Die Arten sind zahlreich, meist in den gemäßigten Gegenden beider Welten verbreitet; in kältern Gegenden bringen sie den Winter schlafend zu. Sie finden sich in alten Gebäuden, Bretterverschlägen, hinter Fensterladen oder hohlen Bäumen und in Höhlen, am Tage an den Füßen aufgehängt und in die Flughaut eingewickelt. Sie nähren sich alle von Insecten, welche sie im Fluge fangen, und sind sehr nützliche Thiere. Sie fliegen leicht und schön, und werfen nur ein, höchstens zwey Junge.

Es paßt auf sie alles, was im allgemeinen von den Handflüglern ist gesagt worden.

Taf. 57. Die Zwergfledermaus. Vespertilio pipistrellus.
La pipistrelle.

Ohren eiförmig-dreyeckig, kürzer als der Kopf; Ohrdeckel fast gerade, endigt mit einem runden Knöpfchen. Kopf breit. Nase breit und platt; Nasenlöcher halbmondförmig, mit einem aufgeschwollenen Rande. Die Augen rund und sehr tief liegend. Haare an der Stirn lang. Pelz dunkelbraun, unten heller als oben. Schwanz lang.

Eine der kleinsten Arten. Länge 1 Zoll, 2 Linien, Breite 6 Zoll 5 Linien.

Sie findet sich fast in ganz Europa, auch in Egypten. (Abbildung nach der Natur.)

Taf. 57. Das Langohr. Vespertilio auritus.
L'oreillard.

Die Ohren fast so lang als der Körper; der Pelz grau, oben dünkler als unten. Der Kopf platt, Schnauze konisch, an den Seiten und hinter den Nasenlöchern aufgeschwollen. Die Ohren dünne, fast durchsichtig. Die Schmalzdrüsen liegen vor den Augen, und sind gelb. Schwanz sehr lang, und alle Häute groß und fein.

Länge 1 Zoll 9 Linien, Breite 10 Zoll 5 Linien.

In Europa fast allenthalben, auch in Egypten, wo sie kleiner ist. Sie lebt einsam in Kirchen und Thürmen in Städten und Dörfern. (Abbildung nach der Natur.)

Taf. 57. Frühfliegende Fledermaus. Vespertilio noctula.
Vespertilio proterus (Kuhl). La noctule.

Einfarbig rothbraun. Die untere Seite der Flughaut längst dem Arme stark behaart. Die Ohren kurz und nierenförmig abgerundet. Die Häute schwarz.

Länge 3 Zoll 2 Linien, Breite 14½ Zoll.

Der Kopf ist sehr stark und breit, die Schnauze kurz und dick.

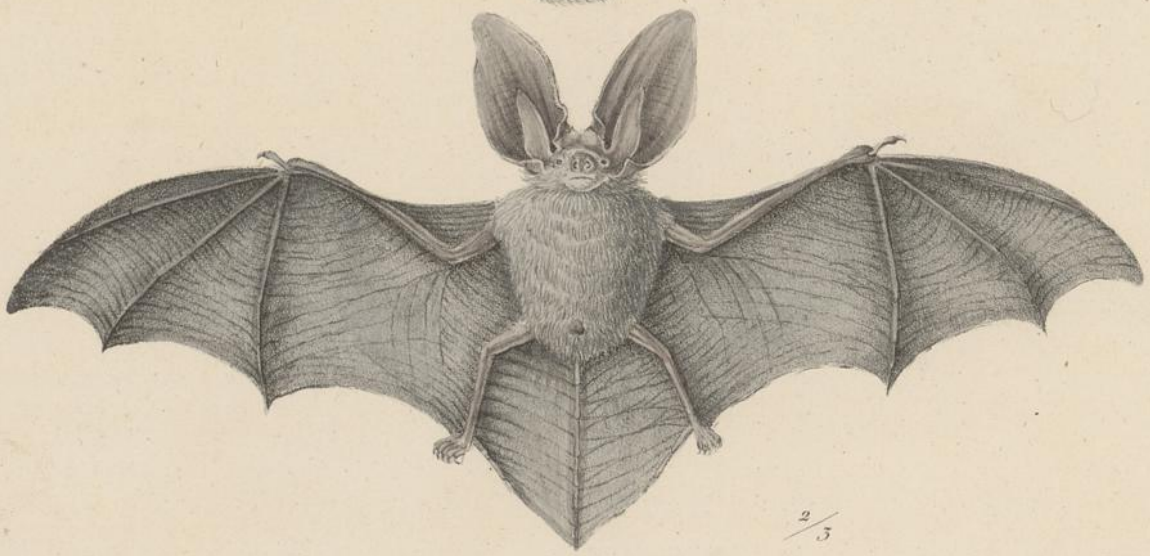
Sie fliegt am frühesten unter den europäischen Fledermäusen, manchmal noch am hellen Tage, fliegt oft sehr hoch, dann aber auch wieder nahe am Wasser. Kann sehr lange hungern; verbreitet einen unangenehmen Geruch, welcher von den Schmalzdrüsen an den Lippen herkommt. Bewohnt Kirchen und Dachboden oder hohle Bäume, meist in Truppen von zehn bis zwanzig, selten findet man sie einsam. Im Winter vereinigen sie sich zu tausenden, um sich vor Kälte zu schützen. (Abbildung nach der Natur.)











2/3

1 — *Zwergfledermaus. Vr.* — *Vespertilio pipistrellus.* — *Vespertilion pipistrelle. Var.*

2 — *Frühfliegende Fledermᵉ.* — *Vespert. noctula.* — *La Noctule.*

3 — *Langohrige Fledermaus.* — *Vespertilio auritus. Variet.* — *Vespertilion Oreillard.*



Lanzennase.
Phyllostoma hastatum.
Phyllostome Fer-de-lance.



Sperrnase.
Glossophaga soricinum.
Glossophage Musette.



Brillennase.
Phyllostoma perspicillatum.
Phyllostome Lunette.



Zahnblattnase
Phyllostoma crenulatum.
Phyllostome crénelé.



Der Wampyr.
Phyllostoma Spectrum.
Phyllostome Vampire.



Langblattnase.
Phyllostoma elongatum.
Phyllostome a feuille allongee.



Kleeblattnase.
Megaderma trifolium.
Megaderme Trêfle.



Stirnblatt.
Megaderma frons.
Megaderme Feuille.



Herznase.
Megaderma Spasma.
Megaderme Spasme.



Dreyzahnige Kammnase.
Rhinolophus tridens.
Rhinolophe trident.



Grosse Hufeisennase.
Rhinolophus uni-hastatus.
Rhinolophe uni-fer.



Kleine Hufeisennase.
Rhinolophus bi-hastatus.
Rhinolophe bi-fer.



Commersons Kammnase.
Rhin. Commersonii.
Rhin. de Commerson.



Die Tiefnase.
Rhin. Speoris.
Rhin. Cruménifer.



Die Stirnbinde.
Rhin. Diadema.
Rhin. Diadême.



Thebaischer Nachtflieger.
Nycteris thebaicus.
Nyctère de la Thebaïde.



Egyptischer fliegender Hund.
Pteropus Ægyptiacus.
Rousette d'Egypte.



Der durchbrochene Grabflieger.
Taphozus Perforatus.
Taphien perforé.

Natürliche Grösse.

Die übrigen Arten sind: Die Bechsteinische Fledermaus. Vespert. Bechsteinii. Die Nattererische. Vesp. Natte-reri. Die rattenartige. Vesp. Myotis. Die Leislersche. Vesp. Leisleri. Die gerändelte. Vesp. emarginatus. Die Schreibersche. V. Schreibersi. Die zweyfarbige. V. bicolor. Die späthfliegende. V. serotinus. Die kurzmäulige. V. barbastellus. Die Daubentonische. V. Daubentonii. Die Kuhlische. V. Kuhlii. Die schnauzbärtige. V. mytsa-cinus. Die Halsbandfledermaus. V. collaris. Diese alle in Europa. Die schön gezeichnete. V. pictus, aus Ceylon. Die bourbonische. V. burbonicus. Die schwärzliche. V. nigrita, vom Senegal. Die stark behaarte. V. lasiurus Die neujorkische. V. novaeboracensis. Die weißlichte. V. albescens. Die rothbraune. V. rufus. Die langhaa-rige. V, villosissimus. Die große. V. maximus. Die hundsschnautzige. V. caninus. Die gespornte. V. calcara-tus. Die weißbauchige. V. leucogaster. Die blauflüglichte. V. cyanopterus. Die Mönch-Fledermaus. V. mona-chus. Die Fledermaus mit schwarzem Gesicht. V. phaiops. Das Großohr. V. megalotis. Die carolinische. V. carolinensis, und die Maugeische. V. Maugei, alle aus Amerika. Die timorsche. V. timoriensis. Die brasilische. V. brasiliensis.

Zweyte Familie der Raubthiere.

Grabende. Fodientia. Subterranea.

Diese Familie steht in demselben Verhältniß zu den eigentlichen Raubthieren, wie die Handflügler. Die meisten dahin gehörigen Thiere leben vorzüglich von Insecten oder Würmern. In ihrem Zahnbau nähern sie sich daher den Handflüglern sehr. Die meisten sind, wie jene, nächtliche Thiere, oder leben unter der Erde in finstern Gängen, welche sie sich selbst graben. Zu diesem Zwecke haben sie meist kurze aber starke Vorderfüße und Schlüsselbeine, durch welche die Kraft derselben noch befördert wird. Ihre Bewegung ist gewöhnlich etwas langsam. Sie gehen auf der ganzen Sohle. Einige von ihnen verschlafen einen Theil des Winters.

Die Gattungen sind wenig zahlreich an Arten, und diese mehr in den gemäßigten als warmen Ländern einheimisch, in den ganz kalten finden sie sich nicht.

Wenn man sie nur nach dem Zahnbau eintheilt, so trennt man übrigens sehr nahe verwandte Gattungen. Nach dem Zahnbau zerfallen sie in zwey Gruppen, wovon die erste keine eigentlichen Eckzähne, dagegen lange, denjenigen der Nagethiere im Bau sich annähernde, Vorderzähne hat; die zweyte hat dagegen vier vollkommen gesonderte und vorstehende Eckzähne, wie bey den wahren Raubthieren.

Erste Abtheilung.

1te Gatt. Igel. Erinaceus. Herisson.

Vorderzähne oben 6 unten 2, oben die beyden mittlern länger und schief vorwärts stehend, die untern beyden Vorderzähne sind ebenfalls vorwärts stehend. Eckzähne $\frac{3-3}{3-3}$, allein sie sind undeutlich, kürzer als die Vorderzähne, und können eben so gut falsche Backenzähne genannt werden, besonders ist der dritte obere ein falscher Backenzahn. Backenzähne $\frac{4-4}{4-4}$, alle mit stumpf-spitzigen Zacken. Der hinterste ist der kleinste.

Die Schnautze vorstehend mit vorragender Nase. Die Ohren abgerundet. Augen klein, aber vorstehend. Der Körper oben mit harten spitzigen Stacheln besetzt; der übrige Körper aber mit borsti-gen Haaren. Die Rückenhaut ist inwendig mit einer starken Muskelschichte besetzt, wodurch der Igel sich zusammenrollen und zugleich die Stacheln aufrichten kann.

Taf. 60. **Europäischer Igel.** Erinaceus europaeus.

Le Herisson.

Aus jedem Nasenloche ragt der umgebogene Rand wie ein Kamm hervor. Die äußern Ohren sind kurz, abgerundet, aufgerichtet, dünn behaart, unter den Stacheln verborgen. Die Schnautze spitzig, die Nase schwarz und immer naß.

Der Scheitel und ganze Rücken mit hornartigen, zollangen, sehr spitzigen, weiß, braun und schwarz besprengten Stacheln besetzt. An der Stirn, den Backen, Füßen und am ganzen Unterleib sind dünngesäete, kurze, borstenartige, weißgelbe Haare. Der Schwanz kurz, fast unbehaart und schwärzlich. Die fünf Zehen getrennt, mit spitzigen Klauen versehen.

Das Weibchen hat zehn Säugewarzen, sechs an der Brust und vier am Bauche.

Die europäische Art ist fast über den ganzen Erdtheil verbreitet, die kältesten Gegenden ausgenommen; doch allenthalben spärlich. Man findet ihn den Tag über gewöhnlich in Laubhölzern, oder unter Hecken und Gebüschen und Baumwurzeln oder in einem selbstgescharrten Loche, welches mit etwas Moos oder Laub ausgefüttert ist, verborgen. Nur an stillen und einsamen Orten geht das furchtsame Thier auch bey Tag seiner Nahrung nach. Im Ganzen ist seine Lebensart nächtlich; dann besucht er die nahe an seiner Wohnung liegenden Obstgärten und Weinberge, wenn Obst und Trauben reifen, von welchen er ein großer Liebhaber ist. Neben diesen Gewächsen frißt er auch wohl einige Wurzeln. Seine Hauptnahrung aber zieht er aus dem Thierreiche. Insecten sind seine Lieblingsnahrung, besonders Maykäfer, Mistkäfer oder Laufkäfer, sogar spanische Fliegen, welche andern Thieren tödtlich sind, soll er ohne Schaden fressen. Regenwürmer und Schnecken verachtet er auch nicht. Auch den Maulwürfen und Feldmäusen geht er nach und weißt sie, ungeachtet er nicht schnell lauft, doch zu erhaschen; er lauert denselben an ihren Löchern auf und hascht sie, wenn sie sich blicken lassen. Selbst junge Vögel, von Lerchen oder andern auf der Erde nistenden Arten, und wahrscheinlich auch ihre Eyer, läßt er sich schmecken; ebenso Frösche und Kröten.

Er kann nicht schnell laufen, und schleicht auf seinen niedrigen Beinen gleichsam nur davon, so daß man ihn ohne weiters fangen kann. Allein furchtsam und vorsichtig, wagt er sich selten auf freye Plätze und außer die Gebüsche, und beim geringsten Geräusch kugelt er sich zusammen und bleibt in dieser Stellung, wobey Kopf und Füße vollkommen verborgen sind, und er einer völligen Stachelkugel gleicht, so lange, bis er keine Gefahr mehr fürchtet. Allmählig streckt er dann nur den Kopf etwas hervor und sieht sich um, und glaubt er sich ganz sicher, so entwickelt er sich, oder kugelt sich im Gegentheil von Neuem zusammen.

Der Igel verschläft einen großen Theil des Winters, ist im Herbst, wie alle Winterschläfer, fett, und verbraucht dieses Fett zur Nahrung, daher er dann im Frühjahr mager ist. Er wählt sich zum Lager ein tiefes selbst gescharrtes Loch unter einer Baumwurzel oder im dichten Gesträuche, und füttert es warm mit Moos und Laub aus. Der Winterschlaf soll ziemlich frühe eintreten, lange und fest seyn. Genaue Beobachtungen sind darüber aber noch wenig angestellt worden, und es ist zu vermuthen, der Igel gehöre eher zu den Thieren, welche auch im Winter bey warmer Witterung aufwachen und Nahrung suchen, da nur diejenigen Thiere in jene wahre Erstarrung verfallen und Monate darin verbleiben, welche in der Erde ganz vor der Luft verschlossen den Winterschlaf bestehen, alle übrigen aber, sobald warme Witterung eintritt, erwachen.

Die Fortpflanzungszeit fällt in den April und May. Das Weibchen trägt 7 Wochen, und wirft seine vier bis sechs weiße Junge, welche kaum Spuren von Stacheln haben, die auch noch ganz weich sind, in Mist, Laub und Mooshaufen, auch wohl in Zäune und im Getreide. Er säugt 4 Wochen, und trägt ihnen nach dieser Zeit Schnecken, Regenwürmer, abgefallenes Obst und Weintrauben zu ihrer Nahrung herbey. Sie lassen sich leicht zahm machen, und in den Häusern gehalten, fangen sie die Mäuse, so gut wie die Katzen, weg. Des Nachts sind sie aber sehr unruhig und kratzen oft Löcher in die Mauern. Ihre Furchtsamkeit verläßt sie nie ganz, und immer behalten sie die Gewohnheit, sich sogleich zusammenzukugeln.

Obschon der Igel angeklagt wird, daß er zuweilen Obst und Trauben stehle, und daher vom Landmann unbedachtsam unter die schädlichen Thiere gezählt und unbarmherzig verfolgt wird, so ist doch der Schaden, den er



Gestreifter Borstenigel. Centetes semispinosus. Tanrec rayé.



Langohriger Igel. Erinaceus auritus. Herisson Oreillard.



Europäischer Igel. Erinaceus europaeus. Herisson d'Europe.

1/2

etwa dadurch anrichten mag, so unbedeutend, daß er gar nicht in Rechnung gesetzt werden darf, gegen den Nutzen, welchen er durch Vertilgung so vieler weit schädlicherer Mäuse und Insecten leistet. Statt den Igel zu verfolgen, sollte man ihn daher sehr schonen, und in die Gärten verpflanzen, wo er besonders auch durch Aufsuchung der Schnecken nützlich ist. Wenn er auch eine abgefallene Birne oder Apfel frißt, so wird ihm dies doch nicht hoch anzurechnen seyn, da er ja nicht auf Bäume steigen kann, sondern nur was auf der Erde ist, ihm zu Theil wird.

Ein Irrthum ists, wenn man von Hund- und Schwein-Igeln spricht: es giebt in Europa nur eine Art Igel, der Eine vergleicht seine Schnautze eher mit einer Hundeschnautze, der Andere mit einer Schweineschnautze.

Feinde hat dies Thier hauptsächlich am Fuchs, der ihn ungeachtet seines Stachelkleides doch zu fassen weißt. Er soll nämlich den zusammengekugelten Igel so lange bepissen, bis er vor dem Gestank es nicht länger aushalten kann, sich entwickelt, und so dem Räuber zur Beute wird. Auch der Uhu wagt sich zuweilen an ihn; mir ist wenigstens ein Beyspiel bekannt, wo man Stücke eines Igels mit den Stacheln im Magen eines solchen Vogels gefunden hat. Wahrlich eine stachlichte und nicht gut heruntergleitende Mahlzeit. Hunde bellen ihn zwar an und gehen wohl auf ihn los, allein wenn sie sich die Schnautze blutig gestochen haben, so lassen sie ihn gehen und hüten sich, ihn von neuem anzufallen. Die Stacheln stechen sehr, und ihr Stich erregt viel Schmerz. An einigen Orten wird das Fleisch des Igels gegessen. (Abbildung nach der Natur.)

Taf. 60. Langöhriger Igel. Erinaceus auritus.
Hérisson oreillard.

Etwas kleiner als der europäische Igel. Die Schnautze kurz. Die Ohren so lang als zwey Drittheile des Kopfes. Die Stacheln mittelmäßig lang, an der Wurzel getrennt, in der Ruhe nach hinten gerichtet; die Nasenlöcher gezähnelt wie ein Hahnenkamm; die Beine etwas dünner und länger als beim europäischen Igel; der Schwanz etwas kürzer, konisch, fast nackt; Haar feiner. An der Schnautze stehen vier Reihen Schnurrbarthaare. Stacheln an der Wurzel weiß, in der Mitte ein sehr schmaler braunschwarzer Ring, die Spitze gelblich. Regenbogenhaut des Auges blaulich.

Das Weibchen wirft zweymal des Jahres, jedesmal sechs bis sieben Junge.

Die Lebensart gleicht sehr derjenigen unsers Igels. Man findet ihn in der Provinz Astrakan, an der untern Wolga und dem Ural, ebenso im Osten des Sees Baical und in Egypten.

Außer diesen beyden ist noch bekannt: Der Igel mit hängenden Ohren, Erinaceus malaccensis, aus Java, Sumatra und Malacca. (Abbildung aus dem großen egypt. Werke.)

2te Gatt. Spitzmaus. Sorex. Musaraigne.

Vorderzähne oben und unten zwey, die untern stehen gerade vorwärts, die obern sind etwas gebogen und an ihrer Basis gezähnt.

Eckzähne undeutlich, kürzer als die Vorderzähne, oben fünf unten zwey auf jeder Seite. Backenzähne $\frac{4-4}{5-5}$, alle mit Spitzen besetzt.

Die Augen sind sehr klein, so daß man sie bey einigen Arten nicht sehen kann. Kein Jochbogen. Ohren kurz und rund. Schnautze spitzig und in einen Rüssel verlängert. Der Schwanz lang, oder mittelmäßig, oder fehlt ganz. Bey einigen Arten ist er eckig; bey allen behaart.

Säugewarzen an Brust und Bauch.

Sie leben in Löchern in der Erde, oder im Mist, graben meistens. Die Lebensart ist mehr nächtlich. Sie gleichen in dieser Hinsicht den Mäusen, doch sieht man sie auch öfters bey Tage. Ihre Hauptnahrung sind Insecten, doch gehen sie auch aufs Aas, und sollen sogar den jungen Vögeln nachstellen. Einige scheinen in der Noth auch vegetabilische Nahrung zu genießen.

Sie laufen nicht mit der Geschwindigkeit, wie die eigentlichen Mäuse. Die meisten geben einen bisamartigen Geruch von sich, welcher von einer Salbe entsteht, die aus eigenen Drüsen ausschwitzt, bey einigen riechen die Excremente bisamartig.

Ihre Verbreitung geht hauptsächlich über die gemäßigten Erdstriche der alten Welt. In Amerika hat man nur zwey, noch nicht ganz bestimmte, Arten entdeckt, in Neuholland keine.

Taf. 61. Etrurische Spitzmaus. Sorex etruscus.

Musaraigne de Toscane.

Dieses Thierchen ist erst in den neuesten Zeiten von Herrn Professor Savi in Pisa entdeckt und näher beschrieben worden. Es ist dieses wahrscheinlich das kleinste Säugethier, und wiegt nur 36 Grane. Der Körper mißt von der Spitze der Schnautze bis zur Schwanzwurzel 1 Zoll 10 Linien, und mit dem Schwanz 2 Zoll 19 Linien.

Die Form des Körpers gleicht in etwas der Spitzmaus mit verkehrtem Schwanz. Rücken und Kopf sind grau mit kastanienbraunem Schein, da die Wurzel der Haare grau, die Spitze röthlich ist, wenn daher die Haare anliegen, so scheint das Thier grau, sind sie aber aufgerichtet, so sieht man nur die Spitzen, daher die Farbe bräunlich. Gurgel, Hals, Brust und Bauch sind hell aschgrau, an den Seiten etwas dunkler. Die Schnautzenspitze zieht sich ins Fleischfarbne. Die Haare an der Schnautze sind zahlreich, aber sehr fein. Die Ohren sehr breit, vom Kopf abstehend, fast nackt. Die Füße fleischfarb, und mit sehr feinen weißlichen Härchen bedeckt, die Nägel an den Zehen weiß, klein und zart. Der Schwanz ist 11 Linien lang, an seiner Basis dick und mit denselben Haaren wie die Haut bedeckt. Seine Gestalt ist viereckig, verhältnißmäßig stark, und endet schnell in eine dünnere Spitze. Oben hat er die Farbe des Körpers, unten ist er heller, und allenthalben mit einzelnen abstehenden langen Haaren besetzt.

Das ganze Thierchen riecht etwas nach Bisam.

Die außerordentliche Kleinheit dieser Art zeichnet sie leicht vor allen andern aus, und in Europa findet man kein kleineres, oder so kleines Säugethier. Dagegen hat Pallas in Sibirien Spitzmäuse von solcher Kleinheit entdeckt, welche Sorex minimus und Sorex exilis heißen. Nach der Beschreibung scheint es wohl, daß die toskanische Spitzmaus eine dieser Arten seyn könnte; besonders hat sie mit der kleinsten Spitzmaus Aehnlichkeit in Farbe und Schwanzbau, da aber die Beschreibungen beyder Arten so kurz sind, so läßt sich darüber nichts mit Sicherheit sagen.

Nach den Beobachtungen von Geoffroy rührt der Bisamgeruch, welchen die Spitzmäuse verbreiten, von Drüsen her, welche an den Seiten des Thiers zwischen den Haaren liegen und eine riechende Schmiere absondern. Bey diesem Thierchen aber konnten solche Drüsen nicht entdeckt werden, er scheint auch den Haaren nicht anzuhängen, sondern kommt nach den Beobachtungen des Herrn Savi von dem Kothe des Thiers her, welches anfangs höchst eckelhaft riecht, nach einigen Tagen aber einen angenehmen Bisamgeruch annimmt, welcher sich mittheilt und sehr lange an den Gegenständen haften bleibt.

Die offenen Ohren, der am untern Theile gar nicht gekielte Schwanz, und die ganz weißen Vorderzähne zeichnen die Erdspitzmäuse vor den Wasserspitzmäusen aus. Diese Maus gehört daher zu den erstern; zwar schwimmt sie leicht, allein wenn sie naß ist, so muß sie einen sehr warmen Platz aufsuchen, damit sie bald trocknet, sonst stirbt sie vor Kälte.

Man findet sie unter Baumwurzeln oder in Stämmen alter Bäume, in Haufen von trocknen Blättern, oder in Stroh oder in Löchern von Dämmen, auf Wiesen u. s. w.; am häufigsten aber, besonders im Winter, findet man sie in Misthaufen, wo sie verschiedene Arten von Insecten im Ueberflusse finden, und zugleich eine ihnen angemessene Wärme von wenigstens 12 Graden, eine Temperatur, unter welcher sie nicht leben können. Setzt man sie einer niederern Temperatur aus, so fallen sie in eine Erstarrung, welche nach 10 bis 11 Stunden in den Tod übergeht, selbst wenn die Wärme noch 8 Grade über den Gefrierpunkt steht.

Mehrere Arten Spitzmäuse graben sich Löcher, allein diese kleine Art kann dies nicht thun. Die kleinen Füßchen und die schwachen Nägel erlauben dies nicht; wohl mögen sie in der Freyheit sich zuweilen in schon gegrabene Höhlen anderer Thiere verkriechen.

Wenn diese Thiere in einer ihnen angemessenen Temperatur leben, und das Licht nicht zu stark ist, sind sie sehr munter und lebhaft. Die gefangenen laufen beständig von einer Seite ihres Behälters zur andern, und wenn mehrere beysammen sind, so beißen sie sich und zwitschern beständig. Dieser zwitschernde scharfe Ton ist der einzige Laut, welchen sie von sich geben, er gleicht sehr dem der Fledermäuse, wenn sie des Abends auf Raub ausfliegen.

Das Licht ist ihnen sehr lästig, wenn es auch schwach ist; immer suchen sie daher die Dunkelheit. Es scheint, daß ihre äußerst kleinen Augen nur das Sehen bey schwachem Licht erlauben, denn wenn man ihren Aufenthalt sehr erleuchtet, so werden ihre Bewegungen ungewiß, und sie scheinen sich dann nur des Geruchs und Getastes bedienen zu können. Dieser letzte Sinn scheint sehr vollkommen in der Schnautze zu liegen, wozu die zahlreichen langen Haare das meiste beytragen. Die leiseste Luftbewegung fühlen sie in einer Entfernung von 9 bis 10 Zoll. Eine Bewegung des Fingers, den man in ihren Behälter hineinhält, wenn sie ihn auch nicht sehen können, ist genug, um sie in Bewegung zu setzen. Die langen Haare ihrer Schnautze stehen aber auch in bewundernswürdiger Ordnung, und ihre Zahl läßt vermuthen, daß diese hauptsächlich die Organe sind, durch deren leiseste Bewegung das Getaste geweckt wird, schneidet man sie ihnen ab, so vermindert sich dasselbe sehr.

Sie nähren sich vorzüglich von Insecten, Fliegen, Heuschrecken, Ohrwürmern, Spinnen u. s. w.; Regenwürmer oder Schnecken wollten sie eben so wenig fressen, als Saamen, Blätter oder andere vegetabilische Substanzen. Es gewährt viele Unterhaltung zu beobachten, mit welcher Schnelligkeit, man möchte sagen, Wildheit, sie auf Insecten losschießen, die sie in ihrer Nähe fühlen, denn nur das Getaste scheint ihnen das Daseyn dieser Thiere anzuzeigen, und nur nach diesem und mit Beyhilfe des Gehörs machen sie auf Insecten Jagd. Steht das Insect still, oder sind seine Bewegungen langsam, so rührt das Mäuschen sich nicht, es scheint sie nicht zu bemerken, und läßt sie ruhig gehen. Berührt aber das Insect ein Härchen des Rüssels, oder bewegt es sich stark, so daß die Luft sich bewegt, so stürzt es auf dasselbe, und tödtet es mit zwey oder drey Bißen.

Bey ihrer Kleinheit haben sie ein grausames und boshaftes Naturel. Sperrt man mehrere zusammen und läßt ihnen nur etwas Hunger, so fallen sie einander grimmig an, und unterliegt eins, so stürzen die andern auf das unglückliche Schlachtopfer, und fressen es in kurzer Zeit auf, und lassen nichts übrig als den Kopf und Schwanz. So bald das erste Opfer aufgefressen ist, so fängt die Schlacht von Neuem an; es geht dies so lange fort, bis nur eins Sieger aller Uebrigen bleibt, und vom Streite ermüdet, oder mit Fleisch überfüllt, in einen Zustand von Unbeweglichkeit fällt. Nicht blos der Hunger allein macht sie zu Verfolgern ihrer eigenen Art, denn man sieht sie sich einander anfallen und verzehren, wenn sie auch andere Lebensmittel genug haben. Eine solche Wuth gegen das eigene Geschlecht findet man weder bey Löwen noch bey Tigern; nur etwa der bißige Hamster giebt unter den Säugethieren ein Beyspiel solcher unnatürlicher Grausamkeit.

Ueber ihre Fortpflanzungsart, Tragezeit und Zahl der Jungen ist nichts bekannt.

(Abbildung nach der Natur.)

Taf. 61. Gemeine Spitzmaus. Sorex araneus.

La musaraigne vulgaire.

Sie ist etwas kleiner und kürzer als die Hausmaus. Der Schwanz halb so lang als der Körper. Der ganze Obertheil des Körpers röthlich grau. Der Unterleib mit dem kurzbehaarten Schwanz aschfarbig. Die Ohren kurz abgerundet, doch deutlich sichtbar. Die Schnautze lang, sehr spitzig, rüsselartig über die untere Kinnlade vorragend. Der Rand der obern Lippen mit langen, ziemlich zarten, rückwärts stehenden Barthaaren besetzt. Die Augen sehr klein; an jedem Fuße fünf Zehen. Die Beine kurz, die hintern länger als die vordern, doch nicht so beträchtlich als bey den Mäusen. Der Hals kurz. Das Gebiß schön weiß.

Das Weibchen hat 12 Säugewarzen am Bauche.

Länge des Körpers 2 ½ Zoll, des Schwanzes 1 ¼ Zoll.

Beyde Geschlechter geben einen starken Bisamgeruch von sich, der sich bald einem ganzen Zimmer mittheilt.

Diese Spitzmaus ist allenthalben in Feldern und Dörfern, in Städten und Häusern gemein, doch immer nur da, wo Gärten oder Wiesen in der Nähe sind. Sie wohnt in Löchern unter der Erde, am liebsten aber in Miststätten und Düngerhaufen. Sie gräbt schnell und mit Geschicklichkeit, ist lebhaft und munter, doch bey weitem nicht so schnell als die Hausmaus. Alte und junge spielen oft mit einander, und lassen dabey einen hellen zwitschernden Ton von sich hören, wie die Feldgrillen oder jungen Vögel. Dieser Ton hört man auch von ihnen, wenn sie in Gefahr sind, oder von Katzen oder Hunden verfolgt werden. Sie wohnen auch in Laubhölzern, in Steinhaufen, unter Baumwurzeln oder in Hecken. Im Winter graben sie sich tiefer in die Erde, polstern ihr Lager mit Moos und andern weichen Dingen, oder ziehen sich in Häuser, Keller und Scheunen. Sie sind den ganzen Winter wach, und man trifft sie zuweilen auf dem Schnee, oft halb verfroren an. In Häusern sollen sie sich sogar im Winter fortpflanzen.

Ihre Nahrung besteht in Regenwürmern und Insecten, nebst ihren Larven und Puppen, Käfern, Engerlingen, auch in Aas. Im Winter benagen sie die Wurzeln der Bäume und Weinstöcke, und nähern sich den Häusern, fressen dann auch Eßwaaren in denselben, fast wie die Hausmäuse.

Die Fortpflanzung geschieht, je nach dem Orte ihres Aufenthalts, verschiedene Male im Jahr und zu verschiedenen Jahrszeiten. Das Weibchen trägt 18 Tage, und wirft in einer Höhle, am liebsten auf Laub, Moos oder in Mist fünf bis zehn nackte blinde Junge, welche sie drey Wochen lang sorgfältig säugt.

Ihre Feinde sind Katzen, Füchse, Hunde, Wiesel und Eulen. Katzen und Hunde tödten sie wohl, fressen sie aber ihres Bisamgeruchs wegen nicht. Die Störche hingegen lieben sie sehr und verschlucken sie, wie andere Mäuse.

Sie vertilgen viele Insecten, besonders Engerlinge und Regenwürmer, schaden aber den Baumwurzeln in harten Wintern. Sie sind aber schwerer zu fangen und gehen weniger in die Fallen, als die Hausmäuse. Da die Katzen und Hunde sie nicht fressen, so hat dies sie mit Unrecht in den Verdacht gebracht, sie seyen giftig.

(Abbildung nach der Natur.)

Taf. 61. Die Wasserspitzmaus. Sorex fodiens.

La musaraigne d'eau.

Der Schwanz ist fast so lang als der Körper. Die Zehen mit Schwimmhaaren versehen und schön gefranzt. Der Körper ist um ein Drittheil größer und stärker als bey der gemeinen Spitzmaus. Die Farbe oben schwarzbraungrau, Seiten hell aschgrau, Unterleib weiß. Die Ohren kürzer als an der gemeinen Spitzmaus, rundlich, kahl, unter den Haaren versteckt. Die Ohrläppchen können sich über den Gehörgang zusammenlegen und im Wasser verschliessen. Die Augen sind sehr klein, äußerlich kaum sichtbar. Die Schnautze mit langen Haaren besetzt, wovon die hintersten länger sind. Die Schwimmhaare an den Zehen sind länger an der ersten und fünften Zehe jedes Fußes, weniger lang an den übrigen.

Das Weibchen hat 12 Säugewarzen.

Länge von der Schnautze bis zur Schwanzwurzel 3 Zoll, des Schwanzes 2 ½ Zoll.

Diese Maus findet sich an den Ufern der Seen und Flüße fast von ganz Europa; sie bewohnt die morschen Dämme und unterhöhlte Ufer, auch hohle Weidenbäume. An lebhaften Orten sieht man sie am Tage nur selten, an einsamen dagegen spielt sie gerne in den warmen Mittagsstunden auf oder in dem Wasser, wobey oft mehrere von weitem her zusammen kommen, und einander necken und jagen, und dazu fast wie die gemeinen Spitzmäuse zischen. Sie tauchen bis 3 Fuß tief, und schwimmen mit größter Fertigkeit. Im Sonnenschein spielt ihr Balg durch das Wasser im schönsten Silberglanze. Das Haar nimmt am lebenden Thier kein Wasser an, sondern bleibt wie bey dem Otter ganz trocken. Die Ohrenfalten aber schliessen beym Untertauchen die Ohren. Die Haare an den Füßen dienen hauptsächlich zum Schwimmen.



Etrurische Spitzmaus.
Sorex etruscus.
Musaraigne de Toscane.



Wasserspitzmaus. Sorex fodiens.



Gemeine Spitzmaus Sorex araneus.



Gezähnelter Knorpel am Ende der Schnauze des Spitzwurfs vergrössert.

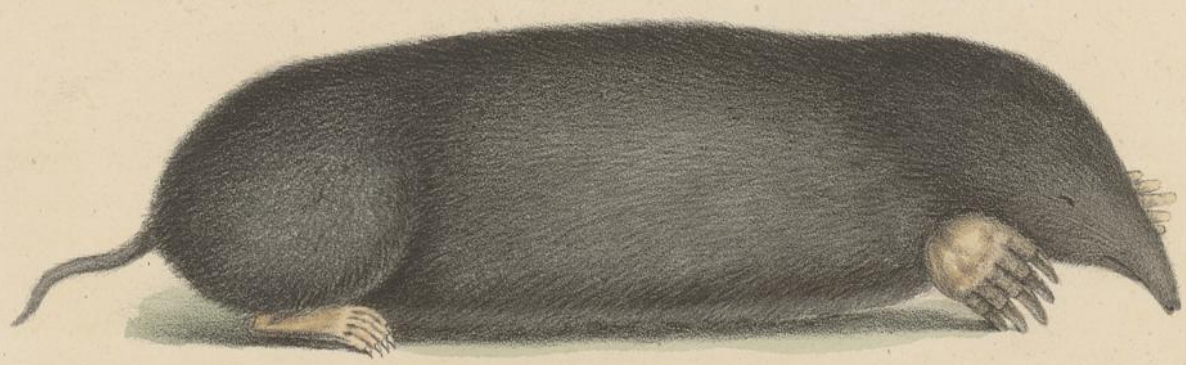


Spitzwurf mit gefranzter Schnauze. Condylura cristata.

Gez: Knorpel vergrössert.



Europäischer Maulwurf. Talpa europea. La Toupe.



Canadischer Wassermaulwurf. Scalops canadensis. Musaraigne Toupe.

Natürliche Grösse.

Die Nahrung besteht meist aus kleinen Wasserschnecken, Wasserinsecten und deren Larven, ferner aus Fischeyern, vielleicht auch kleinen Fischen und rothen Wasserwürmchen. Sie laufen auf dem Boden des Wassers und kehren die Steinchen um. Wenn alles überfroren ist, so gehen sie oft ziemlich weit vom Wasser in Scheunen und Stallungen. Sie gehen aber auch unter dem Eise ihrer Nahrung nach, und wissen, ungeachtet ihrer kleinen Augen, das Loch im Eise richtig wieder zu finden. Im Sommer trifft man sie meist früh Morgens, Mittags und späth Abends, selten zu andern Zeiten an.

Die Fortpflanzung geschieht zu Anfang des May im Wasser. Die Weibchen tragen drey Wochen, und werfen dann sechs bis acht blinde Junge, die nach etlichen Wochen ins Wasser gehen und Insecten fangen, oder mit einander spielen. Das Nest ist entweder auf bloßer Erde, auch nicht selten in einem alten Weidenstamm immer auf etwas Gras oder Moos.

Wiesel, Marder, Iltisse, Eulen sind ihre Feinde, und Hechte und Forellen verschlingen sie.

Sie vertilgen viele Insectenlarven, und schaden nichts, als etwa an der Fischbrut.

(Abbildung nach der Natur.)

Die übrigen Arten dieser Gattung sind: Die Spitzmaus mit viereckigem Schwanze. Sorex tetragonurus, in Europa. Spitzmaus mit verkehrtem Schwanze. Sorex constrictus, Europa. Weißzahnige Spitzmaus. Sor. leucodon, Europa. Gestreifte Spitzmaus. Sorex lineatus, Frankreich. Ruderschwänzige Spitzmaus. Sorex remifer. Frankreich. Halsband-Spitzmaus. Sorex colaris, Frankreich. Indische. Sorex indicus, Ostindien. Capische. Sorex capensis, Cap. Haarschwänzige. Sorex myosurus, Vaterland? Niedliche Spitzmaus. Sorex pulchellus, Bucharey. Sumpf-Spitzmaus. Sorex amphibius, Deutschland. Güldenstädtische. Sorex Güldenstedtii. Angenehm riechende. Sorex suaveolens. Gmelinische. Sorex Gmelini. Diese drey in Taurien.

3te Gatt. Tupaja. Cladobates.

Vorderzähne $\frac{4}{6}$, die beyden obern stehen sehr stark auseinander, sind walzig, gerade, und stehen senkrecht in der Kinnlade. Die untern sind vorwärts geneigt; die beyden Seitenzähne sind viel kürzer als die vier Mittelzähne, die sehr lang, fast gleich und dicht aneinanderstehend sind. Eckzähne $\frac{1-1}{0-0}$, klein, zusammengedrückt, etwas nach hinten gebogen. Backenzähne $\frac{7-7}{7-7}$. Die drey ersten obern haben eine einzige Spitze, und zwey kleine Vorsprünge, der eine vor, der andere hinter der Hauptspitze; die vier letzten haben eine mit vier Zacken besetzte Krone. Die beyden ersten untern Backenzähne sind konisch, mit einer zusammengedrückten Spitze, der dritte ist dreytheilig und die drey hintersten mit spitzigen Zacken, von welchen die äußern größer sind.

Der Körper ist länglich walzig; der Kopf spitzig. Die Augen vorspringend; Ohren groß, Schnurrbärte kurz.

An allen vier Füßen fünf Zehen. Die vordern vorzüglich sind mit starken, zusammengedrückten, gebogenen, zum Graben geschickten Nägeln versehen. Die Sohlen nackt, an den Hinterfüßen ganz auf dem Boden aufstehend.

Der Schwanz sehr lang, mit ziemlich langen Haaren, welche besonders an den Seiten desselben, wie bey den Eichhörnchen stehen. Am Bauche vier Säugewarzen.

Diese neue Gattung von Hr. Diard unter dem Namen Spitz-Schläfer (Sorex-glis) aufgestellt, umfaßt diejenigen Thiere aus Java und Sumatra, welche wie die Eichhörner, denen sie an äußerer Gestalt gleichen, auf Bäumen leben; die Eingebornen nennen sie Tupaia. Das Gebiß dieser Thiere reihet sie den Spitzmäusen an.

Taf. 62. Der javanische Tupaja. Chladobates javanicus.

Le Banxring ou Sinxring.

Der ganze Körper ist mit dichten und weichen Haaren bedeckt. Die Farbe ist an den obern Theilen einförmig braun, gelblich gewässert, da jedes Haar mit gelb und schwarzen Ringen endigt. Die Unterkinnlade, der Hals,

die Brust, der Bauch und die innere Seite der Glieder sind weißgelb; vom Unterhalse lauft ein weißer schmaler Streif bis zur Mitte der Schulter. Die Wollhaare sind in größerer Menge vorhanden, als die langen Haare. Die letztern endigen alle mit einer schwarzen Spitze. Die Haare an den Gliedern und an der Schnautze sind viel kürzer als die übrigen; diejenigen des Schwanzes dagegen am längsten, und stehen nach beyden Seiten getheilt wie am Schwanze der Eichhörnchen. Die nackten Theile der Haut, Fußsohlen, Ohren und Schnautze sind fleischfarb.

Dieses Thier lebt in Wäldern auf den höchsten Bäumen, wahrscheinlich von Insecten und kleinen Vögeln. Seine Lebensart kennt man noch nicht gehörig, aber dieselbe scheint mehr derjenigen der Eichhörnchen zu gleichen, als derjenigen der Insectenfresser, welche nächtliche Thiere sind.

Größe des Eichhörnchens. In Java. (Abbildung nach Cüvier.)

Die bekannten Arten dieser Gattung sind: Der gestreifte Tupaja. Cladob. vittatus, in Sumatra. Der Tana. Cladob. tana, in Sumatra. Der rostfarbe Tupaja. Cladob ferrugineus, in Java.

4te Gatt. Desman. Mygale.

Vorderzähne $\frac{2}{4}$, die obern sehr spitzig, dreyeckig, die untern mittlern sehr klein. Eckzähne $\frac{5-5}{5-5}$ unbestimmt, kürzer als die Vorderzähne, klein und kegelförmig. Backenzähne $\frac{4-4}{5-5}$, alle mit Spitzen besetzt. Die Schnautze sehr lang und rüsselförmig, sehr beweglich und biegsam. Der Schwanz schuppig, zu beyden Seiten abgeplattet, die Füße fünfzehig, die Zehen mit einer Haut verbunden. Die Augen sehr klein, keine äußern Ohren.

Rußischer Desman. Mygale moscovitica.
Desman de Moscovie.

Der Pelz ist braun, oben auf dem Rücken blasser, an den Seiten dunkler; der Bauch ist silberweiß. Das Haar ist zweyfach, indem zwischen kurzen und sehr weichen Grundhaaren lange seidenartige stehen, welche erstere bedecken. Das Pelzwerk ist daher sehr gesucht.

Er hat die Größe eines Meerschweinchens. Der lange Rüssel ist knorpelig, platt, sehr beweglich, das Thier trägt ihn gemeiniglich unterwärts gebogen, fast kahl, mit einer nach der Länge hinlaufenden vertieften Linie. Die Nasenlöcher sind mit einer inwendig hervorstehenden Warze geschlossen. Die Bartborsten sind zum Theil lang und stehen in ungefähr zwölf Reihen an beyden Seiten des Rüssels, bis fast gegen die Augen hin. Die Augen sind sehr klein, jedoch auf dem weißlichten Fleck, auf welchem sie stehen, leicht zu sehen. Die äußern Ohren fehlen, und die Mündungen der Gehörgänge sind dicht mit Haaren besetzt, und weißlich. Der Schwanz ist kürzer als der Körper, an der Basis dünne; dann wieder walzenförmig, verdickt sich schnell, und wird erst gegen sein Ende wieder dünner, je dünner er wird, desto mehr ist er seitlich zusammengedrückt und schneidend. Allenthalben ist er, wie beim Biber, schuppig, und in den Zwischenräumen mit einzelnen kurzen Härchen versehen. Auch auf der Oberfläche der Zehen stehen einige Schuppen. Die Füße sind kahl, schwärzlich.

Am Anfange des Schwanzes, an dessen unterer Seite, liegen sieben oder acht ovale, größere Balgdrüsen in doppelter Reihe dicht hinter einander. Sie sind gelblich, inwendig hohl, und geben durch kleine Ausführungsgänge zwischen den Schuppen des Schwanzes, wenn sie gedrückt werden, eine überaus stark riechende Flüßigkeit von sich, welche dem Zibeth ähnlich ist, und am Feuer prasselnd verbrennt.

Dieses Thier wohnt einzig zwischen der Wolga und dem Don, zwischen dem 50 und 57 Grad der Breite. In diesem Striche ist er überaus gemein. Er bewohnt die Ufer dortiger Seen, wo er sich unter den hohen Ufern Höhlen gräbt, deren Eingang unter dem Wasser ist, aber schräg aufwärts führt, so daß die Wohnung selbst trocken ist, und oft 4 bis 5 Fuß hoch ob der Wasserfläche liegt. In diesen Höhlen leben sie einsam oder mit ihrem Weibchen je nach der Jahrszeit. Im Winter haben sie also keine frische Luft, sie schlafen aber dennoch nicht. So bald

das Eis gebrochen ist, sieht man sie auf der Oberfläche des Wassers spielen. Sie schwimmen und tauchen vortrefflich, wozu ihnen der Bau des Schwanzes, der zum Steuerruder dient, und die mit einer Schwimmhaut verbundenen Zehen helfen. Obschon das eyrunde Loch ihres Herzens nicht ganz verwachsen ist, so können sie sich doch nicht zu lange unter dem Wasser aufhalten und müssen darin, wie andere Thiere, ersticken.

Der Desman ernährt sich blos von Würmern, besonders Blutigeln, welche er mit großer Schnelligkeit aus dem Schlamme hervor wühlt, wozu ihm sein sehr beweglicher Rüssel dient, welcher zugleich das Haupt-Tastorgan zu seyn scheint, da er sehr nervenreich ist. Die äußerst kleinen Augen scheinen unter dem Wasser zum Sehen wenig geschickt. Man hört sie, nach Pallas Bemerkung, oft mit den Lippen wie eine Ente im Wasser schnattern, wobey sie den Rüssel in den Mund nehmen. Weiters hört man keine Stimme von ihnen, außer wenn sie gereitzt werden, wo sie dann schwach quitschern. Ihr Biß ist sehr tief und schmerzhaft.

Von ihrer Fortpflanzung ist nichts bekannt.

Den Bisam könnte man vielleicht in der Medicin brauchen, da jedes Thier etwa ein Scrupel davon hat. Die Felle sind in Rußland wohlfeil, obschon sie fein sind.

Der Wels und andere große Fische verschlucken manchen, und ihr Fleisch bekommt dadurch einen unausstehlichen Bisamgeruch.

Taf. 62. Der pyreneische Desman. Mygale pyrenaica.

Le Desman de Pyrénées (Geoffroy).

Er ist um die Hälfte kleiner, als der rußische, und der Schwanz länger. Auch ist dieser weder verschmälert an seinem Anfange, noch in der Mitte dicker, sondern einfach walzenförmig und am Ende vertical zusammengedrückt, und ganz mit kurzen Härchen bedeckt. Die Nägel sind doppelt so lang als bey der vorigen Art; die Zehen der Vorderfüße nur halb in die Schwimmhaut verwachsen, und die außere Zehe der Hinterfüße viel freyer.

Der Pelz ist eben so reich und schön, aber die Farbe ist verschieden. Der Rücken ist kastanienbraun, die Seiten grau braun, und der Bauch silbergrau. Auch fehlen die weißen Flecke an Augen und Ohren.

Man hat dieses Thier am Fuße der Pyrenäen in der Gegend von Tarbes gefunden.

(Abbildung aus den Analen des Museums.)

5te Gatt. Wassermaulwurf. Scalops.

Scalops. (Cuv.)

Schneidezähne $\frac{2}{4}$; kegelförmige falsche Eckzähne $\frac{3-3}{3-3}$; Backenzähne $\frac{3-3}{3-3}$, also in allem 30 Zähne. Die obern Schneidezähne sehr stark und breit, stehen perpendicular in der Kinnlade und sind meiselförmig abgeschnitten; die beyden außern an der Unterkinnlade sind kegelförmig lang, die mittlern sehr klein. In der Oberkinnlade folgt auf beyden Seiten der Vorderzähne ein sehr breiter Zwischenraum, der unten etwas geringer ist. Der erste obere falsche Eckzahn und der dritte ist größer als der mittlere, unten hingegen ist der erste am kürzesten, der dritte am längsten. Die Backenzähne haben auf ihrer Krone scharfe Spitzen. Die Schnautze ist sehr verlängert und knorpelig und bildet einen Rüssel.

Die Augen sind sehr klein; die außern Ohren fehlen ganz.

Die Füße sind sehr kurz, fünfzehig; die vordern sehr breit und die Zehen bis zum letzten Gelenk verwachsen; die Nägel sehr lang, platt, linienförmig, zum Graben geschickt, wie beym Maulwurf. Die Zehen nehmen vom Daum bis zum dritten an Größe zu, die beyden außern dann wieder ab. Die Hinterfüße sehr klein und schlank, die Zehen mit kleinen, spitzigen, gebogenen Nägeln.

Der Schwanz kurz. Der Körper dick, mit kurzen sehr weichen und feinen Haaren besetzt.

Taf. 61. Der Canadische Wassermaulwurf. Scalops canadensis. Musaraigne taupe.

Nase sehr lang, endigt mit einem Rüssel, die Nasenlöcher wenig sichtbar, an der Spitze des Rüssels nach oben stehend; unten eine Längsfurche, welche bis zur Oberlippe lauft; die Mundöffnung ist mittelmäßig groß; die Zähne sehr stark und blendend weiß; Augen und Ohrenöffnung im Pelz verborgen. Die Vorderfüße sehr breit und sehr stark, unten ganz nackt, aber mit behaartem Rande; oben mit grauen kurzen Härchen bedeckt. Die Nägel sehr stark und lang; Schwanz kurz und behaart. Pelz oben graulich rothgelb, da jedes Haar an der Basis mäusegrau, aber die Spitze rothgelb ist.

Lebt in Höhlen unter der Erde, gräbt eben so leicht und schnell wie der Maulwurf, nährt sich von Würmern. Man findet ihn nur in wasserreichen Gegenden an den Ufern der Flüße und Bäche.

Von seiner übrigen Lebensart und Fortpflanzungsgeschichte ist noch wenig bekannt.

Die Länge des Körpers ist 6 Zoll 3 Linien, des Schwanzes 9 Linien.

In den meisten Provinzen der vereinigten Staaten, besonders auch in Canada, und von da bis nach Virginien, findet sich dieses Thier häufig.

6te Gatt. Goldmaulwurf. Chrysochloris. Chrysochlore.

Vorderzähne und Eckzähne wie beym Wassermaulwurf; Backenzähne $\frac{6-6}{5-5}$, also in allem 40 Zähne. Die falschen Eckzähne sind klein. Die wahren Eckzähne sind von einander abstehend, dreyeckig, mit einer scharfen Spitze an jeder Ecke, und einer vierten an der Wurzel der außern Spitze, diese steht am meisten vor. Die untern Backenzähne sind kleiner als die obern, stehen aber eben so von einander entfernt, und greifen in die Lücken der obern, wenn der Mund geschlossen ist.

Die Schnautze kurz, knorpelig, am Ende wie abgeschnitten.

Die Augen sehr klein; die Ohrmuschel fehlt.

Die Vorderfüße haben drey Zehen mit starken Nägeln, wie beym Maulwurf. Die Hinterbeine kurz mit fünf oder vier Zehen und schwachen Nägeln versehen.

Der Körper dick, stark, mit kurzen sehr weichen Haaren bedeckt.

Der Schwanz fehlt oder ist sehr kurz.

Die Lebensart wie bey den Maulwürfen.

Taf. 62. Der Capische Maulwurf. Chrysochloris capensis. Chrysochloris aurata. Chrysochlore du Cap.

Etwas kleiner als der europäische Maulwurf; die ganze Länge 4 Zoll 6 Linien. Der Körper dick, walzenförmig, mit kurzen weichen graubraunen Haaren bedeckt. Die Basis dieser Haare ist braun, die Spitze glänzend grün, daher hat der Pelz einen sehr schönen metallischen Glanz.

Das Thier lebt am Cap unter der Erde, wo es sich Höhlen unter den Rasen gräbt, und eben so selten an das Licht kommt wie der Maulwurf. Von seiner übrigen Lebensart ist wenig bekannt.

(Abbildung nach der Natur.)

Ein zweyte Art, der rothe Goldmaulwurf, Chrysochloris rubra, soll in Amerika leben.

7te Gatt. Spitzwurf. Talpasorex. Condylura. Condylure.

Vorderzähne $\frac{6}{4}$; falsche Eckzähne $\frac{3-3}{3-5}$; Backenzähne $\frac{4-4}{3-3}$.



Capischer Goldmaulwurf.
Chrysochloris capensis.
Chrysochlore du Cap.



Pyrenäischer Desman.
Mygale Pyrenaica.
Le Desman des Pyrenées.



Schnauze.

Vorderfuss.

Hinterfuss des Desman in natürl. Grösse.



Javanischer Tupaije.
Gladobates javanicus.
Le Toupaje de Java. (Banxring.)

3/4 der natürl. Grösse.

Die obern Vorderzähne stehen nicht im Zwischenkieferknochen, die mittlern sind sehr breit, aneinander stehend, und bekleiden den ganzen Rand der Kinnlade. Die folgenden beyden sind lang und gleichen langen Eckzähnen. Die äußern endlich sind sehr klein, konisch. Die untern vier sind platt, nach vorn ragend, löffelförmig. Die falschen Eckzähne sind oben und unten von einander abstehend, etwas breit, und mit einem kleinen Seitenlappen. Die Backenzähne bestehen aus zwey Glasurleisten, welche zwey spitzige Höcker an der innern Seite bilden, an der außern Seite dagegen rinnenförmig ausgehöhlt sind.

Die Schnautze ist sehr lang, bey den einen mit langen sternförmig stehenden häutigen Spitzen, an den Naslöchern wie gefranzt.

Keine außern Ohren; die Augen sehr klein.

Vorderfüße kurz, breit, fünfzehig mit starken Klauen, zum Graben geschickt; Hinterbeine dünn, fünfzehig. Der Schwanz mittelmäßig. Der Körper stark, mit sehr feinen, weichen, kurzen Haaren besetzt.

Die Lebensart unterirrdisch, wie bey den Maulwürfen.

Taf. 61. Spitzwurf mit gefranzter Schnautze. Condylura cristata.

Condylure à museau étoilé.

Die Nasenlöcher sind mit einem Kreise von häutigen Lappen umgeben, welche sternförmig ausgebreitet sind. Der Schwanz kürzer als die Hälfte des Körpers. Die Schnautze ist sehr lang, stark gefurcht, an der Spitze mit einer nackten Scheibe versehen, in deren Mitte die Nasenlöcher sich öffnen; der Rand dieser Scheibe ist mit rosenfarbigen, beweglichen, auf ihrer Oberfläche körnigen, fast knorpelartigen Spitzen oder Franzen umgeben, deren Zahl bis auf zwanzig steigt. Die beyden obern mittlern, und die vier untern mittlern sind an ihrer Basis vereinigt, und stehen an ihrem Grunde etwas über die andern vor. Der Hals ist undeutlich. Die Vorderbeine sehr kurz, mit einer breiten, nackten, schuppigen Hand, mit fünf kurzen, bis zum zweyten Gelenk vereinigten Zehen und sehr langen geraden Nägeln. Die Hinterbeine sind verhältnißmäßig länger als beim Maulwurf, dünn, schwach, schuppig, die Zehen lang, aber vollkommen getheilt, mit langen, schmalen, gekrümmten Nägeln. Der Schwanz dünne, die Wirbel, deren 16 sind, von außen etwas sichtbar, die Haut schuppig, zwischen den Schuppen kurze, etwas borstige Haare. Pelz kurzhaarig, sehr weich, doch etwas weniger fein als beym Maulwurf, aber ganz von derselben grauschwarzen Farbe, und sammetglänzend. Die Schnurrbarthaare sind ziemlich lang, und stehen in der Richtung nach vorwärts. Die Augenbraunen werden durch drey oder vier ähnliche Haare bezeichnet, und zeigen den Platz an, wo die Augen stehen. Der äußere schneidende Rand der Vorderhände ist ebenfalls mit ziemlich langen, etwas gegen die hohle Fläche zugekehrten Haaren besetzt.

Der Gaumen ist in die Quere gefurcht; die untere Kinnlade sehr schmal und dünne.

Die Lebensart dieser sehr merkwürdig gebauten Thiere ist noch nicht genau bekannt. Es soll die Franzen seines Rüssels nach Willkühr zusammenziehen und wie der Kelch einer Blume dieselben schließen und so die Nasenlöcher schützen können. Ueberhaupt deutet der merkwürdige Nasenbau auf eigene Fähigkeiten dieses Organs hin, welches außer dem Geruch höchst wahrscheinlich auch zum feinern Getaste dient, und das unvollkommen entwickelte Gesicht berichtigt.

Man findet dieses Thier sehr häufig in Canada, und weit verbreitet im Norden der vereinigten Staaten bis nach Pensylvanien. (Die Abbildung ist nach der Encyclopedie.)

Eine zweyte Art ist der langschwänzige Spitzwurf. Condylura longicaudata.

Die folgenden beyden Gattungen, welche zu dieser Abtheilung gehören, haben wahre Eckzähne.

8te Gatt. Maulwurf. Talpa. Taupe.

Vorderzähne $\frac{6}{8}$; Eckzähne $\frac{1-1}{1-1}$; Backenzähne $\frac{7-7}{6-6}$, 44.

Die obern Vorderzähne sind klein, vertikal stehend, fast gleich lang, die mittlern breiter als die Seitenzähne; die untern klein, stehen in einer bogenförmigen Reihe etwas nach vorn gerichtet. Die Eckzähne sind länger als die Vorderzähne, dreyeckig, zusammengedrückt; die obern größer als die untern, und haben zwey Wurzeln. Die drey vordern obern und die zwey vordern untern Backenzähne gleichen in etwas den Eckzähnen, sind aber kleiner; die übrigen sind mit scharfen Zacken versehen.

Der Kopf ist lang und schlank, und endet mit einer Art Rüssel.

Die Augen sind sehr klein; die außern Ohren fehlen.

Die Glieder sind kurz, mit fünf Zehen; die vordern viel stärker und mit einer breiten Hand versehen, deren untere Seite nach seitwärts und hinterwärts gerichtet ist; der innere Rand ist schneidend, und die Zehen bis zur Klauenwurzel verwachsen. Die Klauen sind wenig gebogen, lang, stark und schneidend. Die Hinterbeine sind viel schlanker, die Zehen schwächer, mehr getrennt, mit mittelmäßigen Klauen.

Der Schwanz kurz, wenig behaart. Am Bauche stehen sechs Säugewarzen.

Die Haut ist mit kurzen, sehr weichen, und perpendicular stehenden Haaren bedeckt.

Diese Thiere leben immer unter der Erde, graben außerordentlich geschickt, nähren sich von Insecten, deren Larven, und Regenwürmern. Ihre Lebensart dient als Vorbild der Lebensart der eben angeführten Gattungen des Wasserwurfs, Spitzwurfs und Goldwurfs.

Taf. 61. Europäischer Maulwurf. Talpa europaea. La Taupe.

Der Körper dick, ablang, fast walzenförmig, auf der Erde schleppend. Der Kopf spitzig und endigt mit einem Rüssel; die Augen äußerst klein, schwarz, wie sehr kleine Pünktchen, liegen in der Mitte eines von Haaren entblößten Raumes von etwa zwey Linien im Durchmesser. Das außere Ohr fehlt, und der Eingang des Gehörgangs ist nur durch einen etwas vorspringenden Rand bezeichnet. Der Schwanz schuppig, wie bey den Mäusen, aber mit längern Haaren bekleidet; der After vorspringend, weit von der Schwanzwurzel entfernt. Der Pelz sehr weich, grauschwarz, wie Sammet. Je nachdem das Licht einfällt, verändert sich die Farbe des Pelzes vom Hellgrauen bis ins Schwarze.

Es giebt weiß und schwarz gefleckte, weiße, erbsgelbe und graue Abänderungen der Maulwürfe, welche aber alle ziemlich selten vorkommen.

Der Maulwurf findet sich fast in ganz Europa, die kältesten Gegenden ausgenommen, und wenn wirklich der blinde Maulwurf eine eigene Art ausmacht, so scheint er in Italien durch diesen ersetzt zu werden.

Man findet ihn indeß niemals auf hohen Bergen, sondern vorzüglich auf Wiesen, wo guter, fruchtbarer, wenig steinigter, trockener Boden ist. Hier wohnt er in selbstgegrabenen, fast horizontal unter dem Boden weglaufenden Höhlen und Gängen. Im Sommer liegt er nicht tief, höchstens ein Fuß, aber im Winter gräbt er sich an die vier Fuß tief ein. Aus seinen Gängen wühlt er sich an mehreren Orten auf die Oberfläche herauf; dadurch entstehen die sogenannten Maulwurfshügel, deren ein einziger oft viele in einem kleinern oder größern Bezirke macht. Man nennt dieses Aufwerfen der Hügel stoßen. (Es sagt man in der Schweiz, der Schär stoßt.) Zuweilen kommt er bey diesem Anlaß wohl auf die Oberfläche des Bodens, wo er aber seiner Natur nach nie lange bleibt, da er eigentlich nicht laufen, sondern blos kriechen kann, und ungezwungen seine Höhle nie verläßt, sondern seine Wanderungen beständig unter der Erde beginnt und fortsetzt. Er hat eine so große Geschicklichkeit im Graben, wozu sein ganzer Bau, besonders die Vorderfüße, eingerichtet ist, daß er in bedeutender Tiefe, selbst unter Flußbetten und Mauern durchwandert. Im Winter schläft er nicht, sondern schützt sich vor der Kälte nur durch tieferes Gra-

ben, und oft bemerkt man unterm Schnee sein Wühlen. Besonders stark stößt er in den ersten warmen Frühlingstagen. Mit seinen handförmigen Vorderfüßen und langen Nägeln kratzt er die Erde auf, und drängt sie zugleich auf beyde Seiten. Auch der Bau seines Brustbeins und seiner langen Schulterblätter giebt ihm zum Graben die nöthige Stärke.

Gewöhnlich lebt er mit seinem Weibchen in einer Höhle, und bildet sich dazu eine eigene geräumige Wohnung, welche aus einem größern Gewölbe besteht, welches oben ganz platt ist, unten aber mit Moos Laub, Gras und zarten Wurzelfasern bedeckt wird, welche Dinge er von der Oberfläche der Erde durch seine Gänge herschleppt. Diese Wohnung ist im Innern eines größern Hügels, und von dieser aus gehen nach allen Seiten Gänge.

Seine Nahrung besteht aus Insecten und deren Larven, Maykäfern, Mistkäfern, nackten Schnecken, Regenwürmern, und vielleicht auch aus zarten Wurzeln, wenn er jene Nahrungsmittel nicht findet. Man hat dies daraus schliessen wollen, daß er oft Pflanzenwurzeln abbeißt, und man wohl auch dergleichen in seinem Magen gefunden hat. Allein man kann doch noch sehr zweifeln, daß diese ihm eigentlich zur Nahrung dienen. Die Wurzeln beißt er wohl deswegen ab, weil sie ihn im graben hindern, und so möchten auch wohl bey diesem Anlaß Stücke davon in seinen Magen kommen, aber eigentlich scheint ihm thierische Nahrung angewiesen zu seyn. Den Regenwürmern ist er der gefährlichste Feind, diese fürchten ihn aber auch sehr, und suchen bey seinem Wühlen sich dadurch zu retten, daß sie auf die Oberfläche der Erde heraus kriechen, wohin er sie nicht verfolgt. Wenn man durch eine wagerecht in die Erde gesteckte Stange das Wühlen des Maulwurfs nachahmt, so kommen die Regenwürmer, welche im Umfang der Stange sich befinden, schnell hervor.

Das Gesicht ist wohl der schwächste Sinn des Maulwurfs; in den finstern, nie vom Tageslicht erhellten Gängen, kann es ihm wohl nichts nützen, denn kein Thier sieht in der absoluten Dunkelheit, auch das nächtliche Thier bedarf des Lichts, nur genügen seinem Auge wenige Lichtstrahlen. Auch die stärksten Strahlen haben wahrscheinlich wenig Einfluß auf die verborgenen, nur punktgroßen Augen des Maulwurfs. Gehör und Gefühl scheinen dagegen desto schärfer zu seyn, und den Gesichtssinn vollkommen zu ersetzen. Die Nase ist wirklich der empfindlichste Theil des Thiers, und ein leichter Schlag darauf tödtet ihn.

Die Fortpflanzung hat zweymal im Jahr statt, zwischen den Monaten Merz und August. Das Weibchen wirft jedesmal vier bis fünf ganz nackte und blinde Junge, und säugt sie sorgfältig, wobey es äußerst zärtlich und sorgsam ist, und sie bey der geringsten Gefahr im Mund weiter schleppt.

Marder, Iltise, Wiesel, Katzen, Igel, Hunde und Eulen stellen dem Maulwurf nach und fressen ihn.

Man glaubt, der Maulwurf schade den Wiesen, und hält es für einen Beweis einer schlechten Besorgung, wenn auf einer Wiese viele Maulwurfshügel sind. Allerdings ist es für die Menge des Grases ein kleiner Nachtheil und erschwert das Einsammeln, wenn viele Hügel vorhanden sind, und man darf sie nicht allzusehr überhand nehmen lassen; auf der andern Seite aber wird der Boden dadurch wohlthätig aufgelockert und durch sorgfältiges Verrechen der Haufen, wodurch die Erde zerstreut wird, der Graswuchs befördert, und so möchten Nachtheile und Vortheile einander fast die Waage halten, wenn man besonders bedenkt, wie viele Engerlinge, Regenwürmer und andere unserer Landwirthschaft schädliche Thiere von den Maulwürfen vertilgt werden. Die Natur selbst aber hat durch die Fruchtbarkeit des Maulwurfs, und durch die Eigenschaft so schnell zu graben, für seine Erhaltung gesorgt.

(Abbildung nach der Natur.)

Die zweyte Art des Maulwurfs, der blinde Maulwurf, Talpa caeca, findet sich in Italien.

Zweyte Abtheilung.

9te Gatt. Borstenigel. Centetes. Tanrec.

Vorderzähne $\frac{6}{6}$, die obern sind gekrümmt, die untern schneidend, an den Seiten gelappt; Eckzähne $\frac{1-1}{1-1}$, sie sind aber undeutlich und den eigentlichen Reißzähnen an Größe und Form ähnlich; Backenzähne $\frac{6-6}{6-6}$,

der erste obere ist klein, und ein falscher Backenzahn, die übrigen dagegen sind wahre Backenzähne; der erste ist sehr vorstehend, mit einer Spitze, und einem kleinen Höcker an der innern Seite; die drey folgenden dreyeckig, der spitzigste Winkel steht einwärts, die außere Seite ist höckerig; der hinterste ist sehr klein und quer stehend; die untern Backenzähne gleichen fast den obern.

Der Kopf ist länglich. Die Schnautze sehr spitzig. Die Augen mittelmäßig. Die Ohren kurz und abgerundet, sehr klein. Der Körper steht niedrig auf den Beinen. Die Haut ist mit Stacheln besetzt, wie bey den Igeln, aber der Körper kann sich nicht in eine Kugel zusammenziehen. An allen vier Füßen sind fünf Zehen, welche mit starken Nägeln bewaffnet sind. Der Schwanz fehlt.

Diese Thiere graben sich Höhlen in der Nähe der Flüße, und schlafen während mehreren Monaten des Jahres über die Zeit der größten Hitze. Sie wälzen sich im Kothe, und halten sich eben so häufig im Wasser auf, als auf dem Lande.

Taf. 60. Gestreifter Borstenigel. Centetes semispinosus.

Tanrec rayé.

Der Körper mit Stacheln und Haaren besetzt, gelb und schwarz in die Länge gestreift. Eckzähne dünn und gebogen. Der Kopf sehr konisch, Schnautze sehr spitzig und dünn. Ohren kurz und nackt; der Körper mit sehr feinen Haaren und kurzen untermengten Stacheln bedeckt, welche so gefärbt sind, daß drey weißgelbe Längslinien über den braunschwarzen Rücken hinlaufen, von welchen die mittlere sich von der Schnautze bis zum After erstreckt, die Seitenbänder dagegen von den Ohren ausgehen und an den Seiten auslaufen. Die Füße und der untere Theil des Körpers sind weißgelb. Die längsten Stacheln stehen am hintern Theil des Kopfes und bilden einen deutlichen Busch. Die Spitze der Schnautze ist schwarz und nackt.

Das Vaterland dieses Thiers ist Madagascar. Er vermehrt sich stark.

Die beyden andern Arten sind: Der Tanrec. Centetes setosus, auf Madagascar und der Insel Frankreich. Der Tendrac. Centetes spinosus, Madagascar.

Dritte Familie der Raubthiere.

Eigentliche Fleischfresser. Carnivora. Carnivores.

Sie haben in jeder Kinnlade sechs Vorderzähne.
Die Eckzähne sind sehr stark, vorstehend und spitzig.
Die Backenzähne meist schneidend, einige höckerig, aber niemals mit scharfen Spitzen auf der Krone.

Sohlengänger. Plantigrada.

Sie gehen auf der ganzen Sohle, haben an allen vier Füßen fünf Zehen, und die meisten können mit einiger Leichtigkeit auf den Hinterfüßen stehen. Sie gleichen in mancher Hinsicht im Bau den Insectenfressern, haben, wie sie, keinen Blinddarm, und sind meist nächtliche Thiere. Einige fallen im Winter in eine kürzere oder längere Erstarrung, wenn sie kalte Climate bewohnen.

1te Gatt. Bär. Ursus. Ours.

Vorderzähne $\frac{6}{6}$, welche in einer vollkommenen Reihe stehen; die beyden äußern sind stärker und spitziger als die vier mittlern; in der Unterkinnlade sind diese Zähne breit, spitzig, mit einem Seitenlappen. Eckzähne $\frac{1-1}{1-1}$, sie sind stark und konisch. Backenzähne 4 bis 7, davon sind drey sehr breit, und wahre Backenzähne, mit viereckiger Krone, welche ganz höckerig ist; die falschen Backenzähne sind klein und stumpf, sie stehen in weiten Zwischenräumen zwischen den Eckzähnen und wahren Backenzähnen.

Der Körper ist schwer und dick, mit langen Haaren bedeckt. Der Kopf groß, diese Nase etwas spitzig, mehr oder minder beweglich. Die Ohren mittelmäßig groß, etwas spitzig. Die Zunge weich und platt. Die Füße fünfzehig, breit, zum Gang auf der ganzen Sohle eingerichtet, mit sehr starken und krummen Nägeln, zum graben und klettern geschickt. Der Schwanz kurz. Sechs Säugewarzen, wovon zwey an der Brust, vier am Bauche.

Diese Gattung ist weit verbreitet, und zählt mehrere und größere Arten in den kalten und gemäßigten Climaten, als in den warmen.

Der Gang ist schwer und träge. Die Nahrung bey den einen Arten mehr aus dem Pflanzenreich als aus dem Thierreich gewählt, bey andern umgekehrt, überhaupt gemischt. Im Herbst sind diejenigen Arten, welche erstarren, sehr fett. Sie werfen ein bis fünf Junge.

Taf. 63. Der Eisbär. Ursus maritimus.

L'Ours polaire ou blanc.

Der Kopf ist verlängert; der Schedel etwas platt; der Hals lang; die Sohlen der Füße sehr groß. Der ganze Körper ist mit weichen, langen, weißen Haaren bedeckt. Nase, Nägel und Augenlieder schön schwarz; die Lippen fast violett. Das Haar ist besonders lang und wollig am Bauche und den Beinen, kürzer auf dem Rücken, am kürzesten am Kopfe. Der Kopf ist schlanker als am gemeinen Bären. Die Stirne macht eine gerade Linie mit der Nase. Hinter jedem Eckzahn steht oben und unten ein kleiner konischer Zahn durch einen weiten Raum vom ersten Backenzahn entfernt.

Die Länge von der Schnautze bis zum After beträgt von 5—8 Fuß. Die Höhe 4—5 Fuß.

Der Eisbär bewohnt die Küsten des Eismeers; man findet ihn in Spitzbergen, an der nördlichsten Küste von Amerika, in Grönland bis zur Hudsonsbay. Im nordöstlichen Sibirien und Kamtschatka soll er sich nicht finden, dagegen auf den Inseln zwischen Sibirien und Amerika. Auf Eisblöcken kommen zuweilen einzelne nach Island und Norwegen. Er scheint eben sowohl auf dem Eise, als auf dem Lande zu Hause zu seyn. Man trifft ihn auf Eisfeldern über 200 Meilen vom Ufer an. Er schwimmt mit einer Geschwindigkeit von drey englischen Meilen in einer Stunde, und kann einige Meilen nach einander ohne große Beschwerden zurücklegen. Er taucht auf beträchtliche Weiten unter.

Unter allen Bärenarten ist diese diejenige, welche am ausschließendsten auf Fleischnahrung beschränkt ist, da sein Wohnort ihm keine Pflanzen darbietet. Der Eisbär ist keck, wild, sehr gefräßig, von großer Stärke und das furchtbarste Raubthier des Nordens. Er ist oft außerordentlich fett und groß. Die Mannschaft des Schiffs Alexander von der Expedition des Capitain Roß fieng einen solchen, welcher 1131 Pfund wog. Sie schwimmen vortrefflich und tauchen sogar, so daß ein schnelles Boot oft Mühe hat, sich ihrer zu bemeistern, wenn sie im Wasser sind, da sie beim Verfolgen untertauchen und unter dem Wasser fortschwimmen. In der Noth greifen sie die Boote beherzt an. So schossen die Leute auf dem Boote eines Wallfischfängers auf einen Bären und verwundeten ihn; dieser lief sogleich auf dem Eise gegen das Boot, sprang ins Wasser und suchte ins Boot zu steigen; einer von dem Schiffsvolk hieb ihm mit einer Axt eine Pfote weg, und das Boot steuerte nach dem Schiff, allein auch dahin verfolgte sie das verwundete Thier, erkletterte das Schiff und wurde auf dem Verdeck getödtet.

Die gewöhnliche Nahrung des Eisbären sind Fische, Seehunde, Rennthiere, Bisamochsen. Er greift auch das starke und mächtige Wallroß oft mit Erfolg an, muß aber auch oft, von seinen fürchterlichen Zähnen verwundet, weichen. Auch Seevögel frißt er, wenn er sie erwischen kann. Den Menschen fällt er gewöhnlich nur an, wenn er verwundet ist; doch sah man häufig hungerige Seebären den Menschen ungereizt anfallen, und der Unbewaffnete kann ihnen nicht Widerstand leisten. Wird er angegriffen, so kehrt er sich immer gegen seinen Feind. Eine Lanze weiß er geschickt mit seinen Zähnen zu fassen, und beißt sie entweder entzwey, oder reißt sie dem Gegner aus der Hand. Wird er mit einer Kugel getroffen, so wird er dadurch mehr aufgereizt als geschreckt, und geht mit vermehrter Wuth auf seinen Verfolger los. Mit Leichtigkeit lauft er mit einem Menschen im Maule davon, wovon Scoresby ein Beyspiel erzählt, daß ein Bär einen Matrosen am Rücken gepackt habe, und so schnell mit ihm davon geloffen sey, daß auf sein Geschrey seine Kameraden ihm nur nachsehen, ihn aber nicht einholen konnten. Solche Vorfälle sind gar nicht selten.

In Spitzbergen, Nova-Zembla, Grönland und andern nördlichen Gegenden werden sie das ganze Jahr durch manchmal in großer Anzahl beysammen angetroffen. Scoresby hat Schaaren, wie Schafherden, beysammen angetroffen, einmal gegen hundert. Auf einer einzigen Reise erlegte seine Mannschaft zwanzig und fieng vier lebendig. Zuweilen fallen die Bären einander selbst an.

Todte Wallfische und anderes Aas, welche das Meer ans Ufer wirft, fressen sie sehr gerne, ja diese und die Seehunde machen oft ihre Hauptnahrung aus. Sie sollen auch menschliche Leichname ausgraben und auffressen. Der Geruch scheint sehr entwickelt zu seyn, so daß sie aus weiter Ferne ihre Nahrung riechen. So lockte sie der Trahngeruch von Wallroßfleisch, welches bey den Schiffen der englischen Nordpolexpedition ausgesotten wurde, von weitem her, und der Geruch von gebratenem Wallfischfleisch bringt sie aus großer Ferne herbey. Zuweilen soll man sie am Ufer auf die Hinterfüße stehen und mit der Nase gegen die See hin schnuppern sehen, um allenfalls einen todten herumtreibenden Wallfisch zu riechen. Sobald sie einen solchen irgendwo zu riechen glauben, springen sie ins Wasser und erreichen ihn schwimmend, wenn sie ihn auch nicht vom Ufer aus sehen konnten, der Geruch leitet sie richtig.

So weit man bis jetzt nach Norden durch die Eisschollen vorgedrungen ist, fand man sie allenthalben nicht selten, und selbst im Winter scheinen sie diese fürchterlich öden Gegenden nicht zu verlassen, obschon wahrscheinlich ihr Winterschlaf nicht anhaltend ist, da man sie oft bey der strengsten Kälte bemerkt. Die Weibchen sollen diesem Winterschlaf mehr unterworfen seyn als die Männchen, und zwischen Eisschollen oder unter dem Schnee schlafend, einen großen Theil des Winters zubringen. Es ist aber wahrscheinlich, daß sie in dieser Zeit Junge haben, dann, wie die gemeinen Bären, fast nichts fressen, daher sich mehr verborgen halten, ohne eben immer zu schlafen. Sehr viele Nahrung brauchen sie wahrscheinlich in dieser Jahrszeit nicht, da sie im Herbst so fett sind, daß man bey einem mehr als 100 Pfund Fett antrifft. Dieses Fett ist gleichsam ein Magazin, aus welchem sie bey Mangel an Nahrung schöpfen, und dadurch erhalten werden, gegen den Sommer hin sind sie aber auch sehr mager.

Die Begattungszeit soll im Frühjahr eintreten, und dann trifft man die Bären paarweise an. Die Bärin wirft mehrentheils zwey Junge, welche sie mit der zärtlichsten und mütterlichsten Sorgfalt schützt und alle Gefahren mit ihnen theilt, wovon man wirklich rührende Beyspiele hat. Die englische Fregatte Carcase fror auf einer Entdeckungsreise nach dem Nordpol ein. Die Mannschaft legte Wallroßfleisch ans Feuer, um Thran daraus zu ziehen, plötzlich kam eine Bärin mit ihren zwey Jungen über das Eis gelaufen, welche letztere fast so groß waren, als sie selbst. Sie nahmen das Fleisch aus dem Feuer und fraßen es begierig. Die Leute warfen große Stücke Wallroßfleisch vom Schiffe herab, welche die alte Bärin sogleich ihren Jungen brachte und nur wenig für sich behielt. Als die Mutter das letzte Stück fortschleppte, legte die Mannschaft ihre Gewehre auf die Jungen an, und erlegte sie beyde, verwundete auch das Weibchen, aber nicht tödtlich. Man kann sich keine Vorstellung machen, wie kläglich die Mutter um ihre sterbenden Jungen that; selbst der harte Matrose wurde gerührt. Die stark verwundete Mutter, welche sich kaum fortschleppen konnte, zerriß das letzte Fleisch in Stücken und legte es vor die Jungen hin, wie vorher; und als sie sah, daß sie nicht fressen wollten, legte sie ihre Pfoten auf das eine und auf das andere und suchte sie aufzurichten, wobey sie klagende Töne von sich gab. Als sie ihre Mühe umsonst sah, schleppte sie sich



1/9

Der Eisbär.
Ursus polaris.
L'Ours Polaire.

fort, kehrte aber wieder um, und leckte ihre Wunden. Dies that sie zum drittenmal, und als sie endlich fand, daß sie todt seyen, richtete sie ihren Kopf nach dem Schiff in die Höhe und brüllte fürchterlich. Von neuen Schüssen getroffen stürzte sie zwischen ihre Jungen, welche sie noch sterbend leckte.

Die Grönländer essen das Fleisch des Eisbären, und machen durch ihre großen Hunde Jagd auf ihn, wobey sie sich der Harpunen bedienen. Das Fett wird ebenfalls zu mancherley Gebrauch benutzt und die Haut giebt ein treffliches warmes Pelzwerk.

Wenn der Eisbär gefangen wird, so wird er ziemlich zahm, und kann mit Brod und Fleisch erhalten werden, allein die Wärme des temperirten Climas ist ihm sehr zuwider, und man muß ihn öfters mit kaltem Wasser begiessen.

Taf. 64. Der braune europäische Bär. Ursus arctos.

L'Ours des alpes.

Der Körper ist dicht, mit feinen, langen, braunen Haaren bedeckt, welche auf dem Rücken, Schultern, Schenkeln und Beinen dünkler sind, an den Seiten des Kopfs, den Ohren, und den Seiten des Körpers hingegen ist das Haar gelb gemischt; an den Tatzen ist es kurz, und fast ganz schwarz, so wie an der Schnautze. Man bemerkt oft Varietäten, indem die einen mehr gelb, die andern mehr schwarz sind, je nach Alter, Clima und Jahrszeit. Die Fußsohlen sind nackt, ihre Seiten dagegen mit Haaren eingefaßt; die Nägel ungemein stark und schneidend; das Auge klein; die Regenbogenhaut braun; die Nasenlöcher öffnen sich in einem Rüssel, welcher beweglich und drüsig ist; die Ohren kurz und abgerundet; die Zunge sanft, schmal und lang; die Lippen sehr ausdehnbar.

Die Länge eines erwachsenen Bären beträgt über 4 Fuß. Das Gewicht kann im Herbst 400 Pfund übersteigen.

Das Vaterland des Bären sind die nördlichen Gegenden Europas und Asiens, oder die hohen Gebirge dieser Welttheile. Zwar soll es auch in Afrika am Gebirge Atlas Bären geben, aber wenn es auch ist, woran noch sehr gezweifelt werden darf, so ist die Art gewiß eben so verschieden, als es die ostindischen sind. In Rußland, Polen, Schweden, Norwegen ist der braune Bär nicht selten, und auf den Gebirgen der Schweiz, Tirols, auf den Pyrenäen und Carpathen ist er zwar nicht in Menge anzutreffen, aber immer einzeln. In Amerika aber wird er durch ähnliche Arten ersetzt. In den ältern Zeiten fand man ihn auch in ganz Deutschland, wo er aber nicht mehr vorkommt und in der Schweiz war er viel häufiger als jetzt.

Er lebt nur in dichten Waldungen, und verläßt diese nur des Nachts, wo er seine Streifereyen beginnt, und nicht selten weite Reisen macht, um seinen Raub aufzusuchen. So langsam und plump sein Gang auch scheint, so kann er doch in einer Nacht weite Strecken durchlaufen. Besonders leicht geht er bergaufwärts, bergabwärts aber langsamer, weil die Kürze der Vorderbeine das Heruntersteigen beschwerlicher macht. Junge Bären klettern mit großer Leichtigkeit auf Bäume, wozu sie ihre Klauen brauchen. Umfassen kann das Thier mit den Füssen nichts, weil die Zehen sehr kurz sind, und der Daum nicht absteht. Auch der alte Bär klettert, doch nicht so leicht, weil er zu schwer ist, besonders wird diesem das Heruntersteigen beschwerlich, da er sich fürchtet zu fallen. Er steigt auf Bäume, um Kastanien, die er sehr liebt, zu pflücken, oder um sich umzusehen und die Gegend auszukundschaften, ob sie auch sicher sey. Da er auf der ganzen Sohle geht, so gleicht seine Fährte in etwas derjenigen eines Menschen. Im Hornung häuten sich seine Füße, dann thut ihm das Laufen wehe.

Die Nahrung des Bären wird aus dem Pflanzen- und Thierreich gewählt, und unter allen wahren Fleischfressern ist er am wenigsten auf Fleischnahrung beschränkt, wie auch seine Backenzähne beweisen, die zum Kauen und Zerreiben geschickt sind. Im Frühjahr genießt er aufkeimendes Korn oder Gras, besucht auch des Nachts die Rockenfelder. Erdbeeren und Weintrauben liebt er vorzüglich, und thut an letztern oft großen Schaden; ebenso an Türkenkorn und Kastanien. Man hat Beispiele, daß sie Kindern, welche Erdbeeren suchten, die Körbchen ausleerten, ohne ihnen etwas zu leide zu thun. Auch Obst genießt er gerne. Der Dunst, welcher aus Ameisenhaufen aufsteigt, scheint ihm sehr angenehm zu seyn, er scharrt diese auf, und verschluckt auch wohl die Ameisen selbst.

Ungeachtet der Pflanzennahrung ist er aber doch ein wahres Raubthier und seine Stärke erlaubt ihm grose Thiere anzugreifen. Schafe, Ziegen, Hirsche, Gemsen, bezwingt er ohne alle Mühe, letztere sind ihm aber zu schnell. Aber auch Ochsen, Kühe, Pferde greift er, meist mit Erfolg an. Er ist dreist und verwegen, bricht oft durch Thüren in die Ställe ein. Auf den Alpen thut er oft im Sommer großen Schaden; er greift oft muthig eine Truppe weidender Kühe an, und jagt sie so lange herum, bis er eine erhaschen kann, oder bis eine in einen Abgrund stürzt, wo er sich dann an ihr sättigt; oder er schleicht bey neblichter Witterung unter die Heerde, und springt unversehens einer Kuh von hinten auf den Rücken, und schlägt seine Klauen tief ein, und beißt das Thier in den Hals, bis es verblutet, und entkräftet von der Last, niederfällt. Zuerst frißt er das Euter, dann die Nieren, und vergräbt den Rest, den er, wenn er nicht gestört wird, die folgende Nacht wieder aufsucht. Daß er gerade die Heerdekuh mit der größten Glocke angreife und die Glocke breit schlage, ist, wie so viel Anderes, was man über den Bären erzählt, eine Fabel. Von vorn greift er eine Kuh nicht an, da er die Hörner fürchtet. Muthige Pferde treiben ihn oft durch Schlagen und Beißen ab, daher er nur im Hunger solche Thiere anfällt. Geflügel ist ihm ebenfalls sehr angenehm.

Gesicht, Geruch und Gehör sind bey ihm vorzüglich und helfen ihm zur Auffindung seiner Nahrung sehr. Bekanntlich liebt er Honig sehr, und klettert deswegen oft auf Bäume, wo es wilde Bienennester giebt.

Den Menschen fällt der Bär ungereizt nicht an, obschon er wohl die Kräfte dazu hätte, ja er weicht ihn aus. Ist aber ein Bär verwundet, so geht er aufgerichtet und brummend auf seinen Gegner los, und dann ist er fürchterlich. Seine Stimme ist überhaupt ein dumpfes Gebrumme. In seinen Tatzen hat er viele Stärke und schlägt damit fürchterlich links und rechts um sich. Doch darf ein guter Schütze, der sich auf sein Gewehr verlassen kann, es wohl mit einem Bären aufnehmen. Man hat auch viele Beyspiele, wo kühne Jäger den aufgerichtet und brüllend auf sie kommenden Bären stehenden Fusses erwarteten und den Kampf mit ihm bestanden, bis sie von einem Jagdkameraden erlöst wurden.

Ueber zwey Umstände ist man in der Naturgeschichte des Bären noch im Dunkeln, nämlich über den Winterschlaf desselben, und über die Fortpflanzung.

Nach den Nachrichten der ältern und zum Theil der neuern Naturforscher soll der Bär die größte Winterkälte schlafend zubringen, und zu diesem Zwecke sich in dichte Wälder zurückziehen, wo er unter dem schützenden Vorhang eines Felsen, oder in einer Felsenhöhle, oder in einem Loch, welches er sich unter den Wurzeln sehr großer Bäume scharrt, ein Lager von Moos oder Laub bereitet, und während dem Schlafe, ohne in eine wahre Erstarrung zu fallen, von seinem Fette zehrt und im Frühling dann mager aus dem Lager hervorkommet. Allein es sind viele Gründe vorhanden, welche uns dazu bestimmen anzunehmen, dieser sogenannte Winterschlaf bestehe blos darin, daß der Bär in dieser Zeit viel weniger fresse, und weit mehr schlafe, auch dieser Schlaf in strenger Kälte wohl so anhaltend seyn könne, daß er einige Tage durch fast immer daure. Wochen oder gar Monate durch dauert aber dieser Schlaf nicht, wenn wir wenigstens die Bären in Bern, welche dem Einfluß der Kälte doch unbedingt ausgesetzt sind, in ihrem Stalle aber einen warmen Rückzug haben, als Beispiel ansehen dürfen. Diese fressen im Januar und Februar allerdings sehr wenig, kaum ein Brod des Tages, kommen zwar selten, aber doch zuweilen im freyen Graben zum Vorschein. Besonders kommen sie täglich hervor um zu saufen, (ein merkwürdiger Umstand) sie schlafen viel, aber fallen in keinen eigentlichen Winterschlaf. Das Weibchen aber wirft im Januar Junge, ein Umstand, der, wenn er auch im freyen Zustand eintrittet, doch wohl einen wahren Winterschlaf völlig wiederlegt, welcher also dahin zu deuten ist, daß der Bär im Winter, wie viele Thiere, mehr schlafe als im Sommer. Auch der nahe verwandte Eisbär des hohen Nordens schläft ja nicht den ganzen Winter durch, und man sieht ihn oft in der heftigsten Kälte; und so kann man von diesem wohl auch auf den unsrigen schliessen.

Die Zeit der Fortpflanzung soll, nach der Behauptung des großen Linneus, und einiger unserer Schweizerjäger, auf den October fallen, und die Jungen sollen im Merz geworfen werden. Diesem widerspricht aber ganz die mehr als hundertjährige Erfahrung in Bern, welche wir hier anführen wollen. Die Begattungszeit fällt in den Monat May und dauert vier bis sechs Wochen. Während dieser Zeit fressen die Bären wenig, nachher aber stellt sich der Appetit so ein, daß sie kaum genug bekommen können. Das Weibchen trägt fast acht Monate und wirft



Sibirischer Bär.
Ursus arctos Sibiricus.
Ours de Sibérie.



Brauner europäischer Bär.
Ursus arctos.
Ours des Alpes.

1/9

meistens in der zweyten Woche im Januar zwey Junge, in der Regel ein Paar. Diese Junge sind bey ihrer Geburt nicht viel größer als eine große Ratte, blind und sehr unbeholfen, haben indessen eine verhältnißmäßig sehr starke Stimme. Das Weibchen deckt sie zu und hütet sie sorgfältig; es verläßt dann das Nest oft mehrere Tage nicht, und dann nur, um zu saufen, frißt auch sehr wenig; man giebt ihm Brod mit Butter und Honig, wo es oft nur das Letztere ableckt, das Brod aber nicht berührt. Es ist wirklich merkwürdig, daß das Weibchen gerade in der kältesten Jahrszeit Junge wirft, und diese so klein und unbehülflich sind, daß sich die alte Fabel erklären läßt, die Bärin werfe nur ein ungestaltetes Stück Fleisch, was erst durch Lecken in ein Bärchen verwandelt werde. Der Bär würde sie auffressen, wenn man ihn nicht von der Mutter trennte, obgleich diese sie mit Muth vertheidigt und mit schrecklichem Brüllen, auf den Hinterbeinen aufgerichtet stehend, durch Austheilung tüchtiger Ohrfeigen und Maulschellen den Bären abzuhalten sucht. Wochen lang verläßt die Mutter die Jungen nur selten, und frißt immer sehr wenig. Nach drey bis vier Monaten haben die Jungen die Größe eines Pudels; sie werden etwa sechs Monate gesäugt, sind ungemein posirlich, klettern geschickt auf Bäume, spielen unaufhörlich mit einander, sind aber sehr furchtsam. Sie bleiben bey der Mutter bis zum folgenden Jahr. Erst im vierten Jahr tritt die Fortpflanzungszeit bey dem Bären ein, und erst im fünften Jahr wirft die Bärin zum erstenmal.

In der Freyheit geschieht die Geburt gewöhnlich in einer Felsenhöhle. Zuweilen sind die Jungen ganz weißlich, zuweilen schwärzlich, wenn sie geboren werden. Wenn die Jungen etwas größer geworden sind, so ist die Mutter sehr raubbegierig, und kann dann selbst dem Menschen gefährlich werden.

Wegen dem großen Schaden, den die Bären am Vieh anrichten, wird ihnen sehr nachgestellt und meist gemeinsame Jagden auf sie gemacht, wo man sie auftreibt und nach gewissen Gegenden, die von Schützen besetzt sind, hinzwingt.

Das Fett hat einen großen Ruf gegen erfrorne Glieder, und wird auch zu Salben verwendet. Das Fleisch wird gegessen, und die Haut theuer bezahlt, und als Pelzwerk gebraucht.

Das Alter des Bären möchte sich etwa auf 30 bis 35 Jahre erstrecken. (Abbildung nach der Natur.)

Taf. 64. Sibirischer Bär. Ursus arctos sibiricus.

L'Ours de Siberie.

Ob dieser Bär eine eigene Art, oder nur eine Varietät des gemeinen braunen Bären ist, bleibt hier unausgemacht. Er hat einen viel schmälern Kopf, näher stehende Augen, und der Theil unter der Nase ist weniger vertieft. Die Nase ist etwas länger als beym gemeinen Bären. Der Pelz hat eine hellgelbliche Grundfarbe. Die Glieder sind schwarz, und quer über die Schultern lauft eine breite weiße Binde bis auf die Vorderbeine, wo sie sich verschmälert und endigt.

Größe und übrige Gestalt gleicht übrigens ganz der unsers gemeinen Bären, und auch in den Sitten ist er nicht abweichend.

Vaterland Kamtschatka, Sibirien. (Abbildung nach Cüvier.)

Taf. 65. Der schwarze amerikanische Bär. Ursus niger americanus.

L'Ours noir d'Amerique.

Die Nase steht fast auf derselben Linie, wie die Stirne, welche wenig gewölbt ist; die Sohlen an den Füßen sind sehr kurz. Das Haar am ganzen Körper glänzend schwarz, lang und sanft. Die Schnautze lebhaft falb; über jedem Auge ein falber Fleck, doch nicht bey allen Individuen, bey einigen findet sich auch ein ähnlicher auf der Brust, der zuweilen weiß ist.

Diese Art ist schlanker als der gemeine europäische Bär, und mehr gestreckt; die Länge eines erwachsenen ist 4 Fuß 8 Zoll, des Schwanzes 1½ Zoll. Er soll aber bisweilen sogar an 7 Fuß lang werden.

Das Vaterland dieses Bären ist Nordamerika, wo er die ganze Strecke von Canada bis zum stillen Meer bewohnt. Er findet sich von der Hudsonsbay an bis nach Virginien, Carolina und Louisiana, und soll auch auf den Aleauten und sogar in Kamtschatka und den Kurilen vorkommen. Nach Louisiana kommt er aber nur im Winter, wo die Kälte ihn so weit südlich treibt.

Die Wohnungen schlagen sie in den dichtesten Wäldern auf, sie steigen leicht auf Bäume und sollen oft ihre Wohnung in großen hohlen Bäumen nehmen.

Die Hauptnahrung besteht in Pflanzen, und unter allen Bären scheint dieser fast am wenigsten fleischfressend. Alle Arten Baumfrüchte sind ihnen angenehm, Pflaumen, Orangen, die nicht bittern Eicheln der immer grünen Eiche, die Früchte der Buchen, Trauben, Himbeeren, Erdbeeren, Johannisbeeren. Die Maisfelder besucht er gegen die Zeit der Reife, reißt die Kolben ab, und schleppt die Stengel als Unterlage zu seinem Lager fort; dadurch verdirbt er viel mehr, als er genießt. In Louisiana thut er am Zuckerrohr großen Schaden, und in den Kartoffelfeldern gräbt er so geschickt den Kartoffeln nach, daß es aussieht als ob die Felder gepflügt wären, oder als ob ein Heer wilder Schweine darin gehauset hätte. In Louisiana treffen sie gegen Ende des Herbstes ein, wenn in den nördlichen Gegenden schon viel Schnee gefallen ist; sie sollen dann oft schon mager seyn, dann aber in Louisiana so fett werden, daß sie fast nicht mehr laufen können.

Den Menschen greift dieser Bär niemahls an, obschon er in der Noth sich muthig genug vertheidigt. Wenn aber auch einmal ein Bär einen Jäger tödtet, so soll er denselben doch nicht auffressen, wie Düpraz ein Beyspiel erzählt. Dagegen greifen sie im Hunger Schweine an und fressen sie. Eben so sollen sie nach Fischen gehen, und dieselben geschickt fangen. Den Zügen der Heeringe, wenn diese in die Mündungen der Flüsse gehen, oder in den Buchten sich zusammendrängen, folgen sie, und verzehren eine Menge derselben, wodurch indeß ihr Fleisch einen wiederlichen Geruch annehmen soll.

Merkwürdig ist es, daß man weit mehr Männchen als Weibchen fängt, wahrscheinlich weil diese eine weit verborgenere Lebensart führen, und die dicksten Wälder zu ihrem Aufenthalt wählen, vielleicht auch den Winter zum Theil schlafend zubringen, was von dem Männchen nicht gewiß bekannt ist. Auch von der Fortpflanzung weißt man noch nichts bestimmtes.

Das Fleisch dieses Bären soll vortrefflich schmecken, und die Schinken davon sollen eben so gut, oder noch besser als diejenigen vom Schweine seyn. Die Jagd dieser Bären macht eine Hauptbeschäftigung der Nordamerikanischen Stämme aus, da die Häute ebenfalls sehr gut benutzt werden können; auch soll man diesen Bären dort oft zähmen. Das Fett ist dicht, zart, weiß wie Schnee, und soll den Magen gar nicht belästigen; man braucht es häufig statt Butter, und bereitet daraus ein Oel, welches zum Essen und Brennen gleich vortrefflich ist.

Seine Stimme ist sehr verschieden von der des gemeinen Bären, und gleicht einem scharfen Heulen.

(Abbildung nach der Natur.)

Taf. 65. Thibetanischer Bär. Ursus thibetanus.

L'Ours du Thibet.

Ganz schwarz, Unterlippe und ein Fleck auf der Brust weiß. Von diesem weißen Fleck aus ziehen sich zwey kurze Aeste gegen die Schultern hin, und ein längerer nach dem Bauche zwischen den Beinen durch. Der Lippenrand ist fleischfarb und die Schnauze etwas weniger rostfarb.

In der Größe steht er zwischen dem langrüsseligen Bären und dem Bären von Malaka in der Mitte.

Der Körper ist kurz, der Hals dick uud etwas lang, die Glieder stark; aber diese Bildung, welche eine bedeutende Kraft anzuzeigen scheint, stimmt nicht mit den schwachen Klauen überein, welche um die Hälfte kürzer sind, als an den beyden andern Bären des wärmern Asiens. Vielleicht klettert er nicht?

Das Haar um die Schnauze ist kurz, wird aber schon um die Augen etwas länger, und endlich sehr lang, so daß der Kopf dick scheint. Die Ohren sind sehr groß; die Nase gleicht einer Hundenase. Die Stirn ist ganz glatt, fast auf derselben Linie wie die Nase.



Der Bär aus Thibet.
Ours du Thibet.



1/8

Amerikanischer Schwarzer Bär.
Ursus americanus.
Ours noir d'Amerique.

Diesen Bär entdeckte Düvaucel in den Gebirgen von Silhet und Wallich in Nepaul, wahrscheinlich ist er auch in Thibet und den Gebirgen des Himala.

Ueber seine Lebensart ist sehr wenig bekannt. Wahrscheinlich ist er mehr fleischfressend, als die beyden andern indischen Arten. (Abbildung nach Cüvier).

Taf. 66. Der langrüsselige Bär. Ursus longirostris.

Le jongleur.

Die Lippen sind lang und ausdehnbar; das Haar lang und schwarz. Der Kopf ist klein, die Ohren groß, die Schnautze dick, wenn schon verlängert. Das Haar an der Schnautze ist kurz, es verlängert sich aber schnell in der Gegend der Ohren, und verbirgt diese in einem dichten Haarbusch, wodurch eine unförmliche Dicke dieses Theils entsteht. Der Nasenknorpel ist breit und sehr beweglich. Die Unterlippe steht mit ihrer Spitze über die obere vor, und bewegt sich, bald verlängert, bald sich verkürzend fast beständig nach allen Seiten. Die Beine sind lang, der Körper selbst schlank, aber das Haar ist bey recht alten so lang, daß es fast den Boden berührt. Die Bewegungen sind lebhaft und leicht. Der ganze Körper ist schwarz, nur auf der Brust steht ein breiter weißer Fleck in der Figur eines verkehrten Hufeisens, dessen Aeste sich an die Beine erstrecken.

Die Größe ist derjenigen des europäischen Bären gleich.

Dieser Bär lebt in Bengalen und ist die größte Art von den drey dort lebenden Bären. Er ist leicht zu zähmen, und läßt sich zu Künsten abrichten. Die indischen Gaukler ziehen mit diesen Thieren im Lande herum, um durch ihre Kunststücke das Volk zu belustigen, wie unsere Bärenführer.

Die sehr bewegliche Nase dieses Thieres scheint ein vorzügliches Geruchsorgan bey ihm anzudeuten. Eigene Muskeln sind zu dieser Beweglichkeit vorhanden.

Er scheint mehr von Pflanzenkost als von thierischer zu leben. Von seiner übrigen Lebensart ist noch wenig bekannt. Man findet ihn häufig in den Gebirgen von Silhet in der Nähe der Wohnungen.

(Abbildung nach Cüvier.)

Man kennt noch folgende Bärenarten: Der malaiische Bär. Ursus malajanus. Aus dem wärmern Asien: Der graue amerikanische Bär. Ursus cinereus. Der Bär der Cordilleren. Ursus ornatus.

Auch in der Vorwelt gab es mehrere Arten Bären, deren zahlreiche Knochenreste man in vielen Höhlen Deutschlands, Ungarns und Englands neben den Knochen von Löwen, Hyänen, Hunden u. s. w. findet. Eine Art davon muß unsern größten Arten an Größe nichts nachgegeben haben. Wie diese Thiere in so großer Menge, so daß man hunderte beysammen findet, in die Höhlen gekommen seyen, das ist ein Geheimniß, welches noch Niemand hat auflösen können.

Waschbär. Procyon (Cuv.) Raton.

Vorderzähne $\frac{6}{6}$; die untern sehr gut gerichtet. Die Eckzähne groß und seitlich zusammengedrückt. Backenzähne $\frac{6-6}{6-6}$. Die ersten drey einfach, dreyeckig, spitzig, von einander abstehend; die drey letztern höckerig; der vierte hat am äußern Rande drey Spitzen; der fünfte ist fast ganz höckerig und der stärkste von allen; der sechste ist ganz höckerig.

Der Körper ist weit schlanker als bey den Bären. Die Schnautze spitzig. Die Ohren klein und eyförmig. Die Zunge weich. Der Schwanz lang, am Ende dünne, nicht greifend. Die Füße fünfzehig, mit scharfen Nägeln bewaffnet. Die Sohlen stehen beim Gehen nicht ganz auf dem Boden. Sechs Säugewarzen am Bauche.

Diese Thiere leben, wie die Bären, von pflanzlichen und thierischen Substanzen. Ihre Bewegungen sind lebhafter, und bey dem leichtern Körperbau besteigen sie auch die Bäume noch leichter als diese.

Vaterland Amerika.

Taf. 66. Der nordamerikanische Waschbär. Procyon lotor.

Le Raton laveur ou Racoon.

Die Farbe des Pelzes ist im allgemeinen grau schwärzlich, am Unterleib und den Beinen blasser. Die Haare sind schwarz und schmutzig weiß geringelt. Der Schwanz hat auf weißgelblichem Grunde fünf bis sechs schwarze Ringe, und ist sehr dicht behaart; die Schnauße vorn weißlich; ein schwarzer Fleck umfaßt das Auge und geht quer bis an die untere Kinnlade. Backen und Augenbraunen, so wie die Gegend bis zu den Ohren, fast rein weiß und mit ziemlich langen nach unten gerichteten Haaren besetzt; Nase schwarz; Oberlippe mit langen starken Schnurrbarthaaren; Füße kurz behaart; die Wollhaare des Körpers dunkelgrau und sehr dicht.

Der Augenstern ist rund. Die Nase steht weit über den Mund vor, und endet mit einem drüsigen Rüssel, an dessen Ende die Nasenlöcher sich öffnen. Die Lippen dehnbar. Die Haut an den Fußsohlen sehr zart. Die Nägel sind stark und zum Graben eingerichtet.

Die Farbe dieser Art ist sehr veränderlich, man findet weiße oder weißgelbe, und solche mit ganz brauner Kehle.

Der Waschbär ist in ganz Nordamerika vom 45sten bis 50sten Grad und südlich bis nach Paraguay verbreitet, und ziemlich häufig anzutreffen. Er geht immer auf der Sohle, doch setzt er sie nicht ganz auf den Boden. Obschon weniger schwerfällig als beim wahren Bären, sind seine Bewegungen nicht eben leicht; sie stehen oft auf den Hinterfüßen, und können mit den Vorderfüßen etwas ergreifen, aber nur dadurch, daß sie beyde zusammenbringen, und nicht so, daß sie die Zehen selbst biegen. So bringen sie oft ihre Nahrungsmittel zum Munde, nachdem sie dieselben ins Wasser getaucht und zwischen den Vorderfüßen zusammengerollt haben. Warum sie diese Gewohnheit haben, oder wozu sie ihnen dienen soll, ist unbekannt. Diese Eigenschaft, alles, was sie genießen wollen, vorher zu waschen oder zu netzen, hat ihnen den Namen Waschbär gegeben.

Bey Tage sehen sie bey sehr hellem Lichte die Gegenstände nicht deutlich; sie schlafen fast den ganzen Tag auf dem Hintern ruhend, in eine Kugel zusammen gerollt, den Kopf zwischen die Schenkel gesteckt. Des Nachts dagegen sind sie sehr munter, und suchen sich Nahrung. Diese besteht hauptsächlich in Würmern, Insecten, Wurzeln und Früchten. Sie durchschnobern alles, und lassen auch das kleinste Loch nicht undurchsucht; steigen mit Leichtigkeit auf Bäume, wo ihnen, ohne Zweifel, nistende Vögel oft zur Beute werden. Sie trinken sehr oft, und Wasser scheint ihnen unentbehrlich. Am Ufer des Meeres oder der Flüsse sollen sie nach Fischen und Schalthieren gehen, welche sie sehr lieben. Unter ihren Sinnen scheint ihr Geruch sehr fein zu seyn; dagegen das Gehör nicht besonders.

Meistens sind sie sehr fett. Dieses und der dichte Pelz womit sie bedeckt sind, macht ihr Aussehen fast so plump, als dasjenige der Bären. Der buschige dichte Schwanz scheint ihnen wenig zu dienen. Sie werden leicht zahm, so daß sie sich gerne schmeicheln lassen, ohne jedoch den Befehlen ihrer Wärter zu gehorchen, oder ihnen besondere Anhänglichkeit zu zeigen. Man muß sie immer an der Kette halten, da sie sonst bald möglichst die Freyheit zu gewinnen suchen, wenn sie auch noch so zahm scheinen.

Obschon dieses Thier häufig nach Europa gebracht wird, so kennt man doch noch sehr wenig von seinen Eigenschaften in der Freyheit. Man weißt nichts von seiner Fortpflanzungsart, nichts von seiner Manier sich zu vertheidigen und seinen Feinden zu entgehen, oder von der Art sich seine Nahrung zu verschaffen.

Der dichte Pelz, mit welchem sie bedeckt sind, verstattet dem Raton weit nach Norden zu gehen; Mackenzie will ihn sogar am rothen Fluß gesehen haben.

Die ganze Länge von der Schnauze bis zur Schwanzwurzel ist 1 Fuß 9 Zoll, des Schwanzes 8½ Zoll, die größte Rückenhöhe 1 Fuß.

Die zweyte Art dieser Gattung ist dem südlichen Amerika eigen, und heißt der Krabbenfresser, Procyon cancrivorus, weil die Krebse seine vorzüglichste Nahrung ausmachen sollen. (Abbildung nach Cüvier.)



1/6

Der Waschbär.
Procyon Lotor.
Le Raton Laveur.



Kopf eines Jungen.



Kopf des Alten.



1/9

Langrüssliger Bär. (Sehr alt). *Ursus longirostris.* *Le Jongleur.*

3te Gatt. Dachs. Meles. Blaireau.

Vorderzähne $\frac{6}{6}$, wovon der zweyte untere auf jeder Seite etwas hinter dem andern steht. Eckzähne $\frac{1-1}{1-1}$; sie sind stark. Backenzähne $\frac{5-5}{6-6}$. Die obern bilden eine ununterbrochene Reihe; der erste ist linienförmig und klein; der zweyte und dritte seitlich platt, mit einer einzigen scharfen Spitze; der vierte dreyeckig; der letzte sehr groß, fast eben so breit als lang, die Krone mit stumpfen Höckern. Der erste untere ist kaum sichtbar und sehr klein, die drey folgenden seitwärts abgeplattet, mit einer einzigen scharfen Spitze; der fünfte ist der größte von allen, und hat am vordern Theil drey scharfe, konische Spitzen; am hintern vier sehr stumpfe Höcker; der sechste ist rund, klein, mit undeutlichen Höckern.

Der Körper ist schwerfällig; die Beine kurz. Die Schnautze wenig vorstehend. Die Ohren kurz und abgerundet. Augen klein. Zunge platt. Die Füße mit fünf Zehen und mit scharfen Nägeln bewaffnet, zum Graben geschickt. Der Schwanz sehr kurz.

Zwischen After und Schwanz befindet sich eine Balgdrüse mit einer Queröffnung, in welcher eine fette, sehr stinkende Materie enthalten ist.

Sechs Säugewarzen, wovon zwey an der Brust, vier am Bauche.

Das Haar rauh und lang.

Die Lebensart ist nächtlich und gleicht derjenigen des Bären.

Taf. 67. Europäischer Dachs. Meles vulgaris.

Blaireau ordinaire.

Größe eines mittelmäßigen Hundes; die Physiognomie gleicht etwas der des Fleischerhundes. Der Körper steht sehr niedrig auf den Beinen, und scheint der langen Haare wegen noch niedriger, als er wirklich ist, da die Haare an der Erde streifen. Die Ohren sind fast im Pelz verborgen. Der Schwanz geht nur bis zur Mitte der Schenkel. Die Haare am Körper dünne stehend, lang und weiß, schwarz und rostfarb geringelt; das Verhältniß dieser Farben ist nach den Theilen verschieden; der Kopf weiß, ausgenommen die Gegend unter der untern Kinnlade, und zwey langen schwarzen Streifen, welche zwischen der Schnautzenspitze und dem Auge den Anfang nehmen, und das Auge und Ohr bedecken, hinter dem letztern sich aber endigen. Auf der Mitte der Stirne eine breite weiße Binde. Gurgel, Unterhals, Brust, Unterleib und Beine schwarz, der übrige Körper rothgrau. Aftergegend schmutzig weiß.

Der Dachs ist über ganz Europa verbreitet, die kältesten Gegenden ausgenommen, aber nirgends sehr häufig. Er liebt besonders gern einsame Höhlen, seyen sie auf Ebenen oder Bergen, und steigt selbst ziemlich hoch in die Alpen hinauf. Man findet ihn auch im nördlichen Asien. Selten findet man ihn weit von bebauten Gegenden entfernt, und oft in der Nähe der Wohnungen, wenn sie einsam liegen. Immer gräbt er sich Höhlen, in welchen er am Tage und im Winter wohnt, und bey Gefahr sogleich hinflüchtet. Diese Höhlen sind den Fuchsgruben sehr ähnlich, und da, wo der Dachs liegt, weiter, und mit Moos, Laub und andern weichen Materien belegt. Obschon der Dachs immer einsiedlerisch lebt, so legen doch sehr oft mehrere Dachse in einem kleinen Bezirke ihre Wohnungen an, wenn der Ort gut gelegen ist. Oft vertreiben die Füchse durch allerley List und Neckereyen den Dachs aus seiner Wohnung und beziehen sie nun selbst.

Es ist ein träges, frostiges, mißtrauisches und furchtsames Thier, das beim Mondschein oft seinen eigenen Schatten fliehen soll, und nur des Nachts gewöhnlich seine Wohnung verläßt, es müßte denn sehr ruhig und einsam in der Gegend seyn, oder er großen Hunger leiden. Selten geht er weit von seiner Wohnung weg, und eilt bey jeder scheinbaren oder wirklichen Gefahr, so schnell er kann, wieder dahin zurück.

Seine Nahrung besteht aus Thieren und Pflanzen. Von erstern genießt er allerley Insecten, Käfer, Heuschrecken, Schnecken, Regenwürmer, Natern, Eidechsen, Blindschleichen, Vögel und ihre Eier und Junge, Mäuse, und im Hunger verschmäht er das Aas nicht. Aus dem Pflanzenreich frißt er Kartoffeln, Rüben, Möhren, Eicheln, Buchekern, Erdbeeren, abgefallenes Obst, und im Herbst besonders Weintrauben, an welch letztern er oft nicht unbedeutenden Schaden anrichtet, und deshalb verfolgt wird.

Ohne in eigentliche Erstarrung zu verfallen, verschläft der Dachs einen großen Theil der kalten Jahrszeit, indem er dann von seinem Fette zehrt; daher ist er im Herbst sehr fett, im Frühjahr aber, besonders nach langen Wintern, sehr mager. Bey warmer Winterwitterung aber geht er des Nachts doch auch aus seiner Höhle hervor, sucht Nahrung, und trinkt Wasser.

Außer der Zeit der Begattung ist der Dachs immer einsam, zu dieser Zeit aber, welche in den November fällt, besucht er das Weibchen in oder bey seiner Wohnung, und dieses wirft, nach zehn bis eilf Wochen, drey bis fünf blinde Junge, welchen es nach einiger Zeit Insecten, Vogeleyer, Würmer und Wurzeln zuträgt, bis sie selbst gelernt haben, diese aufzusuchen. Sie lassen sich zähmen und genießen dann fast allen Abgang aus der Küche, sind aber meist falsch und beißen leicht. Sie kennen selten ihren Meister und sind am Tage furchtsam und träge.

Ein Mensch kann einen Dachs im Laufe wohl einholen, allein da das Thier selten weit von seiner Höhle sich entfernt, so entkommt er leicht. Selten wird ein Dachs geschossen, es müßte dann auf dem Anstande geschehen, und der Jäger sehr behutsam und stille thun. Gewöhnlich werden sie dagegen ausgegraben, indem man ihre Höhle auskundschaftet, und Dachshunde hineinschickt, welche durch ihr Gebell anzeigen, wo der Dachs sich aufhält. Man zieht dann denselben mit einer eigenen Zange heraus und schlägt ihn todt. Man kann ihn auch auf eine andere Art fangen; man nimmt einen langen Sack, und bindet oben daran einen Reif, damit er nicht zufallen kann, nun paßt man, bis der Dachs ausgegangen ist, legt dann den Reif vor die Höhle und die Höhlung desselben einwärts, dann macht man in der Umgegend Lärm, der erschrockene Dachs lauft nach der Höhle und fährt in den Sack, aus welchem er nicht sogleich wieder heraus kann, und so gefangen wird. Auch in Fallen wird er gefangen, welche vor den Ausgang seiner Höhle gestellt werden; treibt ihn nun der Hunger hinaus, so fängt er sich.

Wird der Dachs angegriffen, so vertheidigt er sich muthig mit den Zähnen und beißt fürchterlich.

Das Dachsfleisch wird gegessen und schmeckt wie Schweinefleisch, allein der Geschmack ist mehr süßlich widerlich; dieser wird ihm durch Salz und Gewürze benommen. Das Dachsfett wurde ehmals in verschiedenen Krankheiten als vorzüglich gerühmt, hat aber keine andern Eigenschaften, als ähnliche Fette von andern Thieren. Die Haut wird zu Pferdekumten, Kofferbeschlägen, Ranzen, Jägertaschen und dergleichen gebraucht, die Haare aber zu Pinseln und Bürsten verarbeitet.

Den meisten Schaden thut der Dachs an Wurzelwerk in bebauten Aeckern und an Weintrauben. Dagegen nützt er durch Vertilgung vieler schädlicher Thiere, und durch Fleisch und Balg.

Der Unterschied, welchen die Jäger zwischen Hunde- und Schweinedachs machen, ist eben so ungegründet, als der Unterschied zwischen Hunds- und Schweinigel, und beruht höchstens auf einer Verschiedenheit, welche das Alter hervorbringt.

Die übrigen Arten dieser Gattung sind wenig vom europäischen verschieden. Es sind: Der Carcajou, Meles Taxus, aus Nordamerika, und der südamerikanische Dachs, Meles cordillerarum.

4te Gatt. Stinkdachs. Mydaus. (Friedr. Cuv.) Mydaus.

Vorderzähne $\frac{6}{6}$, sie stehen in einer bogenförmigen regelmäßigen Reihe; Eckzähne weniger dick als breit. Backenzähne $\frac{4-4}{5-5}$, die beyden ersten in der obern Kinnlade sind falsche Backenzähne, so wie die drey untern vordersten; der erste obere ist sehr klein mit einfacher Wurzel; der zweyte hat eine scharfe Spitze und doppelte Wurzel; der obere Reißzahn hat an der innern Seite ein spitziges Höckerchen; der letzte Zahn ist höckerig, vorn schmäler als hinten. Die untern falschen Backenzähne sind von den Eckzähnen durch einen Zwischenraum getrennt, ziemlich lang, alle drey mit einem Höcker, der erste ist am kleinsten, die beyden folgenden haben doppelte Wurzel; der untere Reißzahn hat drey spitzige Höcker am vordern und eben so viel, etwas kleinere, am hintern Theil; der Höckerzahn hat eine abgerundete Krone.



Der Potto Kinkajou.
Cercoleptes caudivolvulus.
Le Potto.



Rothbrauner Coati.
Nasua rufa.
Le Coati roux.



Europäischer Dachs.
Meles vulgaris.
Le Blaireau.

1/5

Die Füße sind fünfzehig, die Zehen durch eine schmale Haut mit einander bis zum letzten Gliede verbunden. Die Nägel an den Vorderfüßen sehr lang und zum Graben dienend; diejenigen der Hinterfüße mittelmäßig. Der Schwanz kurz, kann aber zurückgebogen werden. Die Pupille der Augen rund. Das außere Ohr fehlt. Die Nase steht weit über den Mund vor, und bildet einen kleinen Rüssel, wie beim Schwein. Vier Säugewarzen an der Brust, zwey am Bauche.

Taf. 68. **Javanischer Stinkdachs.** Mydaus meliceps.
Le Telagon.

Der Pelz dunkelbraun, besonders an den obern Theilen des Körpers; an der Stirn ein weißer Fleck, der gegen die Schnautze spitzig zulauft, nach hinten aber sich verlängert und in die Rückenlinie sich verlauft, dann immer schmäler werdend an der Schwanzwurzel endigt. Der Schwanz ist nicht gar ein Zoll lang mit weißer Spitze, und hat ziemlich kurze Haare.

Ganze Länge 1 Fuß 5 Zoll mit dem Schwanze.

Von der Lebensart dieses Thiers ist nichts bekannt. Nach seinen Nägeln, der Schnautze und dem Bau der Ohren zu urtheilen, scheint es wahrscheinlich, daß er grabe und in Löchern lebe. Auch ist zu vermuthen, er verbreite einen unangenehmen Geruch.

5te Gatt. Vielfraß. Gulo. Glouton.

Vorderzähne $\frac{6}{6}$, von welchen der zweyte untere auf jeder Seite etwas einwärts steht. Die Eckzähne stark. Backenzähne $\frac{5-5}{6-6}$, die zwey oder drey ersten obern zusammengedrückt, schneidend, einspitzig, der vierte groß und zweyspitzig, der letzte höckerig. Die vier ersten untern einspitzig, der fünfte zweyspitzig, der letzte höckerig. Alle stehen aneinander.

Der Körper steht auf kurzen Beinen, obgleich er oft lang ist. Der Kopf mittelmäßig lang. Die Ohren sehr kurz und abgerundet. Die Zunge bald glatt, bald rauch. Die Füße mit fünf wohlgeschiedenen Zehen, mit scharfen krummen Nägeln; die Sohle der Hinterbeine setzt er ganz oder fast ganz auf die Erde. Am After keine Sackdrüse, wohl aber zwey unbedeutende Hautfalten. Der Schwanz kurz.

Sie finden sich in allen Welttheilen.

Taf. 68. **Nordischer Vielfraß.** Gulo borealis.
Glouton du Nord.

Der Körper ziemlich dick; Schnautze schwarz; Augen klein und schwarz; Ohren mit kurzen Haaren bedeckt; untere Kinnlade und das Innere der Vorderfüße weiß gefleckt; Beine, Schwanz, Rücken und Bauch schwarz oder braunschwarz; Seiten des Körpers von den Schultern bis zur Schwanzwurzel schön kastanienbraun; am Nabel ein weißer Fleck; Zeugungstheile rostroth. Unter jeder Zehe findet sich eine knorpelige Schwille, und vier andere unter den Sohlen der Vorderfüße.

Ganze Länge 2 Fuß 2 Zoll ohne den Schwanz. Schwanz 8 Zoll, wovon aber 4 Zoll Haare.

Von seiner Grausamkeit und Gefräßigkeit hat das Thier den Namen Vielfraß erhalten. Man findet es in der Nähe des Eismeers in Europa, Asien und Amerika. In Europa besonders in Norwegen bey Drontheim, auch in Lappland, in Rußland und Schweden. In Asien in Sibirien. In Amerika in Canada und weiter nördlich, wenn anders die Wolverenne dasselbe Thier ist.

Der Vielfraß lebt mehr in gebirgigen Gegenden, welche große Waldungen und Wildnisse haben, in Felsklüften und verlassenen Dachshöhlen, gräbt aber niemals eine eigene Höhle, und scheint überhaupt die Wohnung oft zu ändern. Zuweilen soll man ihn auch in hohlen Bäumen antreffen.

Die Nahrung besteht in Fleisch und Früchten, denn im Sommer genießt er allerley Beeren. Allein er ist daneben ein gewaltiges und fürchterliches Raubthier, welches Thiere zu bezwingen weiß, die ihm an Größe und Stärke weit überlegen sind. Die Rennthiere und Elennthiere überfällt er aus dem Hinterhalt auf einem Baume oder Felsen lauernd, springt den vorbeygehenden Thieren auf den Rücken und beißt ihnen das Genick ab. Im Winter überfällt der Vielfraß die Rennthiere, wenn sie den Kopf unter den Schnee stecken, um das Rennthiermoos hervorzusuchen. Hasen, Mäuse, große und kleine Vögel beschleicht er ebenfalls. Er fängt die Schneehühner unter dem Schnee, und hat überhaupt einen vortrefflichen Geruch. Er spürt die Vorrathskammern der Lappen auf, und weiß sehr oft durch Kratzen und Graben sich in die Vorrathskammern hinein zu arbeiten, wo er dann alles frißt, was er dort findet, Fleisch, Fische, Brod, Käse und Butter. Fische scheint er oft zu fangen, und geht gern ins Wasser.

Gefräßiger als andere Raubthiere ist er nicht, und in dieser Hinsicht gebührt ihm der Name Vielfraß vielleicht weniger als dem Wolf. Was Geßner und andere ältere Naturforscher in dieser Hinsicht von ihm sagen, daß er nämlich sich, um wieder fressen zu können, zwischen zwey enge stehende Bäume durchpresse, ist offenbar eine Fabel, welche gar nicht wiederlegt zu werden braucht.

Im Laufe ist er nicht schnell, klettert aber vortrefflich. Im Zorne treibt er oft seine Exkremente in einem Strahl von sich; diese sind meist weich und sehr stinkend. Sonst hat das Thier keinen widerlichen Geruch. Jung eingefangen läßt sich der Vielfraß ziemlich zahm machen, doch muß er mehr mit Güte als mit Gewalt behandelt werden. Er ist reinlich und entledigt sich seines Unraths nicht bey seiner Schlafstelle. Im Winter wälzt er sich oft im Schnee und gräbt sich gerne hinein. Er badet sich gerne und oft, und säuft auch viel, wobey er wie der Hund das Wasser leckt. Mit Hunden und Katzen wollte sich ein zahmer nicht gut vertragen, wohl aber mit Schweinen. Lämmer und Ziegen fiel er an. Im Zorne knurrte er, wie ein böser Hund, und schlug mit den Pfoten um sich. Er kannte die Leute, welche ihn fütterten, sehr gut, und folgte ihnen auf den Ruf. Er spielte oft mit sich selbst und mit seinem Schwanze wie die Katzen, und purzelte oft über Kopf. Er war schwer eingespert zu halten, da er alles durchfraß und durchbiß. Er ist ein nächtliches Thier, und schlief auch in der Gefangenschaft mehr am Tage als des Nachts, wo er in beständiger Bewegung war. Er fraß weit lieber thierische Speisen, als Pflanzenkost.

Die Begattung soll in den Januar fallen, und das Weibchen seine zwey bis vier Junge im May in den verborgensten Klüften werfen, daher man sie sehr selten findet. Sie sollen in einem Jahr schon ihr völliges Wachsthum erreicht haben.

Der Vielfraß ist ein beschwerlicher Nachbar der menschlichen Wohnungen, und weiß die Vorrathskammern, wie schon angegeben, leicht auszuwittern; daher, und weil er auch die nützlichen Hausthiere angreift, und das Wild vermindert, wird er als ein schädliches Thier verfolgt, und auf verschiedene Art gefangen.

Ihr brauner, wie Seide glänzender Balg giebt ein kostbares Pelzwerk, welches die Kürschner gut brauchen können. Die Rußen verkaufen viele Bälge an die Chinesen.

Taf. 68. Der Grison. Gulo vittatus.

Glouton grison.

Er geht ganz auf der Sohle; die Zehen sind bis zum letzten Glied durch eine Haut verbunden. Die Nägel sind stark und zum Graben eingerichtet; an den Sohlen sind starke Höcker, die übrigen Theile derselben haben dagegen eine sehr zarte Haut. Die Schnautze endigt mit einem Rüssel, an dessen Seite die Nasenlöcher liegen. Die Ohren sind sehr klein, einfach, ohne Läppchen. Die Zunge rauch. Die Augen haben eine runde Pupille. Der Pelz hat zweyerley Haare, blaßgraues Wollhaar, und sehr langes schwarzes oder schwarz und weiß geringeltes Seidenhaar. An der Schnautze, dem Kopf und den Füßen ist das Haar kurz. In der Oberkinnlade finden sich nur vier Backenzähne, in der untern sechs. Den Schwanz trägt das Thier immer horizontal.

Der Pelz ist unten dünkler als oben. Der Theil des Kopfs hinter den Augen, Rücken, Seiten des Halses, Kreutz und Schwanzseiten sind schmutzig grau. Alle andern Theile, Schnautze, Unterkinnlade, Hals, Inneres der Beine, Bauch und Füße sind schwarz. Beyde Seiten des Hinterkopfes und Schläfen weißlich.



Der Grison. *Gulo vittatus.* *Le Grison.*



Der Stinkdachs. *Mydaus meliceps.* *Le Telagon.*



Nordischer Vielfrass. *Gulo borealis.* *Le Glouton.*

Länge von der Schnautze bis zur Schwanzwurzel 1 Fuß 4 Zoll; des Schwanzes 6 Zoll 10 Linien; Höhe 7½ Zoll.

Das Vaterland des Grisons ist das südliche Amerika, besonders Paraguay, wo er häufig ist; in Buenos-ayres und Sürinam ist er seltener.

Im wilden Zustande ist der Grison sehr blutdürstig und grausam, und fällt alle kleinen Thiere an, welchen er begegnet, Säugethiere, Vögel, Reptilien, wenn er auch eben nicht hungrig ist. In der Gefangenschaft wird er sehr zahm, ohne an irgend eine Person besondere Anhänglichkeit zu zeigen. Er spielt sehr gerne, und dies thut er mit jedem, der sich ihm anvertrauen will; er läßt sich gerne den Rücken streicheln, nimmt die Hand in den Mund, ohne jemals zu beißen. Daneben ist er gegen jedes andere Geschöpf böse, und fällt es an; einen Vogel tödte er augenblicklich, und legt ihn auf die Seite, wenn er eben nicht Hunger hat. Dies thut er auch mit dem überflüßigen Fleisch.

Von seiner Fortpflanzung ist übrigens nichts mit Sicherheit bekannt (Abbildung nach Cüvier.)

Die übrigen Arten dieser Gattung sind: Der Taira. Gulo barbarus, in Südamerika. Der Honigvielfraß. Gulo capensis, in Afrika. Der javanische Vielfraß. Gulo orientalis, in Java. Der Vielfraß von Quito. Gulo Quitensis, in Quito.

6te Gatt. Coatis oder Nasenthiere. Nasua. Coatis.

Vorderzähne $\frac{6}{6}$, welche in regelmäßiger Reihe stehen. Eckzähne stark, spitzig, zusammengedrückt, an ihrer vordern und hintern Fläche schneidend. Backenzähne $\frac{6-6}{6-6}$; oben auf jeder Seite drey falsche, einfach konische, und drey wahre; der erste wahre Backenzahn ist ein Reißzahn, die andern beyden sind Höckerzähne; unten vier falsche Backenzähne, ein Reißzahn und ein Höckerzahn.

Der Körper verlängert und schlank. Die Nase sehr lang und beweglich, eine Art von Rüssel bildend. Die Schnautze schief abgeschnitten, der obere Rand überragend. Die Zunge platt. Die Ohren klein und eyförmig. Die Füße fünfzehig, die Zehen halb verbunden, mit sehr starken Nägeln bewaffnet. Der Schwanz sehr lang, behaart, nicht greifend. Am Bauche sechs Säugewarzen. Kein Blinddarm.

Die Coatis sind muntere, lebhafte Thiere; sie klettern leicht auf Bäume und suchen die Vögel in den Nestern auf; wühlen mit der Nase in der Erde, um die Würmer aufzufinden, welche sie sehr lieben; genießen aber auch Früchte.

Sie leben in Südamerika.

Taf. 67. Der einsame Coati. Nasua solitaris.

Coati roux.

Alle Theile des Körpers, mit Ausnahme der Schnautze, der Ohren, der Vorderfüße und der Schwanzringe, sind lebhaft rothbraun und glänzend, etwas dünkler auf dem Rücken, wo die Haare in der Mitte schwarz sind. Die Schnautze ist schwarzgraulich, an den Seiten graulich. Ob und unter dem Auge und an der Außenseite jedes Auges steht ein weißer Fleck. Die Ohren und der untere Theil der Vorderschenkel schwarz. Am Schwanze stehen acht bis zehn dunkelkastanienbraune Halbbinden, der untere Theil desselben ist heller, ohne Binden. Die Unterkinnlade und der Rand der Oberkinnlade weiß.

Der Pelz ist dicht, die Haare rauch; die Wollhaare sind dünne und grau. Das Auge klein, schwarz, die Pupille quer ablang; die Ohren klein, abgerundet. Die Nase, welche weit vorsteht, endet mit einem drüsigen Rüssel; die eyförmigen Nasenlöcher stehen vorn, und verlängern sich seitwärts in eine Spalte. Die Zunge ist sehr

104

sanft und dehnbar. An allen Füßen sind fünf Zehen mit starken zum Graben eingerichteten Klauen. Die Sohle an allen ist nackt und mit einer sehr weichen Haut bekleidet. Das Thier geht zwar auf den ganzen Sohlen, setzt aber nicht die ganze Sohle der Vorderfüße auf die Erde. Am After findet man weder Tasche noch Drüsen. Der Schwanz ist lang, an der Wurzel dick, und meist trägt ihn das Thier aufgerichtet.

Der Sinn, welcher bey diesem Thiere am meisten entwickelt scheint, ist derjenige des Geruchs. Die Nase ist in beständiger Bewegung, und es berührt oder betastet damit gleichsam alle Gegenstände; es braucht sie zum Wühlen und zur Verfolgung der Würmer, welche es sehr liebt. Bey diesem Geschäft bedient es sich auch der Vorderfüße zum Nachgraben. Gesicht, Gehör und Geschmack scheinen nicht vorzüglich. Es verbreitet einen höchst unangenehmen Geruch.

Länge 1½ Fuß; des Schwanzes 1 Fuß 4 Linien; Höhe vorn 9 Zoll 9 Linien, hinten 10 Zoll.

Seine Nahrung ergreift es bald mit den Kinnladen, bald aber und häufiger bedient es sich dazu seiner Vorderbeine, nicht als Hand, sondern indem es die Klauen darein schlägt. Ueberhaupt bedienen sie sich sehr geschickt ihrer Beine; sie klettern sehr leicht und beim Heruntersteigen geschieht es nicht rücklings, wie bey den meisten Thieren, sondern den Kopf nach unten gerichtet, wobey sie sich mit den Hinterfüßen festhalten, welche sie leicht biegen können.

Die Stimme ist ein sanftes Zischen, wenn sie zufrieden sind, und ein durchdringendes Geschrey, wenn sie in Zorn gerathen.

Diese Art lebt einsam und zurückgezogen in den großen Waldungen, nur selten sieht man mehr als drey oder vier beysammen. Mäuse, Ratten, andere kleine Säugethiere, Vögel und ihre Eyer, Schnecken, Regenwürmer und Baumfrüchte machen ihre Nahrung aus. Auch Ameisen und andere Insecten verschmähen sie nicht.

Ueber ihre Fortpflanzung ist wenig bekannt. Ihrer Größe und der Zahl ihrer Säugewarzen nach zu urtheilen, werfen sie wahrscheinlich drey bis fünf Junge.

Das Thier ist leicht zu zähmen. Ein solches in der Pariser-Menagerie wurde oft frey gelassen, allein es gieng nicht eher aus seinem Behälter heraus, bis es durch seinen scharfen Geruch alles, was um denselben herum war, kennen gelernt hatte, dann erst wagte es sich hervor, lief im Zimmer herum und schnupperte in alle Winkel, kehrte auch alle Gegenstände, welche im Wege lagen, mit den Füßen um. Berühren ließ es sich nicht, und drohte sogleich zu beißen, wenn man sich mit der Hand näherte. Gab man ihm aber zu fressen, so verlor es sogleich alle Furcht, ließ sich streicheln, und erwiederte diese Liebkosungen, indem es seine lange Nase in den Ermel oder unter die Weste der Person steckte, und dabey ein sehr sanftes Geschrey hören ließ. Es hatte mit einem kleinen Hunde Freundschaft geschlossen, und schlief mit ihm in demselben Behälter, litt aber nicht, daß ein anderer Hund sich näherte. Oft wenn es sich kratzte, that es dies mit den beyden Vorderfüßen zugleich, und hatte die sonderbare Gewohnheit, sich damit an der Schwanzwurzel nicht sowohl zu kratzen als zu reiben. Man nährte es mit Brod und Fleisch; letzteres zerriß es mit seinen Klauen, nicht mit den Zähnen, in kleine Stücke.

Ehe es in die Menagerie kam, genoß es vollkommene Freyheit, es durchlief Ställe und Speicher und fieng mit großer Geschicklichkeit Ratten und Mäuse. Auch gieng es in die Gärten, um Würmer und Schnecken zu suchen.

Nach Azaras Beobachtungen wird der Coati in Paraguay häufig zahm gehalten, aber man ist genöthigt, ihn anzubinden, weil er allenthalben hinaufklettert, besser als die Katzen, und jeden Körper, der ihm nicht zu schwer ist, umkehrt, und alles in Unordnung bringt. Er ist in der Hausgenossenschaft ein Thier, welches fast alles genießt. Brod, rohes und gekochtes Fleisch, Früchte. Besonders liebt er die Mäuse; allein er greift auch zuweilen Hühner und anderes Geflügel an. Wenn ein Mensch oder Hund sich ihm während der Mahlzeit nähert, so lauft er mit dem ersten besten Stück im Munde davon. Wenn er trinken will, so biegt er seinen Rüssel sehr stark zurück, um damit nicht unter Wasser zu kommen. Er sauft lappend, aber kann mehr Getränk auf einmal mit der Zunge fassen als der Hund. Der Coati ist sehr ungelehrig und läßt sich weder durch Schläge noch durch Güte zwingen, und wird zwar sehr zahm, aber an keine Person besonders anhänglich. Er schläft die ganze Nacht, dagegen selten

am Tage. Beim Schlafen rollt er sich in eine Kugel zusammen, und bedeckt den Kopf mit dem Schwanze. Im Laufe ist er ungeschickt und leicht einzuholen.

In Gujana, Brasilien und andern Theilen Südamerikas. (Abbildung nach Cüvier.)

Die zweyte Art dieser Gattung ist: Der gesellige Coati. Nasua sociabilis. Lebt in Paraguay in kleinen Truppen, sonst in der Lebensart nicht verschieden.

7te Gatt. Kinkajou. Cercoleptes. Kinkajou.

Vorderzähne $\frac{6}{6}$, der zweyte untere auf jeder Seite steht etwas außer der Linie. Die untern Ecke sind länger als die obern. Backenzähne $\frac{5-5}{5-5}$, die zwey vordern sind klein und konisch; die drey hintern mit höckeriger Krone.

Der Körper ist schlank. Der Kopf abgerundet; die Schnauze kurz. Die Zunge weich, ausdehnbar. Die Ohren eyförmig, groß, häutig.

Die Füße fünfzehig; die Zehen getrennt, mit starken zusammengedrückten, krummen Nägeln versehen. Der Schwanz lang und greifend, aber ganz behaart. Das Haar wollig.

Am Scelet vollkommene Schlüsselbeine.

Taf. 67. Wickelschwanz-Kinkajou oder Potto. Cerc. caudivolvulus. Le Potto.

Größe einer Katze, aber der Körper viel schlanker und länger; Schnauze konisch; Hinterhaupt abgerundet; Ohren länger als breit, an der Spitze abgerundet, nur mit kurzem Haar bedeckt; Zunge schmal, sanft; das Thier streckt sie oft nach Willkühr bis drey oder vier Zoll vor. Der Hinterkörper steht höher als der vordere. Die Sohle der Vorderfüße ganz nackt, die der Hinterfüße großentheils, nur die Ferse behaart. Die Zehen sehr getrennt; die krummen Nägel haben unten eine Rinne. Der Schwanz an der Wurzel dick, und wenigstens so lang als der Körper. Das Haar kurz, dick, etwas wollig, graulich gelb, an Brust, Bauch und Backen ins Goldfarbe spielend. Am Kinn und der Oberlippe stehen einzelne lange, schwärzliche Haare zerstreut. Regenbogenhaut des Auges roßbraun. Die nackte Haut an den Füßen lackroth; Nägel weiß; Ohren und Schnauze hell violett.

Ganze Länge bis zum Schwanz 1 Fuß 4 Zoll; des Schwanzes 1 Fuß 4 Zoll.

Der Potto lebt mehr von vegetabilischen als thierischen Substanzen, wenn man wenigstens von gezähmten urtheilen darf, welche Früchte und Brod dem Fleische vorzogen, welches sie zwar auch nicht verachteten. In der Freyheit macht der Potto auf Vögel, ihre Eyer, kleine Säugethiere und Insecten Jagd. Die Vögel ergreift er bey den Flügeln, saugt ihnen das Blut aus, ohne sie zu zerreißen. Er besteigt Bäume mit Leichtigkeit, und kann daher auch leicht ihre Früchte pflücken. Beim klettern hält er sich besonders mit den Hinterfüßen, mit welchen er die Aeste umklammert, wenn er heruntersteigt, welches er, wie die Coatis, mit dem Kopfe vorwärts thut. Dabey aber bedient er sich geschickt seines Wickelschwanzes, um sich festzuhalten, und selbst kleine Gegenstände, welche er mit den Vorderpfoten nicht erlangen kann, zu ergreifen.

Seine Nahrung ergreift er zuweilen mit dem Munde, viel häufiger aber bedient er sich dazu seiner Vorderpfoten.

Er ist ein vollkommen nächtliches Thier, welches den ganzen Tag durch schläft. Dies thut er auf der Seite liegend, den Kopf auf der Brust ruhend, den er mit den Händen bedeckt. Erweckt man ihn, so scheint er vom Lichte zu leiden, und sucht die Augen vor demselben zu schützen; durch Liebkosungen kann man ihn zwar selbst zum Spielen bringen, aber bald siegt das Bedürfniß des Schlafes und der Dunkelheit, und er schläft wieder ein. So wie dagegen die Dämmerung eintritt, erwacht er nach und nach, tappt anfangs ungewissen Schrittes herum, und

streckt seine ungemein lange Zunge lechzend heraus. Er sucht dann Wasser und trinkt lappend, und nun erst wird er lebhaft und vollkommen munter.

Seine Stimme ist ein sanftes Pfeifen, wenn er ruhig ist; im Affecte aber bellt er fast wie ein junger Hund. Nach Humboldt soll er außerordentlich begierig nach Honig seyn, und seiner langen Zunge sich bedienen, dasselbe zu lecken. Er zerstört daher sehr häufig die wilden Bienennester, und die Missionaire nennen ihn Honigbär. Er ist leicht zu zähmen, und läßt sich gerne schmeicheln; die Bewohner von Neu-Granada machten ihn daher früher wirklich zum Hausthier. In seinem Betragen und in seinem Aeußern hat er viel mit den Makis gemein. Er bewohnt einsame gebirgigte Gegenden, und ist häufig in Neu-Granada, bey Muzo und Mesa de Guandiaz; die Einwohner nennen ihn Cuchumki. Auch in den Wäldern von Fernambuc und an den Ufern des Rio-negro. Dagegen fehlt er in den Provinzen Cumana und Caracas. Sehr unwahrscheinlich ist es, daß er in Luisiana und Florida sich finde. Pennant sagt, er finde sich auch auf Jamaica, aber sehr selten.

Von seiner Fortpflanzung weißt man noch nichts bestimmtes. (Abbildung nach Cüvier.)

8te Gatt. Bärenmarder. Ictis. Bentourong.

Vorderzähne $\frac{6}{6}$; Eckzähne $\frac{1-1}{1-1}$; Backenzähne $\frac{5-5}{5-5}$; in der obern Kinnlade sind vier falsche Backenzähne und sechs wahre; in der untern sechs falsche und vier wahre.

Der Körper stark; der Gang auf den Sohlen; der Schwanz stark und greifend; das Haar hart, lang und dicht. Die Füße fünfzehig; die Nägel nicht zurückziehbar.

Diese Gattung gränzt auf der einen Seite an die Waschbären, auf der andern an die Zibetthiere. Sie haben den Sohlengang der erstern, und die spitzige Schnauze der zweyten. Allein ihr Wickelschwanz unterscheidet sie von den beyden Gattungen, und ebenso ihr Zahnbau, der gleichfalls das Mittel zwischen diesen Gattungen zeigt. Sie haben, wie die Zibetthiere, in der untern Kinnlade einen Höckerzahn, und zwey in der obern; aber diese Zähne, so wie alle wahren Backenzähne, gleichen in der Dicke mehr denen, der Waschbären. Die scharfen zusammengedrückten Nägel scheinen zum Klettern geschickt. Der Schwanz ist unförmlich dick an seiner Wurzel, und greifend an seiner Spitze, doch ohne eine nackte Haut. Das Auge ist katzenartig, die Pupille vertikal verlängert. Die Bärenmarder sind also nächtliche Thiere. Die Ohren kurz und abgerundet; die Nasenlöcher stehen am Ende eines durch eine tiefe Furche getheilten Rüssels. Die Schnurrbarthaare an den Lippen, über den Augen und an den Backen sind sehr stark. An den Ohrspitzen steht ein Büschel langer und zahlreicher Haare. Die Stimme ist ein Mittelding zwischen Katzengeschrey und Hundegewinsel.

Taf. 69. Weißstirniger Bärenmarder. Ictis albifrons. Le Bentourong.

Der Pelz ist grau, indem die langen Haare, mit welchen der Körper bedeckt ist, an der Wurzel schwarz, am obern Drittheil aber weiß sind. Die Seiten der Schnauze und der Schwanz sind schwarz; ebenso die Ohrbüschel; die Ohren weiß gerandet. Der obere Theil der Schnauze und die Stirne sind weiß. Die Iris ist goldgelb. Der Bauch grau, die Haare an diesem Theil sind kürzer als die an den andern Theilen. Bey einem andern Exemplar war auch der Schwanz, die Spitze ausgenommen, halb grau.

Größe einer sehr großen Hauskatze.

Dieses Thier findet sich in der Provinz Bouton in Java. Von seinen Sitten ist nichts bekannt. Seine Nahrung besteht wahrscheinlich in kleinen Thieren und Früchten. Sie lassen sich leicht zähmen und werden in kurzer Zeit wahre Hausthiere. (Abbildung nach Cüvier.)

Die zweyte bekannte Art dieser Gattung, der schwarze Bärenmarder, Ictis niger, ist so groß wie ein starker Hund und in Malacca zu Hause.



2/3

Das kleine Wiesel. *Mustela vulgaris.* *La Belette.*



1/3

Der Katzenbär. *Ailurus fulgens.* *Le Panda.*



1/4

Bärenmarder. *Ictis albifrons.* *Le Bentourong.*

9te Gatt. Katzenbär. Ailurus (Cuv. et Geoff.) Panda.

Vorderzähne $\frac{6}{6}$, wahrscheinlich sind diese in der Jugend gelappt. Eckzähne $\frac{1-1}{1-1}$, die obern sind nicht gebogen wie bey den Katzen, Wieseln und Hunden, sondern fast gerade, wie bey den Waschbären. Sie sind hinten schneidend, zu beyden Seiten aber mit einer doppelten Längsfurche bezeichnet. Backenzähne wahrscheinlich 8 in jeder Kinnlade; der erste oben steht sehr nahe am Eckzahn, und ist ein falscher Backenzahn, mit drey Höckern an der Außenseite, und zwey am innern Theile; der dritte ist dem zweyten sehr ähnlich, nur größer, und der vierte endlich scheint der größte zu seyn. (Das einzig bekannte Thier dieser Art war verstümmelt.) Die Backenzähne der untern Kinnlade gleichen den obern.

Die Schnautze ist kurz und dick, der Körper stark, der Schwanz mittelmäßig, stark behaart, nicht greifend. An jedem Fuß befinden sich fünf Zehen, mit halb zurückziehbaren Nägeln. Das Thier geht auf der ganzen Sohle, welche allenthalben behaart ist. Die Beine sind kurz.

Taf. 69. Glänzender Katzenbär. Ailurus fulgens.

Le Panda.

Der Pelz ist sehr dicht behaart. Der Kopf ist weiß, die Schnauze schwarz, die Stirn etwas gelblich; auf den Backen findet sich ein brauner Fleck. Die Unterkinnlade ist schwarz; die Ohren weiß. Hinterkopf, Hals und Schultern glänzend rostbraun; der übrige Theil des Körpers bis zur Schwanzwurzel ist falb, in der Kreuzgegend ins Braune übergehend. Der Schwanz dicht behaart, fast gleich dick, ein Drittheil des Körpers lang, rostbraun, mit sechs falben Ringen und rostbrauner Spitze, Hals, Bauch, alle untern Theile und die Schenkel schwarz, an den vordern Unterschenkeln steht ein rostfarbner Fleck, und die Haare zwischen den Zehen sind rostfarb.

Dieses Thier, von dessen Lebensart durchaus nichts bekannt ist, lebt wahrscheinlich von kleinen Thieren und von Vegetabilien. Es hat die Größe einer starken Hauskatze, trägt den Schwanz gerade. Es gleicht in etwas den Katzen, im Gebiß aber steht er zwischen den Waschbären, Mardern und Zibetthieren.

Vaterland Ostindien, in welchem Theil ist unbekannt. (Abbildung nach Cüvier.)

Zehengänger. Digitigrada.

Die Thiere dieser Abtheilung gehen auf der Spitze der Zehen. Sie bilden selbst wieder mehrere Gattungen, welche durch den Bau ihrer Zähne und anderer Eigenschaften sich auszeichnen. Sie sind im allgemeinen weit mehr fleischfressend, als die Sohlengänger, und einige Gattungen genießen in der Freyheit fast gar nichts aus dem Pflanzenreich.

10te Gatt. Wiesel. Mustela. Martre.

Vorderzähne $\frac{6}{6}$, der zweyte untere auf jeder Seite steht ein wenig vorwärts. Die Eckzähne stark. Backenzähne $\frac{4-4}{5-5}$ oder $\frac{5-5}{6-6}$, sie sind schneidend; die vordern oder falschen sind konisch, zusammengedrückt, bald zwey oben und drey unten, bald oben drey und unten vier. Die Reißzähne oder großen Backenzähne dreyzackig, bey einigen Arten mit einem kleinen innern Höcker; hinter dem Reißzahn steht bald oben bald unten der Höckerzahn mit stumpfer Krone.

Der Körper sehr lang und schlank, fast wurmförmig, und der Rücken gekrümmt. Der Kopf klein, eyförmig, oben abgeplattet, die Kinnladen kurz. Die außern Ohren kurz und abgerundet. Die Zunge weich. Die Füße kurz, fünfzehig; die Zehen mit scharfen krummen Nägeln bewaffnet. Schwanz mittelmäßig lang. Am After keine Drüsensäcke, wohl aber kleine Drüsen, welche einen sehr stark und übelriechenden Saft absondern. Die Haare fein, weich, die längern glänzend und sehr biegsam. Kein Blinddarm. Die Säugewarzen am Bauche.

Es sind grausame, blutdürstige und listige Thiere, welche kleine Säugethiere und Vögel angreifen und von ihrem Blute leben. Sie klettern leicht. Sie leben meist in den gemäßigten und nördlichen Zonen.

Taf. 70. Das große Wiesel oder Hermelin. Mustela erminea.

Martre hermine. Le roselet.

Das große Wiesel ändert jährlich seine Farbe. Im Sommer sind alle obern Theile des Körpers sehr blaß kastanienbraun; die untern Theile weiß, gelblich überlaufen. Die Zehen an allen vier Füßen und der Rand der Ohren rein weiß; der Schwanz hat am Ende einen schwarzen Haarbüschel. Im Winter wird der ganze Körper, ausgenommen die Schwanzspitze, welche schwarz bleibt, rein weiß, zuweilen jedoch mit schwachem gelbem Schimmer. Im Herbst und im Merz, wo der Uebergang der Farben statt hat, findet man dies Thier gefleckt.

Länge von der Schnauze bis zum After 9½ Zoll, des Schwanzes 3 Zoll 10 Linien. Höhe von vorn 2 Zoll 8 Linien, in der Kreuzgegend 3 Zoll 11 Linien.

An Schlankheit des Körpers übertrifft das Wiesel fast alle andern Säugethiere, und der ganze Körper ist vom Anfang bis zum Ende gleich dick, selbst Kopf und Hals sind sehr wenig unterschieden.

In einigen Gegenden soll dieses Thierchen seine Farbe nicht ändern, sondern das ganze Jahr gleich bleiben, bald weiß, bald braun. Allein dies ist wenigstens in der Schweiz nicht der Fall, es müßte dann einzelne Ausnahmen geben, wo außerordentliche Ursachen die Färbung verhindern.

Die Nase ist stumpf und gefurcht, der Mund weiß; das Gebiß scharf. Am Munde ist ein starker Knebelbart. Die Augen klein und schwarz. Die Ohren kurz und abgerundet. Je weiter nach Norden das Thier lebt, desto weißer und dichter wird der Pelz im Winter.

Das große Wiesel ist über das ganze gemäßigte und kalte Europa verbreitet, häufig im nördlichen Rußland, Sibirien, Lappland, Kamtschatka und in Nordamerika. Man findet es in Ebenen und Gebirgen und sehr hoch auf den Alpen, selbst nahe an den Gletschern. Sie leben gewöhnlich an den Ufern der Bäche unter Baumwurzeln, in hohlen Bäumen, in Fels-, Stein- und Erdklüften, auch in Maulwurfslöchern und in zerklüfteten Mauern und in Steinhaufen oder unter Hecken. Im Winter kommen sie auch wohl in die Scheunen, Ställe und Keller der Wohnungen. Ihr Lagerplatz ist oft mit Moos oder Gras ausgefüttert.

Nicht leicht übertrifft irgend ein Thier das Wiesel an Schnelligkeit und Behendigkeit. Mit unbegreiflicher Sicherheit schlüpfen sie durch die engsten Löcher, und sind bey jeder Gefahr sogleich verschwunden. Sie laufen springend und klettern mit außerordentlicher Leichtigkeit auf Bäume, und schwimmen vortrefflich über Bäche und Flüsse.

Obschon sie nächtliche Thiere sind, so sieht man sie doch häufig am Tage, und oft in der Nähe der Menschen, welche sie weniger scheuen, als andere Thiere dieser Gattung. Beim Mondenschein und stillen Nächten sieht man sie oft auf Wiesen oder in Gärten mit einander spielen.

So klein das Thier ist, so groß ist doch seine Raubbegierde und sein Muth, und es wagt sich an viel größere Thiere, als es selbst ist. Das Wiesel ist ein fürchterlicher Feind der Haus- und Wanderratten und der verschiedenen Mäusearten; die Maulwürfe sucht es in ihren Löchern auf, und ebenso die jungen Kaninchen. Die jungen Hasen, sogar alte überfällt es im Schlafe, und Bechstein erzählt sogar einen Fall, wo ein Wiesel ein junges Reh angriff, und sich in seinem Genicke einbiß. Selbst der starke Auerhahn ist vor ihm nicht sicher, und als großer



1

Der Baummarder.
Mustela martes.
Le Martre.

2

Der Hausmarder.
Mustela foina.
La foine.

3.

Das Hermelin.
Mustela Erminea.
L'Hermine.

1/5

Liebhaber von Eyern ist es den auf der Erde brütenden Vögeln sehr gefährlich, und zerstört die Nester der Auer-, Birk-, Hasel- und Schneehühner, der Rebhühner, Wachteln, Lerchen u. s. w. Den größern Thieren springt es aufs Genick und beißt die Halsflechsen entzwey. Mit den kleinern Thieren spielt es wie die Katzen mit den Mäusen, läßt sie los und fängt sie wieder, bis sie unter seinen Bissen sterben. Sie pfeifen fast wie die Spitzmäuse, haben aber ein schwaches und kurzes Leben, welches sich kaum auf sechs Jahre erstrecken soll.

Sie leben paarweise beysammen, und scheinen in einem gewissen Bezirke andere nicht zu leiden. Die Fortpflanzung fällt in den Merz, da sieht man sie oft einander jagen und mit einander spielen. Die Mutter trägt ungefähr fünf Wochen, und bringt im April oder Anfangs May drey bis acht Junge zur Welt. Dies geschieht entweder in einem hohlen Baume, oder unter einem Steinhaufen oder in einer Maulwurfswohnung, auf Moos oder Gras. Die Jungen sind neun Tage blind und bleiben etwa vier Monate bey der Mutter. Sie werden, wie die jungen Katzen, von den Alten zum Fangen und Rauben anderer Thiere angeführt.

Sehr jung eingefangen werden die Wiesel sehr zahm, und man kann kaum niedlichere und possirlichere Thierchen sehen. So bald sie aber etwas älter eingefangen werden, bleiben sie beißig und böse.

Der Nutzen der Wiesel durch Vertilgung von Mäusen, Ratten, Hamstern u. s. w. ist viel größer als ihr Schaden, vor welchem wir uns meistentheils verwahren können, wenn wir unser Hausgeflügel gut versorgen. Sollte aber das Auffressen einiger kleinen Vögel und ihrer Eyer ihnen als schädliche Eigenschaft angerechnet werden können, wenn der Mensch ohne Bedenken ganze Heerden seinem lüsternen Gaumen aufopfert?

Der Balg unserer innländischen Wiesel hat wenig Werth; dagegen das nordische weiße Hermelin als ein geschätztes Pelzwerk angesehen wird.

Man hat bey uns allgemein das Vorurtheil, wenn man im Frühjahr weiße Wieseln sehe, werde es noch kalt. Allein das Wiesel ist weiß, weil die Jahrszeit ihm noch kein Sommerkleid anzog, welches nur zu bestimmter Zeit, bald etwas früher, bald etwas später, zu geschehen pflegt, aber die weiße Farbe hat durchaus keinen Bezug auf zukünftige Witterung. Keiner Wiederlegung werth ist der dumme Glaube, das Anhauchen eines Wiesels bringe bey Menschen und Vieh Geschwülste hervor. Das Wiesel müßte einen sonderbaren Hauch haben, um aus der Ferne zu wirken.

(Abbildung nach der Natur.)

Taf. 69. Das kleine Wiesel. Mustela vulgaris.

La Belette.

Oben röthlich braun, unten weiß. Der Schwanz wie der Körper, kurz, ohne Haarbüschel. Es verändert seine Farbe im Winter nicht, nur wird es etwas dunkler und mehr graulichbraun. Der Kopf groß; der Hals dick. Die Ohren kürzer als beym großen Wiesel, ohne weißen Rand. Vorderhals und ganzer Unterleib weiß.

Länge von der Schnauze bis zum After 6½ Zoll; des Schwanzes 1¼ Zoll. Höhe vorn 1 Zoll 5 Linien, hinten 1½ Zoll. Wohl das kleinste Raubthier.

Das Vaterland dieses Thiers verbreitet sich über die gemäßigten und nördlichen Gegenden der alten Welt und über einen Theil von Nordamerika, jedoch geht es nicht über den Polarkreis hinaus. In Rußland, Schweden und Sibirien soll eine weiße Varietät häufig seyn, welche man als eigene Art angesehen hat.

Dieses Wiesel lebt weit häufiger in Häusern und Scheunen, oder, nahe dabey, in Steinhäufen, als in Feldern, und zieht sich besonders im Winter in die Wohnungen.

So klein es ist, ist es doch eben so räuberisch und keck, als das große, und wohl im Verhältniß seiner Größe eines der beherztesten Thiere. Es greift alte und junge Tauben, Hühner und ihre Eier, die größten Wanderratten, Hausratten und Hamster an, alles Thiere, welche viel größer sind, als es selbst; auch Haus-, Wald- und Feldmäuse unterliegen seiner Schnelligkeit. Ebenso soll es sich an junge Hasen und Kaninchen wagen. Es klettert sehr geschickt, und kann durch die engsten Löcher sich durchdrängen. Es soll auch Blindschleichen, Eidexen und Fische fangen, und dem Honig nachgehen. Daß es aber auch den Kühen die Milch aus den Eutern sauge, beruht wohl kaum auf einer gegründeten Thatsache.

Es ist ein nächtliches Thier, welches man nur dann am Tage sieht, wenn es aufgestört wird; es giebt keinen Laut von sich, als wenn es gefangen wird. Dann ist es ein heiserer, quickender Ton.

Beyde Arten Wiesel stinken ganz abscheulich, da ihre Afterdrüsen einen äußerst heftig riechende Schmiere absondern.

Die Begattnng geschieht in der letzten Hälfte des Merz. Die Mutter trägt fünf Wochen, und wirft meist fünf blinde Jnnge in einem Maulwurfsloche, oder einer Mauerhöhlung, oder unter einem Steinhaufen. Ein zweyter Wurf hat oft im August statt Die Mutter ist sehr für die Jungen besorgt, und trägt sie bey Gefahren im Munde weiter.

Es ist ein sehr nützliches Thier, und ein Paar, welche in einem Hause wohnen, fangen die Mäuse und Ratten weit besser weg, als eine Katze; nur muß man Hühnerstall und Taubenschlag vor ihnen wohl verwahren. Die Sperlingsnester unter den Dächern nehmen sie oft aus. Nur am Honig schaden sie zuweilen.

Der Balg ist zu klein, um benutzt werden zu können. (Abbildung nach der Natur.)

Marder.

Am untern Reißzahn ist ein Höckerchen; oben und unten ist ein falscher Backenzahn mehr als bey den Iltisen. Die Schnautze spitzig. Nägel scharf.

Taf. 70. Edelmarder (Baummarder). Mustela martes.
Martre comune.

Farbe braun; an der Kehle ein dottergelber Fleck. Der Pelz hat zweyerley Haare, nämlich lange starke, an der Wurzel graue, dann rothgelbe und an der Spitze braune Haare; dann aber sehr dicht stehende seine Wollhaare, von grauer leicht gelblicher Farbe, welche durch die ersten nicht vollkommen bedeckt werden. Schnauze, Brust, alle vier Beine und Schwanz braunschwarz. Gurgel, Unterhals und der vordere und obere Theil der Brust dottergelb; Unterbauch rostbraun. Ohrenrand und Inneres der Ohren weißlich gelb.

Länge von der Schnauze bis zum After 1 Fuß 6½ Zoll; des Schwanzes 9¾ Zoll. Höhe vorn 8 Zoll; hinten 10 Zoll.

Diese Art ist über das gemäßigte und nördliche Europa verbreitet, und soll auch in Nordamerika vorkommen, und dort bis zur Hutsonsbai gehen. Der Aufenthalt dieses Thiers ist in größern oder kleinern Tannenwäldern, auch in Eichen- und Buchwäldern. Bald wohnt er da in Felsenritzen, bald in hohlen Bäumen, bald in Eichhörnchen- und wilden Taubennestern. Nie findet man dieses Thier in Städten und Dörfern, wie den Hausmarder.

Er lebt fast mehr auf Bäumen als auf der Erde, klettert noch leichter als ein Eichhorn, welches er wie im Fluge von einem Baume zum andern jagd, und meist ermüdet. Er scheut das Tageslicht nicht so wie der Hausmarder, und geht, da wo er sicher ist, oft am hellen Mittage seiner Nahrung nach. Gewöhnlich aber liegt er den Tag über in seinem Neste, und geht früh Morgens oder Abends auf Raub aus. Wird er von Hunden verfolgt, und ist er auf der Erde, so gallopirt er in großen Sätzen, und sucht einen Baum zu erreichen, von welchem er nicht mehr heruntergeht, bis alle Gefahr vorbey ist. Die Hunde verlieren dann bald seine Spur.

Seine gewöhnliche Nahrnng besteht in Erd- und Feldmäusen. Er belauscht die Vögel auf den Nestern, und frißt Alte, Junge und Eyer. Auerhühner, Birkhühner, Haselhühner, Rebhühner, Fasanen sind nicht sicher vor ihm. Den Hasen überrascht er im Schlaf. Er geht den Vogelschneiden nach, und frißt die gefangenen Vögel. Er sucht die Hummelnester auf und gräbt nach Honig. Von Früchten liebt er besonders die Vogelbeeren. In harten Wintern nähert er sich nicht selten auch bewohnten Oertern, aber nie für lange.

Es ist ein überaus listiges, schnelles, blutdürstiges und grausames Thier. Sehr jung gefangen, läßt es sich aber sehr zahm machen, sogar, daß man ihn im Hause herumlaufen lassen kann, wo er sich mit kleinen Hunden sehr gut verträgt, und mit ihnen sich nicht satt spielen kann. Selten wird ein solcher Marder böse, ausgenommen wenn man ihn im Schlafe oder beym Fressen stört. Hat er genug zu fressen, so greift er das Geflügel nicht an; hat er aber einmal zu würgen angefangen, so kehrt seine angeborne Wildheit zurück. Sie werden alle Speisen gewohnt, und spielen mit jedermann. Ein älterer Marder läßt sich dagegen nicht mehr zahm machen, beißt sehr heftig und behält immer seine Wildheit. Nähert man sich ihm, so knurrt er, und springt auch wohl gegen einen Menschen.

Die Fortpflanzungszeit ist Ende Januars. Nach neun Wochen wirft die Mutter in einem Eichhörnchen- oder wilden Taubenneste drey bis vier Junge. Sie soll selten in der Nähe ihres Nestes rauben, um nicht entdeckt zu werden.

Man fängt ihn besonders im Januar, wo man seiner Fährte im Schnee nachgeht, und ihn so in seinen Schlupfwinkeln auffindet; sein Balg ist in dieser Zeit am besten. Zuweilen wird er auch von Jagdhunden aufgejagt, und vom Baume herunter geschossen.

Sein Balg ist kostbarer als der des Hausmarders, daher ist er vielen Verfolgungen ausgesetzt. Sein Schaden darf, da er sehr viele Mäuse verzehrt, nicht zu hoch angeschlagen werden, wenn er auch schon daneben etwa ein nützliches Thier tödet.

(Abbildung nach der Natur.)

Taf. 70. Der Hausmarder. Mustella foina.

Martre fouine.

Kleiner und niedriger als der Edelmarder. Der Kopf platter, fast dreyeckig. Schnauze spitzig. Augen vorspringend und weit von einander entfernt. Ohren kurz und abgerundet. Hals kurz, und fast so dick als der Kopf. Körper sehr schlank; Schwanz lang und buschig. Die Wollhaare sind weißlich grau, fein und sanft; die längeren Stachelhaare braun. Am Halse ein weißer Fleck, welcher von der untern Kinnlade an über die Oberbrust weggeht, und sich gegen beide Vorderschenkel wendet. Füße und Schwanz dunkelbraun. Die Farbe ist überhaupt dünkler als beym Edelmarder, wo sie mehr in's Kastanienbraun übergeht.

Länge 1 Fuß 4½ Zoll; des Schwanzes 8 Zoll. Höhe vorn 7 Zoll, hinten 7½ Zoll.

Dieser Marder wohnt mitten unter den Menschen in Städten und Dörfern, in Scheunen, Kirchen, Stadtmauern, Kornböden u. s. w. Die Art ist über ganz Europa und Nordasien verbreitet, doch nicht über den aretischen Kreis hinaus.

Es ist ein lebhaftes, listiges, durchaus nächtliches Thier, welches man am Tage nie sehen wird, es müßte denn aus seinem Schlupfwinkel aufgestört werden. Mit gekrümmtem Rücken ist sein Gang ein stetes Gallopiren. Er klettert sehr geschickt auf Mauern, Bäume, Dächer, und fällt ohne Schaden von diesen herunter. Er schwimmt leicht, und kriecht durch enge Löcher hindurch. Geruch und Gesicht sind vortrefflich.

Alles was Leben hat und er bezwingen kann, das frißt der Marder; Hühner, Tauben, Enten, Gänse, Kaninchen, Mäuse, Ratten, Frösche. Dann liebt er auch das Obst, besonders Kirschen, Pflaumen und Weintrauben, Eier und Honig. Er würgt so lange etwas zu würgen ist, und leert so ganze Hühnerschläge und Taubenschläge in kurzer Zeit. Den Thieren saugt er das Blut aus, und beißt ihnen die Köpfe ab; im Winter schleppt er sie zu seinem Neste.

Seine Fortpflanzung fällt in den Februar. Zu dieser Zeit hört man das durchdringende und höchst wiederliche Geschrey der Männchen, welche sich auf den Dächern herumbeißen und jagen. Nach 9 Wochen wirft das Weibchen drey bis fünf blinde Junge, welche vierzehn Tage blind bleiben, und von der Mutter etwa drey Monate besorgt werden. Das Nest ist meist auf einem Heuboden, und wird mit Heu und Haaren ausgefüttert. Man kann die Jungen eben so zahm machen, wie diejenigen des Edelmarders. Sie sind reinlich, lebhaft, possirlich, sehr anhänglich an ihren Fütterer, dessen Stimme und Gang sie bald kennen lernen. Am Tage schlafen sie zwar oft, sind aber

auch oft munter, nur kriechen sie in alle Löcher, und lieben mehr das Dunkle als das Helle. Gewöhnlich wirft die Mutter noch einmal im Sommer.

Der große Schaden, welcher dieses Thier am Hausgeflügel und Obst den Menschen thut, hat ihm natürlich viele Feinde zugezogen, denen er aber durch seine List und vortrefflichen Geruch sehr oft entgeht, daher ist er immer häufig genug. Auch die Hunde verfolgen ihn, und von Flöhen wird er so geplagt, daß die Jungen zuweilen davon sterben.

Sein Winterbalg giebt ein treffliches Pelzwerk; doch wird es weniger theuer bezahlt, als das des Edelmarders.

(Abbildung nach der Natur).

Die übrigen Thiere dieser Gattung sind: das Frett. Mustela furo, eigentlich aus Afrika stammend, aber in Europa zur Kaninchenjagd gezähmt. Der Tigeriltis. Mustela sarmatica, im südlichen Rußland und Kleinasien. Das sibirische Wiesel. Mustela sibirica, in Sibirien. Der Zorill. Mustela zorilla, im südlichen Afrika. Der Mink oder Nörz. Mustela lutreola et Vison, Nordeuropa und Amerika. Der Zobel. Mustela Zibelina, Nordasien. (berühmt wegen seines sehr schönen und kostbaren Pelzes.) Der Pekan. Mustela canadensis, in Nordamerika. Der rostfarbe Marder. Mustela rufa, Vaterland unbekannt. Der Zorra. Mustela sinuensis, in Südamerika. Das afrikanische Wiesel. Mustela africana, Afrika. Das Pennantische Wiesel. Mustela Pennanti, in Nordamerika. Der goldkehlige Marder. Mustela flavigula, wahrscheinlich Afrika. Das javanische Wiesel. Mustela nudipes, Java.

11te Gatt. Otter. Lutra. Loutre.

Vorderzähne $\frac{6}{6}$, der zweyte untere bey einigen Arten etwas einwärts stehend. Die Eckzähne mittelmäßig und gekrümmt. Backenzähne $\frac{5-5}{5-5}$ oder $\frac{5-5}{6-6}$. Der erste obere klein, stumpf, fällt öfters bald aus; der zweyte ist schneidend; der dritte dicker; der Reißzahn mittelmäßig groß, mit zwey innern Spitzen und einem starken innern Vorsprung, und stumpfem Höcker. Die untern gleichen den obern.

Der Kopf breit und platt. Die Zunge leicht warzig. Die Ohren kurz und abgerundet. Der Körper stark; niedrig auf den Beinen. Die fünf Zehen mit gebogenen nicht zurückziehbaren Nägeln bewahret, und mit einer Schwimmhaut verbunden. Der Schwanz weniger lang als der Körper, stark, an der Basis etwas platt. Der Körper mit zweyerley Haaren bedeckt, das kurze Wollhaar sehr weich und fein, das längere glänzend. Am After zwey kleine Drüsen, welche einen stinkenden Saft absondern. Kein Blinddarm.

Die Otter sind durchaus fleischfressend, leben aber fast nur von Fischen. Entfernen sich selten vom Wasser, und bewohnen die Höhlen am Ufer der Flüsse, Seen und Meere. Sie unterscheiden sich leicht durch ihren Instinkt im Wasser zu leben, ihre niedrigen Beine, ihren breiten und platten Kopf, und ihren starken und dicken Körper.

Taf. 71. Die europäischen Otter. Lutra vulgaris. Loutre d'Europe.

Scheitel, Hals, der ganze Rücken, Schwanz und Schenkel braun, grauröthlich überlaufen. Seiten des Kopfs, Unterkinnlade, Gurgel, Unterhals, Bauch und Inneres der Beine weißlichgrau glänzend; Scheitel und Schwanzspitze dunkelbraun, fast schwärzlich. Die Schwimmhaut an den Hinterfüßen größer als an den Vorderfüßen. Das Weibchen ist schlanker und heller von Farbe, als das Männchen. Der Kopf ist platt; die Schnauze aber sehr breit; dte Oberlippe dick, und bedeckt die untere. Die Schnurrbarthaare sind stark; die Augen schwarz, mit stark gewölbter Hornhaut.

Man findet zuweilen weiß gefleckte und ganz weiße Ottern, aber sehr selten.

Länge 2 Fuß 1 Zoll; des Schwanzes 1 Fuß 1¾ Zoll.



2

1/3



1

1/3

1

Der Chinche.
Mephitis Chinga.
Le Chinche.

2

Europäischer Otter.
Lutra vulgaris.
Le Loutre commun.

Der Otter ist über ganz Europa verbreitet, und findet sich in Nordasien und Nordamerika. Er lebt an den Ufern der Seen, Flüsse, Teiche und Meere, welche er niemals weit verläßt. Zwischen Baumwurzeln, in vom Wasser ausgehöhlten Höhlen, und sogar oft in den Wuhrungen der Mühlen schlägt er seine Wohnungen auf, und belegt sein Lager mit dürrem Grase. Sehr oft wählen sie verlassene Fuchs- und Dachsbaue zu ihrem Aufenthalt, wenn sie auch mehrere hundert Schritte vom Ufer entfernt sind.

Der Otter ist ein nächtliches Thier, und nur höchst selten findet man ihn an stillen Orten auch am Tage munter, ausgenommen wenn er verjagt wird. Außer seinem trockenen Lager ist sein Aufenthalt fast immer im Wasser, worin er vortrefflich schwimmt und taucht. Dennoch aber kann er nicht lange unter Wasser aushalten, ohne Luft zu schöpfen; dazu braucht er aber nicht mit seinem ganzen Kopf außer das Wasser zu gehen, sondern nur die Nase hervor zu strecken. Zuweilen verlockt sie ihre Begierde nach Fischen in die Fischreusen, wo sie aber, wenn sie sich etwa selbst verstricken, ihren Tod finden und ertrinken. So lange der Otter lebt, wird sein Haar nicht naß, da es immer fettig ist. Er ist sehr menschenscheu und äußerst vorsichtig, obschon er oft einige Zeit nahe bey Wohnungen sich aufhält, und in den Wohnungen sich verbirgt. Er ist sehr gefräßig, und richtet unter den Fischen große Niederlagen an. Einen Bach oder einen Teich fischen sie oft in kurzer Zeit fast ganz aus. Obschon sie nicht schnell laufen können, und ein Mensch sie leicht einholt, so machen sie während der Nacht nicht selten große Reisen von einem Bach oder See zum andern.

Wird ein Otter verfolgt, so sucht er in seine Höhle zu entkommen, oder sich mit Schwimmen und Tauchen zu retten. Greifen ihn aber die Hunde auf dem Lande an, so wehrt er sich mit seinen Zähnen ganz verzweifelt. Er ist sehr electrisch, und man kann seinen Balg für die Electricität noch besser anwenden, als einen Fuchsbalg oder Katzenbalg. Beym Schwimmen soll des Nachts sein Körper wie ein heller Streif im Wasser erscheinen.

So wild der Otter ist, so kann er leicht gezähmt werden, wenn man ihn ganz jung fängt; er wird bey gehöriger Behandlung dann so zahm, daß er den Leuten im Hause wie ein Hund nachlauft, und so abgerichtet werden kann, daß er die Fische in die Küche bringt, welche er gefangen hat. Man richtet ihn in Schweden oft dazu ab.

Die Hauptnahrung des Otters sind Fische, welche er mit großer Geschicklichkeit und Gewandtheit fängt. Sie fischen in Flüssen und Bächen immer Strom aufwärts, treiben die Fische in die Buchten und Löcher zusammen, wo sie ihnen dann zur leichten Beute werden. Sie schwimmen an stillen Gewässern oft auf der Oberfläche ruhig herum, und lauern auf die Fische in der Tiefe, nach welchen sie dann blitzschnell untertauchen. Die kleinen Fische verzehren sie schwimmend, mit aus dem Wasser gestrecktem Kopfe. Die großen tragen sie an das Land, und lassen Kopf und Gräthen liegen. Im Winter gehen sie durch die Löcher im Eise unter Wasser, und wissen diese Löcher wieder zu finden. Krebse fressen sie auch gerne, und kehren deswegen auch die Steine am Boden um; auch Frösche fressen sie wahrscheinlich. Ihren Koth sollen sie nie im Wasser von sich geben, weil die Fische davon fliehen, wohl aber setzen sie ihn auf die Steine am Ufer, oder auf solche, welche etwas aus dem Wasser vorragen. Man sagt, sie sollen Baumrinde abnagen, und junges Gras fressen, allein dieß ist höchst unwahrscheinlich.

Die Begattungszeit fällt in den Februar. Die Mutter trägt neun Wochen, und wirft Anfangs May zwey bis vier Junge in einem Loche unter Wurzeln am Ufer, oder in einem Fuchs- oder Dachsbaue. Die Jungen sind neun Tage blind, und werden nach einigen Monaten zum Fischfange geübt. Die Jungen sind fast schwarz. Sie sind schwer aufzubringen; anfangs giebt man ihnen Milch und Brot, dann später Fische. Sie gewöhnen sich aber auch leicht an andere, sogar vegetabilische Kost.

Während der Begattungszeit, oder wenn die Mutter ihre Jungen, welche mehrere Monate in ihrer Gesellschaft bleiben, ruft, lassen sie ein lautes Pfeifen hören, wie das Pfeifen eines Menschen. Oft pfeifen sie nur, die Nase aus dem Wasser hervorstreckend, so, daß man sie nicht sieht, und nicht weiß, wo das Pfeifen herkommt.

Ihr kostbarer Balg ist das ganze Jahr durch gut; man verfolgt daher den Otter, welcher überdem an Fischen so großen Schaden thut, immer. Man lauert denselben an stillen Orten auf, oder spürt im Winter seiner Fährte im Schnee nach, oder schießt sie an den Eislöchern. Ihre Haut ist sehr dick, und bedarf eines guten Schusses. Doch tödete einst ein Jäger an der Limmat drey Ottern mit einem Schusse.

Nach der Naturgeschichte der Cartheusermönche, welche nur Fische essen dürfen, ist der Otter ein Fisch, ihr zähes und unschmackhaftes oder thraniges Fleisch wird daher von ihnen, und überhaupt von den Catholiken während der Fastenzeit gegessen, und oft theuer bezahlt.

Der Gewinn durch Erlegung eines Otters ist daher nicht gering, und kann leicht auf einen Louisd'or steigen. Dennoch sind die Ottern an allen Flüssen nicht selten.

Merkwürdig ist es, daß die sehr stinkende Materie seiner Afterdrüsen durch Aufbewahren einen angenehmen Bisamgeruch annimmt. (Abbildung nach der Natur).

Der Meerotter. Loutra lutris.

Loutre marine.

Der Körper sehr verlängert; der Schwanz ist ein Drittheil des Körpers lang; Hinterfüße sehr kurz. Der Kopf klein und rund. Die Ohren gerade, konisch und stark behaart. Die Augen sehr groß, mit einer Nickhaut am innern Augenwinkel, welche als ein drittes Augenlied die Hälfte des Augapfels bedecken kann. Die Nasenlöcher schwarz und gefurcht. Die Lippen sehr dick. In der Oberkinnlade sind nur vier Vorderzähne, welche aber sehr scharf sind; die Eckzähne sind lang; die Backenzähne breit und dick, der erste schneidend, die übrigen mit stumpfen Höckern. In der Unterkinnlade auch nur vier Vorderzähne und fünf Backenzähne. Das Obere des Halses, der Schultern Rücken und Seiten des Körpers, Kreuzgegend und Schenkel sind mit einem dicken Pelz bedeckt, dessen Wollhaare äußerst fein und weich sind; die längern, glänzenden Haare sind in geringer Menge an diesen Theilen vorhanden. Kopf, Unterschenkel, der untere Theil des Halses dagegen, sind so dicht mit diesen längern Haaren besetzt, daß die Wollhaare dadurch ganz verdeckt werden. Hinterhals, Schultern, Rücken und Seiten, Kreuzgegend, Schenkel und Schwanz tief kastanienbraun, wie der schönste Sammet glänzend. Kopf, Gurgel, alle untern Theile des Körpers und die Vorderfüße sind silbergrau, an der Schnauze etwas röthlich. Die langen Haare dieser Theile sind glänzend weiß, die Wollhaare dagegen dunkelbraun. Die starken Schnurrbarthaare weiß. Der Schwanz ist dicht behaart und dick.

Länge 3 Fuß 3 Zoll, des Schwanzes 1 Fuß 3 Zoll.

Die Verbreitung dieses merkwürdigen und kostbaren Thieres erstreckt sich über den Norden von Nordamerika, vorzüglich über die Nordwestküste dieses Landes; über die Südküste von Kamtschatka und die benachbarten Inseln, die Beringsinsel, die Kurilen und Aleauten zwischen dem 54 bis 60 Grade nördlicher Breite.

Im Winter lebt dieser Otter bald am Rande des Eises, bald am Ufer. Im Sommer besucht er die Flüsse und steigt nicht selten aufwärts bis in die Seen.

Der Meerotter lebt paarweise beysammen, und beyde Gatten sind einander sehr treu und zärtlich ergeben, und trennen sich zu Wasser und zu Land nicht. Sie laufen geschwind, schwimmen bald auf dem Bauche, bald auf der Seite, und sogar auf dem Rücken, tauchen oft, aber nicht lange. Sie schlafen am Lande. Ihr Gesicht ist schlecht, Geruch und Gehör aber gut. Ihr Geschrey gleicht dem Weinen kleiner Kinder.

Sie suchen sich blos durch die Flucht zu retten, wenn sie angefallen werden, und setzen sich nicht zur Wehre. Sind sie dem ersten Angriff entronnen, so sehen sie sich in einiger Entfernung um, um die Gefahr zu ermessen, in welcher sie sich befinden. Sie sind sehr munter und spielen häufig unter sich und mit ihren Jungen, welche sie sehr sorgfältig bewachen.

Ihre Nahrung besteht hauptsächlich aus Schalthieren, kleinen Fischen, Krebsen, welche sie mit ihren platten Zähnen zermalmen.

Sie werfen nur ein oder zwey Junge, welche so lange bey der Mutter bleiben, bis sie sich selbst fortpflanzen. Die Mütter tragen sie in Gefahr im Munde mit fort, wenn sie noch jung sind. Sie sollen acht bis neun Monate trächtig seyn, und auf dem Lande werfen.

Die ungemeine Kostbarkeit ihres Felles hat diesen Ottern große Verfolgungen zugezogen und ihre Art sehr vermindert. Sie machen neben dem Zobel einen der vorzüglichsten Zweige des rußischen Pelzhandels aus. Die

rußischen Niederlassungen in Nordwestamerika haben hauptsächlich ihre Jagd zum Zweck, und große Reisen sind von den Rußen unternommen worden, um neue Wohnplätze sowohl des Zobels als dieses Thiers aufzusuchen. Nach Europa werden wenige gebracht, dagegen aber eine große Menge zu ungeheuren Preisen an die Chineser verkauft, welche das Stück mit vierzehn bis fünf und zwanzig Pfund Sterling (mehr als 200 Gulden unsers Geldes) bezahlen.

Sie finden sich gewöhnlich in den Gegenden des Meeres, wo viel Seegras wächst Diese Stellen sucht man zu umgarnen. Man tödtet sie mit Keulen und Spießen, wenn sie auf den Klippen schlafen, oder auf der See herumschwimmen, wo man sie durch Boote verfolgt und ermüdet. Auch mit Hunden werden sie aufgespürt und erschlagen.

Die Eingebornen essen das Fleisch sehr gerne. Es soll aber zähe und unschmackhaft seyn.

(Abbildung nach Schreber.)

Die übrigen Arten der Gattung Otter sind: Der canadische Otter. Lutra canadensis. in Canada. Der guianische Otter. Lutra enudris, in Guiana. Der carolinische Otter. Lutra lataxina, in Süd-Carolina. Der Inselotter. Lutra insularis, auf Trinidad. Der brasilische Otter. Lutra brasiliensis, in Brasilien. Der Barangotter. Lutra barang, in Java. Der Nair. Lutra nair, in Pondichery. Der capische Otter. Lutra inunguis, in Südafrika.

12te Gatt. Stinkthier. Mephitis. Moufette. Viverra (Linn)

Vorderzähne $\frac{6}{6}$, der zweyte untere steht außer der Reihe, einwärts gedrückt. Die Eckzähne ziemlich stark und von konischer Form. Backenzähne $\frac{4-4}{5-5}$; oben zwey und unten drey falsche Backenzähne. Die obern Höckerzähne sehr groß, eben so lang als breit; die untern mit zwey Höckern an der innern Seite.

Der Kopf kurz; die Nase wenig vorstehend; die Schnauze stumpf. Zunge platt. Füße fünfzehig; Sohle haarig. Klauen der Vorderfüße stark, gebogen, zum Graben geschickt; die Sohle der Hinterfüße im Gehen wenig von der Erde abstehend. Der Schwanz mittelmäßig oder sehr kurz, aber lang behaart. Die Haare des Körpers besonders hinten meist lang.

Kein Blinddarm. Die Afterdrüsen sondern einen äußerst stinkenden Saft ab.

Sie leben in Höhlen, welche sie sich selbst graben, und nähren sich, wie die Wiesel, von kleinen Säugethieren und Vögeln.

Taf. 71. Der Chinche. Mephitis chinche.

Le chinche.

Der Pelz ist sehr dicht und lang behaart, besonders an den hintern Theilen, und besteht aus einer großen Menge von Wollhaaren, und aus langen gröbern Seidenhaaren. Am Kopf und den Gliedern sind sie in geringer Menge, allein nach hinten vermehren sie sich so, daß sie auf dem Rücken und an den Seiten eine Länge von zwey Zoll und am Schwanze von fünf bis sechs Zoll erreichen. Die Farben dieses Thiers sind braun, schwarz und weiß. Kopf, Schultern, Seiten des Körpers und die Glieder, ferner eine Linie, welche zwischen den Schultern anfängt und gegen den Schwanz breiter wird, sind schwarz. Die weiße Farbe fängt zwischen den Augen an, verbreitet sich über den Scheitel, über den ganzen Rücken und vereinigt sich am Schwanze, wo sie mit vielen schwarzen Haaren sich mischt. An jeder Seite nahe an den Hinterschenkeln, und am Ellenbogen der Vorderschenkel findet sich ebenfalls ein weißer Fleck. Der Bauch ist schwarz mit einigen weißen Haaren.

Die Größe ungefähr eines Marders.

Das Thier, welches hier abgebildet ist, kam aus Louisiana. Es stuhnd gewöhnlich fest auf seinen vier Füßen, den Schwanz in die Höhe gerichtet, wie die Eichhörnchen, oder auch denselben ganz am Rücken anliegend. Man mochte es noch so sehr reitzen, so verbreitete es doch keinen übeln Geruch. Allein es war sehr zahm, und an den Kefig gewöhnt, in welchem es lebte, weßnahen es wahrscheinlich die Neckungen nicht mehr achtete, und vielleicht den Naturtrieb vergessen hatte, nach welchem es in der Freyheit bey Reitzungen die stinkende Materie von sich giebt, welche so ungemein heftig riechen soll, daß eine ganze Gegend dadurch verpestet wird. Der Pater Feuille und Azara schreiben diesen Geruch dem Urin des Thiers zu, mit welchem es den Schwanz beschmutze und so den abscheulichen Gestank verbreite, von welchem die ganze Gattung den Namen hat. Azara sagt, die stinkende Feuchtigkeit, welche in den Afterbläschen sich absöndert, mische sich dem Urin des Thiers bey, und diesen Urin spritze das Thier auf 5 Fuß weit von sich, und treffe damit mit Sicherheit den Gegenstand, welchen es treffen will. Komme davon etwas auf ein Kleidungsstück, so könne man dasselbe von dem Geruch nicht mehr reinigen, das ganze Haus werde davon durchdrungen. Ein Hund, den ein Stinkthier acht Tage vorher angepißt hatte, und den man mit Sand gerieben und mehr als zwanzigmal gewaschen hatte, verpestete die ganze Hütte. Pennant erzählt, der Professor Kalm sey fast vor Gestank umgekommen, weil ein solches Thier in das Haus, worin er sich befand, verfolgt worden sey; und eine Dienstmagd, welche eins dieser Thiere in einer Speisekammer antraf und erschlug, sey von dem Geruch so angegriffen worden, daß sie mehrere Tage hindurch krank blieb, und die Speisen mußten weggeworfen werden. Reisende sollen sich mitten in den Wäldern oft genöthigt sehen, die Nase zu verhalten, um den Würkungen dieses Gestanks vorzubeugen. Die stinkende Materie ist ölartig, und ein eigener Muskel soll durch seine Zusammenziehung die Fortspritzung bewirken.

Dieses Gestanks ungeachtet wird nach Pennant das Fleisch dieser Thiere dennoch gegessen; es soll wie Ferkelfleisch schmecken, aber dazu werden die Drüsen sogleich nach dem Tode ausgeschnitten und das Fell abgezogen.

Man zähmt das Thier oft, und es soll den Gestank nur dann von sich geben, wenn es erschreckt wird, und muß daher mit Vorsicht behandelt werden.

Der Gang des Thiers ist langsam, und wenn es auch zuweilen gallopirt, so geschieht es doch nicht so schnell, daß es ein Mensch nicht leicht einholen könnte.

Die Europäer achten das Fell nicht, allein die Indianer machen daraus Tabaksbeutel und Verbrämungen.

Die Nahrung des Thiers besteht aus Früchten, Insecten, kleinen Vögeln und Eyern. Es tödtet Hühner und Dauben, und soll auch Reptilien fressen.

Es klettert leicht, gräbt sich Höhlen wie die Kaninchen, und soll in diesen, wie auch in hohlen Bäumen seine Jungen werfen, deren Zahl unbekannt ist. (Abbildung nach Cüvier.)

Die Farbe dieser Thiere scheint sehr zu variren, und die Zahl und Gestalt der weißen Streifen sehr abwechselnd zu seyn. Diese Gattung ist daher unbestimmt in ihren Arten, und man weiß nicht, ob nicht gar alle amerikanischen Thiere einer Art angehören. Als solche nennt man: Das Stinkthier von Chili. Mephitis chilensis. Das Stinkthier Chinche des Pater Feuille, in Brasilien und Buenos-ayres. Das Stinkthier Jaguare des Azara. Der Skunk der Nordamerikaner. Das Stinkthier Zorille des Gemelli-Careri. Der Mapurito des Gumilla, vom Oronoko. Der Stinker des Düpraz, aus Louisiana. Die Orthula des Fernandes, aus Mexiko. Das Stinkthier mit unterbrochenen Streifen. Mephitis interrupta, in Louisiana. Ob alles dieses Varitäten oder wirkliche Arten seyen, ist noch zu entscheiden. Bestimmt ist dagegen das Stinkthier von Java, Mephitis javanensis, mit sehr kurzem Schwanz, eine eigene neue Art.

13te Gatt. Hund. Canis. Chien.

Die sechs Vorderzähne stehen in einer Reihe, und sind, wenn sie noch ungebraucht sind, dreylappig. Die Eckzähne konisch, spitzig und platt. Backenzähne $\frac{6-6}{7-7}$; die drey ersten in der obern Kinnlade sind einspitzig und schneidend; der Reißzahn hat zwey Spitzen und hinter ihm stehen zwey

Höckerzähne. Unten finden sich vier falsche Backenzähne, ein Reißzahn, dessen hintere Spitze stumpf ist, und zwey Höckerzähne.

Die Kinnladen sind lang; die Jochbogen mäßig gewölbt. Die Schnauze spitzig; die Nase vorstehend und abgerundet. Die Zunge sanft. Die Ohren mittelmäßig, gerade und zugespitzt. Die Vorderfüße fünfzehig, die hintern vierzehig, mit langen, stumpfen, nicht zurückziehbaren Zehen versehen. Der Schwanz mittelmäßig lang. Am After und den Geschlechtstheilen keine Drüsen oder Säcke. Die Säugewarzen auf der Brust und am Bauche.

Die Gattung ist zahlreich. Die Hunde genießen Pflanzen- und thierische Nahrung, doch ziehen sie die letztere vor, und einige leben davon fast ausschließlich. Viele Arten gehen gesellschaftlich in Truppen auf die Jagd der Thiere. Der Geruch ist ihr entwickeltester Sinn, aber auch Gesicht und Gehör vortrefflich. Die intellectuellen Fähigkeiten sehr entwickelt. Die Weibchen werfen drey bis fünf Junge, welche sie zärtlich lieben und vertheidigen. Einige Arten graben in die Erde und wohnen in Höhlen.

Die Gattung ist über die ganze Erde verbreitet.

Haushund. Canis domesticus.

Chien domestique.

Der Character des Haushundes ist der in die Höhe bogenförmig nach vorn gerichtete Schwanz; ein Kennzeichen, welches alle Hunde haben, wenn nicht durch Verstümmelung, welche jedoch zuweilen sich forterbt, der Schwanz verkürzt ist. Die Schnauze ist bald spitziger, bald sehr verkürzt. Die fünfte Zehe am Hinterfuß fehlt nicht immer. Außer diesem ist es schwer, ein allgemeines Kennzeichen einer Art aufzustellen, deren unendliche Varietäten uns die Erkennung ihres Ursprungs unmöglich macht. Einige gleichen dem Wolfe, andere nähern sich dem Fuchse, dem Jakal und sogar der Hyäne, und es ist wahrscheinlich, ja gewiß, daß Vermischungen dieser Thiere mit dem Hunde statt hatten, und daß vielleicht einige Hunderassen dadurch gebildet wurden. Alle Hunderassen aber verbinden sich unter einander, und daher entstehen die zahlreichen in einander übergehenden Zwischenrassen.

Ehe wir zur Naturgeschichte dieses Thieres übergehen, wird es nöthig seyn, diese verschiedenen Rassen etwas näher zu bezeichnen, sie alle abzubilden, wäre unnöthig, und liegt außer dem Plane dieses Werks.

Man kann sie schicklich nach einigen allgemeinen Kennzeichen in folgende Abtheilungen bringen:

A. Fleischerhunde. Matins.

Der Kopf mehr oder weniger lang, die Scheitelbeine nähern sich unmerklich. Die Gelenke der untern Kinnlade stehen auf derselben Linie mit den obern Backenzähnen.

Dahin gehören folgende Rassen:

a. Taf. 73. Der Hund von Neufundland. Canis terrae novae.

Der Kopf ist breit und die Schnauze dick, die Ohren sind hängend. Das Haar am ganzen Körper lang, sehr weich und seidenartig. Der Schwanz steht in die Höhe und ist mit sehr langen Haaren besetzt. Zwischen den Zehen hat er eine Art von Schwimmhaut, welche dieselben verbindet. Die Farbe dieser Rasse ist gewöhnlich schwarz, oder schwarz und weiß. Auf den Schulterblättern, am Halse und an den Ohren sind die Haare am längsten und dichtesten.

Dieser Hund erreicht eine sehr ansehnliche Größe, und zeichnet sich durch die Vorzüglichkeit seiner intellectuellen Fähigkeiten und durch seine Gelehrigkeit hauptsächlich aus. Er ist ein wahres Wasserthier und schwimmt mit außerordentlicher Leichtigkeit und ohne daß es ihm die geringste Mühe macht. Ja er taucht sogar. Zur Wasserjagd ist er daher vorzüglich zu gebrauchen, und verdient vor allen Rassen, selbst vor dem Pudel, den Vorzug. Er soll sogar leicht einen Menschen ob dem Wasser halten, und ihn retten können; daher sie am Ufer des Meeres und anderer Gewässer zur Menschenrettung gehalten werden könnten. Den Wolf fürchten sie nicht, und sind daher auch zur Bewachung der Heerden sehr tauglich.

b. Der Fleischerhund. Canis laniarius.

Le Matin.

Kopf verlängert, Stirne platt; die Ohren an der Basis gerade, dann halb hängend. Der Körper lang und stark; die Füße lang und muskulos; der Schwanz in die Höhe gerichtet, gebogen. Das Haar oben ziemlich kurz, unten länger. Die Farbe meist gelblich rostfarb, schwarz überlaufen, oft aber auch weiß, grau, braun oder schwarz, selten gefleckt.

Es sind starke und muthige Hunde, welche sich mit dem Wolfe messen. Sie sind sehr verständig und ihren Herrn ergeben. Man bedient sich ihrer zuweilen zur Jagd des wilden Schweines und Wolfs, und zuweilen auch als Wächter für Haus und Heerden.

Büffon glaubt, dieser Hund gehöre den gemäßigten Ländern an, und sey im Norden in den großen dänischen Hund, in wärmern Climaten in den Windhund ausgeartet. Durch die Begattung mit der Dogge sey die große Dogge entstanden.

c. Der dänische Hund. Canis danicus.

Le grand danois.

Der Kopf des Fleischerhundes; Körper und Glieder dicker als bey diesem. Die Farbe meist weiß, mit zahlreichen schwarzen, grauen oder braunen rundlichen Flecken. Der Schwanz ziemlich dünne; die Augen oft grünlich.

Diese Varietät ist größer als die vorige. In seinen Sitten gleicht er dem Fleischerhund. Man richtet ihn ab, vor Kutschen herzulaufen oder das Haus zu bewachen.

d. Taf. 73. Windhund. Canis grajus seu leporarius.

Le Levrier.

Die Schnauze mehr verlängert, als bey irgend einer Rasse; die Stirne sehr flach, da die Stirnhöhlen ganz fehlen; Lippen kurz; Beine dünne und lang; die Muskeln sehr mager; der Bauch eingezogen; der Pelz mit weichen kurzen Haaren bedeckt; zuweilen mangelt die fünfte Zehe am Hinterfuß, welche bey andern Rassen entwickelt ist; der Schwanz ist wenig fleischig; die Zeugungstheile klein.

Es sind große Hunde von wenig intellectuellen Fähigkeiten, der Erziehung unfähig. Sie lassen sich gerne selbst von Personen Schmeicheleyen gefallen, welche sie niemals gesehen haben; zeigen wenig Treue für ihren Herrn. Das Gesicht ist vortrefflich, das Gehör sehr fein; der Lauf äußerst schnell. Größere Hunde werden zum Fang der Hasen und Kaninchen abgerichtet.

Unterarten sind:

Der irländische Windhund. Er erreicht eine Höhe von drey, selbst von vier Fuß; die Farbe ist meist weiß und zimmtfarb.

Der schottische Windhund. Eine Zwischenrasse mit langen groben, meist röthlichen, weiß gemischten Haaren, welche die Augen halb bedecken. Die Ohren hängend. Der Körper groß. Diese beyden Arten werden zuweilen als Hofhunde gehalten.

Der rußische Windhund. Zwey und einen halben Fuß hoch; der Körper sehr schlank, mit langen groben Haaren bedeckt; Schwanz sehr lang, spiralförmig gebogen.

Der italienische Hund. (Canis italicus. Linn.) Er gleicht dem kurzhärigen Windhund, ist aber sehr klein und noch viel schlanker; die Farbe ist weiß oder hell isabell, zuweilen von beyden Farben gefleckt. Die intellectuellen Fähigkeiten sind sehr geringe, das Naturel furchtsam; er zeigt wenig Anhänglichkeit; leidet vom Winterfrost unserer Gegend und zittert immer. Er soll aus Italien stammen.

Der türkische Windhund. Eine Zwischenrasse; er hat die Gestalt des Windhundes und die nackte Haut des türkischen Hundes, und zittert beständig bey der Kälte wie der vorige.

Büffon hält die Rasse des Windhundes für europäisch, und aus den wärmern Theilen unsers Welttheils vom Fleischerhund abstammend.

B. Spanische Hunde. Espagneuls.

e. Der spanische Wachtelhund. Canis extrarius, Linn.

Kopf mittelmäßig lang; die Scheitelbeine gehen auseinander, und sind so erhaben, daß dadurch die Hirnhöhle und die Stirnhöhlen erweitert werden; die Ohren breit und hängend; die Beine mager und kurz; der Körper dünne; der Schwanz erhaben; das Haar an den verschiedenen Theilen des Körpers von ungleicher Länge; an den Ohren, dem Hals, den hintern Theilen der Schenkel, und am Schwanze länger, an den übrigen Theilen kurz. Die Farbe meist weiß, mit braunen oder schwarzen Flecken, besonders am Kopf; bei denjenigen, welche einen schwarzen Kopf haben, steht über jedem Auge ein rostfarber Fleck. Er heißt auch langbeiniger Bologneser, Seidenhund, Seidenpudel.

Der große spanische Wachtelhund hat eine platte Stirne; die Nase ist zuweilen gespalten; der Schwanz mittelmäßig behaart. Die Länge des Körpers etwa 2 Fuß 4 Zoll, die Höhe vorn 1 Fuß 5 bis 6 Zoll.

Untervarietäten sind:

Der kleine spanische Hund. (Buff T. V. pl. 38. fol. 1.) Der Kopf klein und rundlich; Ohren und Schwanz sehr lang behaart. Die Länge des Körpers etwa 11 Zoll.

Der kurzhaarige Bologneser. C. brevipilis, Linn. (Le gredin Buff. T. V. pl. 39. f. 1.) Dem Vorigen in der Größe, der Körper- und Kopfform ganz gleich, aber das Haar wellenförmig kurz; die Farbe schwarz oder gefleckt; der Schwanz mittelmäßig behaart.

Der Pyrame. (Buff. T. V. pl. 39. f. 2.) Gleicht dem kleinen spanischen Hund; aber das Haar ist schwarz, und über den Augen, an der Schnauze, an der Gurgel und den Beinen lebhaft rothgelb.

Das Bologneser oder Maltheser Hündchen. Canis melitaeus, Linn. (Le Bichon Buff. T. V. pl. 38. f 2.) Die Schnauze kurz; der Kopf rund, wie beim kleinen Pudel. Das Haar am ganzen Körper sehr lang und seidenartig, gewöhnlich weiß; Körper sehr klein. Büffon glaubt, diese Rasse stamme vom kleinen Pudel und dem kleinen spanischen Hunde. Man hat ihn oft wenig größer als ein Eichhörnchen.

Das eigentliche Löwenhündchen. Canis leoninus, Linn. (Chien lion Buff. T. V. pl. 40. f. 2.) Es unterscheidet sich vom Vorigen nur darin, daß der Hintertheil des Körpers außer der zottigen Schwanzspitze, dünn oder kurz behaart ist; am Kopf, Hals und Schultern, an den Beinen und am Schwanzende aber, ist er langhaarig.

Der kalabrische Hund. Sehr groß, und verbindet die Eigenschaften des dänischen Hundes mit dem spanischen. Diese Hunderasse ist mit vielem Verstande begabt und ihren Herren sehr zugethan. Der große spanische und der kalabrische Hund haben einen vorzüglich guten Geruch, weit mehr als die kleinen Varietäten. Man hat sie daher zur Jagd abgerichtet, den spanischen als Stellhund, den kalabrischen zur Wolfsjagd. Die kleinen Varietäten werden dagegen bloß zum Vergnügen gehalten, und man hat es dahin gebracht, durch verschiedene Verfahrungsarten sie sehr klein zu erhalten. Sie stammen aus dem warmen Europa, besonders aus Spanien.

f. Der Pudel. Canis aquaticus Linn. Grand barbet.

Der Kopf dick und rundlich; die Schedelhöhle größer als bei andern Varietäten; die Stirnhöhlen sehr groß und entwickelt; die Ohren breit und hängend; die Füße kurz; der Körper kurz und dick; das Haar am ganzen Körper lang, dick und kraus. Die Farbe schwarz, oder weiß und schwarz gefleckt, oder ganz weiß, zuweilen rothbraun.

Untervarietäten sind:

Der kleine Pudel. Canis minor. Linn. Er gleicht dem Vorigen in Hinsicht der Gestalt und der Beschaffenheit des Haares; die Schnauze ist verhältnißmäßig weniger dick; das Haar auf dem Kopf, an den Ohren und dem Schwanzende weicher, fast wie beim spanischen Hund. Er soll vom großen Pudel und dem kleinen spanischen Hund herstammen.

Der Griffon. Gestalt des Pudels; die Ohren etwas rückwärts gebogen; die Haare lang aber nicht kraus, und hängen in langen geraden Locken herunter; die Farbe ist meist schwarz, über den Augen und an Füßen rothfalb; die Schnauze langhaarig; Körpergröße mittelmäßig oder klein. Er scheint vom Pudel und Hirtenhund abzustammen.

Unter allen Hunden ist der Pudel der verständigste; kann am besten zu allen Künsten abgerichtet werden. Keiner ist mehr seinem Herrn zugethan. Der Pudel liebt das Wasser und schwimmt vortrefflich; man richtet ihn daher zur Jagd auf Wasservögel mit Nutzen ab.

g. Der Jagdhund. Canis gallicus. Chien courant. (Buff. T. V. pl. 32.)

Schnauze eben so lang und dicker als diejenige des Fleischerhundes; der Kopf dick und rund; die Ohren sehr lang und hängend; die Beine lang und fleischig; der Körper lang und dick; der Schwanz aufgerichtet; das Haar kurz, am ganzen Körper fast gleich lang, entweder einfarbig weiß, oder noch häufiger mit großen unregelmäßigen schwarzen, braunen oder falben Flecken, welche über den ganzen Körper zerstreut sind.

Diese Rasse ist zur Jagd vorzüglich geschickt, hat den vortrefflichsten Geruch; die großen Arten werden zu Porforce-Jagd auf Rothwild gebraucht. Sie hat viel Verstand.

h. Der Hühnerhund. Canis avicularius. Le braque.

Er unterscheidet sich vom Jagdhund durch eine kürzere, aber spitzigere Schnauze; der Kopf ist dicker; die Ohren kürzer, schmäler, zum Theil gerade, zum Theil hängend; die Beine sind länger; der Schwanz dicker und kürzer. Die Farbe rein weiß, oder weiß mit schwarzen, braunen oder gelben Flecken; die Nase zuweilen gespalten.

Eine Unterart ist:

Der bengalische Hühnerhund. (Buff. V. pl. 34.) Er gleicht dem Vorigen in der Gestalt, aber die Farben sind schöner; er ist auf weißem Grund mit kleinen schwarzen und gelben Flecken bestreut. Es sind Hunde, welche sehr viel Verstand haben, sich vortrefflich abrichten lassen, und sehr viele Anhänglichkeit an ihren Meister zeigen. Ihr Geruch steht zwar dem des Jagdhundes nach, aber doch ist er sehr fein. Man braucht ihn zur Jagd auf Hasen, Schnepfen, Rebhühner und Fasanen. Er wird oft mit einem abgestutzten Schwanz geboren, und dieser stirbt oft fast bis an die Wurzel ab. Er hat kurze Haare.

i. Der Dachshund. Canis vertagus. Le basset. (Buff. T. V. pl. 35 f. 1.)

Der Kopf gleicht dem Kopf des Wachtelhundes oder Jagdhundes; die Ohren sind lang und hängend; die Nase zuweilen gespalten; der Schwanz lang; die Beine kurz, gerade und dick; der Pelz kurzhaarig, mit schwarzen oder braunen Flecken auf weißem Grunde, welche mehr oder weniger zahlreich sind; zuweilen ist er schwarz mit hochgelben Flecken.

Die Länge des Körpers über 2 Fuß; die Höhe vorn 11 Zoll.

Unterarten sind:

Der krummbeinige Dachshund. (Buff. T. V. pl. 35. f. 2.) Die vordern Beine sind nach außen gekrümmt und sehr niedrig.

Der Hund von Burgos. Der Körper lang; die Beine kurz; das Haar lang und seidenartig. Er stammt vom spanischen Wachtelhund und Dachshund.

Die Dachshunde gleichen in ihrem Betragen und Geschicklichkeit den Jagdhunden. Es sind eifrige Jäger; man bedient sich ihrer vorzüglich zur Jagd auf Dächse und Füchse, welche sie in ihrem Bau aufsuchen. Sie sind wahrscheinlich im warmen und gemäßigten Europa zu Hause.

k. Der Haus- oder Hirtenhund. Canis domesticus. Le berger.

(Buff. T. V. pl 28)

Der Kopf nähert sich dem des Fleischerhundes; die Schnauze ist dicker als am gemeinen Windhund, aber spitziger als am großen Windspiel. Die Ohren kurz und gerade. Der Schwanz steht ausgestreckt nach hinten, oder ist aufwärts gebogen, oder hängend. Das Haar am ganzen Körper lang, mit Ausnahme der Schnauze und der

äußern Seite der Beine, und selbst am hintern Theil der Hinterbeine. Die Hauptfarbe ist schwarz; oft an Gurgel, Brust und Bauch grau; zuweilen über den Augen hochgelbe Flecken, und eben solche Haare an Beinen und Schwanz. Die Länge des Körpers beträgt 3 Fuß; die Höhe vorn 1 Fuß 8½ Zoll.

Ein sehr verständiger Hund, welcher mit dem größten Vortheil zur Bewachung von Haus und Heerden gebraucht wird. Er stammt aus dem gemäßigten und kältern Theil von Europa.

l. Der Wolfshund, Spitz oder Pommer. Canis pomeranus. Le chien loup. (Buff. T. V. pl. 30.)

Ohren gerade und spitzig; Kopf lang; Schnauze lang und gestreckt; Körper und Beine wohl proportionirt; der Schwanz lang, hoch aufwärts stehend und nach vorn gerollt. Das Haar auf dem Kopfe, den Ohren und an den Beinen kurz, am übrigen Theil des Körpers lang und seidenartig, besonders am Schwanze. Die Farbe weiß, oder schwarz, oder braun, selten gefleckt.. An Größe übertrifft er den Fuchs.

Dahin gehören als Unterarten:

Der kurzharige Spitz. Mit etwas wolligem Schwanze und weißer Kehle, sonst meist fuchsroth von Farbe.

Der Fuchsspitz. Mit rundem Kopf, hoher Stirne, sehr spitziger Schnauze und lebhaften Augen. Das Gesicht ist schwärzlich; der übrige Körper meist fuchsroth, sehr wollig mit einzelnen Stachelhaaren besetzt. Der Schwanz ist ein eigentlicher Fuchsschwanz, doch trägt er ihn gekrümmt, wie ein Spitz. Er soll vom Fuchs und dem steifhaarigen Spitz abstammen. Seine Art ist selten, und der Charakter falsch. Er übertrifft kaum den Fuchs an Größe.

Die Spitze sind gelehrige, kluge, lebhafte und geschickte Hunde, aber meist etwas heftig, und beißen gerne. Sie sind als Haushunde die wachsamsten.

m. Der Sibirische Hund. Canis sibiricus, Linn. (Encycl. 99. f. 3.)

Allenthalben mit langen Haaren besetzt, selbst an Kopf und Beinen; außerdem in der ganzen Gestalt dem Wolfshunde ähnlich. In Sibirien.

n. Nordischer Hund. Canis borealis. Chien des Eskimaux.

Der Kopf gleicht dem des Wolfshundes; der Schwanz buschig, kreisförmig gebogen; Ohren gerade; seidenartige zerstreute Stachelhaare ragen aus kürzeren wolligen sehr dicht stehenden vor, diese sind sehr fein und gewellt, und fallen in der Mauser fleckenartig aus. Der Pelz hat gestreifte unregelmäßige schwarze oder graue Flecken auf weißem Grund; der After ist schwarz; auf jeder Backe stehen drei schwarze Punkte, und auf diesen harte Borsten. Der Körper erreicht eine Länge von 2 Fuß 8 Zoll bis zur Spitze der Schnauze, der Schwanz 11 Zoll; die Höhe vorn ist 1 Fuß 10 Zoll. Diese Hunde sind dem Menschen sehr ergeben, kennen aber ihren Herren nicht, und fürchten sich nicht vor Schlägen. Sie sind fast unersättlich, können aber auch lange hungern. Sie leben im hohen Norden, vorzüglich in der Baffinsbay, in Grönland und Kamtschatka, wo sie von den Eskimaux als Zugthiere gebraucht, und vor ihre Schlitten gespannt werden.

o. Der Hund Techichi. Canis americanus.

Größe des Bologneserhundes; Kopf sehr klein; Körper sehr fett; Rücken gebogen; Schwanz kurz hängend; das Haar auf dem Rücken lang und gelb, am Schwanz weißlich. Dieser Hund ist das Yzcuintli-pozoli des Herrn Humboldt; man hat nur eine schlechte Abbildung desselben in dem Werke von Fernandez (Animal. Nov. Hispaniae). Er scheint eine Varietät des Schäferhundes. In Mexico.

C. Doggenhunde. Les Dogues.

Die Schnauze mehr oder minder kurz; der Schedel sehr erhaben; die Stirnhöhlen groß; die Kronfortsätze der Unterkinnlade über der Linie der obern Backenzähne eingelenkt.

p. Die Dogge. Canis molossus. Chien dogue. (Buff. T. V. pl. 43.)

Die Schnauze dick, kurz, platt. Nase umgestülpt; Lippen dick und hängend; Kopf dick und breit; Stirne platt, wegen der Entwickelung der Stirnhöhlen, welche die Stirnbeine über die Nase erheben, dagegen ist die Schedelhöhle sehr beengt. Die Ohren an der Spitze hängend. Der Hals dick und kurz; die Beine stark und fleischig; der Körper lang und stark; der Schwanz erhaben und nach vorn umgebogen. Das Haar am Körper kurz, etwas länger an der Hinterseite der Schenkel; Lippen, Schnauze und Ohrenrand schwarz, der ganze übrige Körper blaß falb; die Nasenlöcher oft tief gespalten. Der Körper mehr als 2½ Fuß lang; die vordere Körperhöhe 1 Fuß 8 Zoll. Heißt auch Bullenbeißer, Bärenhund.

Unterart:

Die Thibetische Dogge. Die Schnauze sehr kurz; die Haut sehr gefaltet und locker anliegend; die Farbe schwarz. In Thibet.

Die Doggen sind Hunde von wenig Verstand, aber ihren Herrn sehr zugethan. Man hält sie zur Bewachung der Häuser, und richtet sie zum Angriff wilder Thiere ab. Sie haben Kräfte genug, Hirschen und wilde Schweine an den Ohren fest zu halten. Auch zum Stiergefechte werden sie gebraucht.

q. Taf. 72. Die englische Dogge. Canis molossus anglicus. Dogue de forte raçe.

Der Kopf sehr verkürzt und dem des Bullenbeißers sehr ähnlich; die Ohren ganz hängend, und sich nie erhebend; Lippen hängend, die untere Kinnlade ganz überdeckend; die Schwanzspitze erhaben. An den Hinterfüßen findet sich oft eine mehr oder minder entwickelte fünfte Zehe. Die Nasenlöcher sind durch eine tiefe Furche von einander getrennt. Die Haare meist kurz, zuweilen auch lang. Dieses ist der größte und stärkste Hund. Er soll aus der Vermischung des Bullenbeißers und des Fleischerhundes stammen. Die Farbe ist bald falb gestreift, bald hat er auf weißem Grunde schwarze oder braune Flecken.

Er hat wenig Verstand und ist schwerfällig. Doch hat er Anhänglichkeit an seinen Meister, und ist gut zur Hauswache, auch zum Ziehen kleiner Wagen; ist treu und leitsam. Die Rasse pflanzt sich nicht häufig fort, die Männchen haben wenig Temparament, und die Weibchen mißwerfen oft. Er hat ein kurzes Leben, und seine Entwickelung ist langsam, da er 18 Monate wächst, und schon im sechsten Jahr abgelebt ist.

r. Der Mops. Canis fricator. Le doquin. (Buff. T. V. pl. 44.)

Er unterscheidet sich vom Bullenbeißer blos durch die Größe; seine Lippen sind dünner und kürzer. Die Schnauze weniger breit und weniger abgestutzt. Der Schwanz mehr spiralförmig gebogen. Die Farbe ist meist heller oder dünkler falb. Das Haar kurz.

Es ist dies der dümmste von allen Hunden und kann eigentlich zu nichts abgerichtet werden.

s. Der isländische Hund. Canis islandicus, Linn. (Buff. T. V. pl. 31.)

Der Kopf rund, die Augen groß, die Schnauze dünne; die Ohren halb gerade, halb hängend, wie beim kleinen dänischen Hund; das Haar glatt und lang, besonders am Rand der Vorderbeine und am Schwanze. Er wird über 1½ Fuß lang und 1 Fuß 2 Zoll hoch.

Daubenton hat einzig diesen Hund nach einer Abbildung beschrieben, welche Maupertuis aus Island sandte.

t. Der kleine dänische Hund. Canis variegatus, Linn. Le petit danois.

(Encyclop. 100 fol. 6. Buff. T. V. pl. 41 f. 1.)

Die Stirn gewölbt; die Schnauze ziemlich dünne und spitzig; die Augen sehr groß; die Ohren halb hängend; Beine mager; Schwanz aufstehend. Haare kurz, meist weiß und schwarz gefleckt. Er hat wenig Aehnlichkeit mit dem großen dänischen Hund.

u. **Der Roquet.** Canis hybridus, Linn. (Encyc. 201 f. 1. Buff. T. V. pl. 41 f. 1.)

Er hat, wie der vorige, einen runden Kopf, große Augen, kleine halb gerade, halb hängende Ohren; dünne Beine; aufstehenden, vorwärts gerichteten Schwanz; Schnauze dick, kurz, etwas umgestülpt, wie beim Mops; Haare und Farbe wie beim vorigen.

v. Der englische Hund. Canis britannicus.

Er scheint vom Pyrame und dem kleinen dänischen Hunde abzustammen. Die Augen vorspringend; Schnauze ziemlich spitzig; der Schwanz dünne und horizontal; das Haar allenthalben kurz; Ohren halb hängend; Farbe tief schwarz mit falben Augenflecken, eben solcher Schnauze, Gurgel und Beinen.

w. Der Hund von Artois. Canis fricator var, Linn.

Die Schnauze sehr kurz und sehr platt. Diese Rasse ist doppelt bastard, und stammt vom Roquet und dem Mops.

Diese Rasse scheint ausgegangen.

x. Der andalusische Hund. Canis Andalusiae, Desmarest.

Er wird auch zuweilen cayennischer Hund genannt. Die Schnauze ist kurz, wie beim Mops; das Haar lang wie beim spanischen Hund. Er stammt daher wahrscheinlich von beiden Rassen ab.

y. Der türkische Hund. Canis aegyptius, Linn. Chien turc.

(Buff. T. V. pl. 103 f. 1.)

Man heißt diese Art auch den barbarischen Hund. Der Kopf ist dick und rund, die Schnauze ziemlich spitzig: die Ohren an der Basis gerade, breit, sehr beweglich und liegen horizontal. Der Bauch eingezogen; die Beine dünn; Schwanz mittelmäßig; die Haut fast ganz nackt, wie geölt, schwarz oder dunkel fleischfarb, mit großen braunen Flecken.

Eine Unterart ist:

Der türkische Hund mit der Mähne. Chien turc à crinière. (Buff. T. V. pl. 42 f. 2.) Hinter dem Kopf bilden lange steife Haare eine Mähne; die Nase ist mehr oder minder lang. Die Rasse stammt vom türkischen Hund und dem kleinen Windhund.

Diese Art hat wenig Verstand, ist dem Menschen ergeben, und leidet ihrer nackten Haut wegen unaufhörlich von der Kälte unsers Climas, zittert immer, wenn er nicht im warmen Zimmer ist. Stammt aus Afrika.

Außer diesen Rassen werden noch angeführt:

Der Saufinder oder Saubeller; eine Abart des Fleischerhundes mit langem rauhem Haar, gewöhnlich schwarz von Farbe. Man bedient sich seiner zur Aufsuchung der wilden Schweine.

Der Saurüden hat einen flachen Kopf mit ziemlich flacher Stirn; die Schnauze ist hinten dick und vorn spitzig; die Beine hoch, der Bauch hinten dünne. Er ist am ganzen Leib lang- und rauhaarig und von brauner oder schwarzer Farbe, und wird zur Jagd des wilden Schweins gebraucht, dem er sich an die Ohren hängt. Er gehört zum Fleischerhund.

Der Spürhund. Canis sagax. (Linn.) Der Kopf ist rund, stark, breit, der Hinterkopf hat eine deutliche Erhöhung. Die Schnauze ist eben so lang aber stärker als am Bauernhunde. Die Ohren dick, breit, hängend. Der Leib lang gestreckt und mäßig stark. Die Beine sind fleischig, die Afterzehen haben Klauen. Der Schwanz ist an der Wurzel dick, und lauft dünne aus, ist aufgerichtet, vorwärts gebogen. Das Haar bald schlicht, bald zottig, und die Farben verschieden. Diese Hunde sind stark, schnell, haben einen sehr feinen Geruch, und sind zum Spüren, Aufsuchen, Aufjagen und Verfolgen des Wildes gut. Der angeführte Laufhund, Canis venatorius, gehört zu dieser Rasse, zu welcher man noch den Leithund, den Schweißhund und den Stöberhund zählt.

Der Alpenhund oder die Rasse, welche man auf dem St. Bernhardsberg zum Aufsuchen Verunglückter zieht, scheint eine Bastardart vom englischen Hund und großen spanischen Wachtelhund.

Das Vaterland des Hundes verbreitet sich so weit als der Mensch sich verbreitet, das will sagen, über die ganze Erde. Er ist neben dem Menschen das einzige Thier, welches alle Climate zu ertragen vermag. Aber nicht alle Arten sind überall verbreitet, und jedes Clima hat seine vorzüglichen Rassen.

Woher stammt der Hund? Gab es in den ersten Zeiten nur eine Art, oder gab es mehrere ursprüngliche Rassen? Welche sind diese? oder sind die verschiedenen Rassen durch Vermischung mit andern verwandten Thieren entstanden? Das sind alles Fragen, welche noch zu beantworten sind.

Einige nahmen den Jakal, eine Hundeart welche in Asien und Afrika lebt, andere den Wolf oder Fuchs, und einige sogar die Hyäne als Stammrasse an. Allein diese Annahmen scheinen falsch zu seyn, und keine hat wahrscheinliche Gründe, obschon, wie schon ist angeführt worden, sich alle diese Thiere in seltenen Fällen mit einander vermischen. Den Hund findet man nirgends wild, sondern nur in gezähmtem Zustand. In Amerika und in Neuholland fand man Hunde, und es scheint in beyden Ländern sey derselbe schon sehr lange Hausthier gewesen. Nach Herrn Moreau de Jones scheint es wahrscheinlich, daß Amerika bey seiner Entdeckung eine eigene Hunderasse hatte. Columbus fand auf den lucajischen Inseln im Jahr 1482 ganz nackte haarlose Hunde, welche nicht bellten. Eben solche fand er im Jahr 1494 auf Cuba, wo sie gegessen wurden. Auf Martinique, Guadaloupe, in Mexiko, Peru, Brasilien und in ganz Nordamerika soll man ähnliche nicht bellende Hunde gefunden haben. Selbst jetzt noch soll die Urrasse nicht ganz untergegangen seyn, und sich noch hin und wieder unter verschiedenen Namen, freilich nicht ungemischt mit andern Rassen, finden.

Alle Hunde, so sehr sie auch in der Bildung nach den verschiedenen Rassen von einander abweichen, kommen in der ihnen von Natur eigenen Neigung zu den Menschen überein, und selbst der neuholländische Hund, welcher in mancher Hinsicht von den andern Rassen abweicht und als eigene Art sich darstellt, hat Neigung zum Menschen. In Südamerika giebt es viele verwilderte Hunde, welche vielleicht schon seit mehr als 200 Jahren im Stande einer vollkommenen Wildheit leben. Sie stammen von europäischen Hunden, die zufällig dort von den Menschen abgekommen sind und sich so vermehrt haben, daß sie schaarenweise umher schwärmen, und wie andere Raubthiere in bewohnte Gegenden einfallen und Thiere und Menschen angreifen. In einem fast eben so wilden Zustand leben viele Hunde in den türkischen Ländern, besonders in Egypten. Aber an beyden Orten lassen sich diese Hunde, wenn sie eingefangen und mit Freundlichkeit und Ernst behandelt werden, sehr bald zahm machen, und werden eben so zutraulich, folgsam und anhänglich an den Menschen, wie andere Hunde. Daraus läßt sich muthmaßen, daß die Art des Haushundes nicht lange nach ihrer Erschaffung und schon von den ersten Menschen gezähmt worden sey, welchen er vielleicht mit Zutraulichkeit entgegen kam, und so bald Hausthier wurde. Auszumachen ist es wohl nicht mehr, ob mehrere oder wie viele Urrassen vorhanden waren, und ob diese durch Vermischung mit verwandten Thieren Mittelrassen bildeten, welche ihrerseits wieder Stammrassen wurden. Es ist wahr, auch der asiatische Jakal, und selbst der Fuchs, lassen sich mit leichter Mühe zahm machen, besonders der erstere, und da dürfte wohl Vermischung statt gehabt haben, welche neue Rassen hervorbrachten. Die Hausgenossenschaft, welche so leicht Varietäten erzeugt, wie wir bey Thieren und Pflanzen sehen, und die Verpflanzung der Hunde in die verschiedensten Climate thaten das ihrige um die verschiedenen Rassen nach und nach hervorzubringen, wie sie jetzt sich finden.

Alle andern Säugethiere, selbst den Orang-Utang und den Elephanten kaum ausgenommen, übertrifft der Hund an Verstand und intellectuellen Fähigkeiten, und er ist einer höhern Ausbildung derselben in höherm Grade fähig als irgend ein Thier, und eine ausführliche Naturgeschichte dieses merkwürdigen Thieres würde allein einen ganzen Band ausfüllen. Unser Zweck erlaubt aber nur in allgemeinen Zügen den Charakter und die Lebensart desselben anzugeben.

Seine Lebensart und Aufenthalt ist je nach dem Wohnorte und der Rasse verschieden. Anders lebt der Spitz im Stalle bey den Pferden, oder bey den Frachtwagen. Anders der Schäferhund im freyen Felde, bey der Heerde. Anders der Hofhund an der Kette, oder der Wachtel- und Jagdhund oder der eigentliche Haus- und Stubenhund.

Eigentlich Raubthier, liebt er Fleisch vor allem, aber er gewöhnt sich eben so gut an Pflanzenkost, und wird dabey eben so fett, als vom Fleisch. Er ist gefräßig, daher kein Kostverächter, kann aber auch lange hungern. Man hat Beispiele, daß Hunde, welche durch Zufall eingesperrt wurden, bis 40 Tage ohne alle Nahrung ausgehalten haben, und sich bald wieder ganz erholten, wenn sie solche wieder erhielten. Wie der Wolf, liebt er halb faules Fleisch noch mehr als frisches, und mit seinen herrlichen Zähnen zerbeißt ein großer Hund mit leichter Mühe die härtesten Knochen, welche in seinem Magen größtentheils verdaut werden, und ihn sehr fett machen. Damit die scharfen Knochenreste ihm nichts schaden, frißt er Gras, wodurch dieselben eingewickelt werden und ohne Schaden abgehen. Sehr selten fressen Hunde zahmes oder wildes Geflügel, oder Fische. Ersteres nur die Wachtelhunde, letzteres die nordischen Schlittenhunde. Brot und mehlige Speisen liebt er aus dem Pflanzenreiche vorzüglich, einige Hunde fressen auch Obst.

Unter den Sinnen des Hundes ist der ausgebildeteste der Geruch, und kaum wird ein Thier ihm hierin ganz gleich kommen. Dieser Sinn leitet gleichsam alle seine Handlungen, er macht ihn fähig zur Jagd, damit findet und erkennt er das Wild, dessen für uns unmerkbare Ausdünstung er in unglaublicher Ferne riecht, und genau den Weg verfolgen kann, welchen das Thier genommen hat. Durch den Geruch erkennt er unter Tausenden seinen Herren, und verfolgt seine Spur Meilen weit. Jedes seiner Kleidungsstücke, selbst wenn sie gewaschen sind, erkennt er, und weiß sie aus andern herauszufinden. Der Geruch leitet ihn, den Weg den er einmal gegangen ist, und wäre er auch Meilen weit, wieder zurück zu finden; wahrscheinlich kennt er den Geruch seines Urines, den er deßwegen alle Augenblicke läßt. Ein gejagtes Wild erkennt er durch den Geruch vor jedem andern, und läßt sich durch keine fremde Spur irre machen. Kurz es ist sein vollkommenster Sinn, der ihm die wenige Schärfe der andern vollkommen ersetzt. Zwar ist sein Gehör fein, aber sein Gesicht scheint es nicht besonders zu seyn. Der Bau seiner Nase giebt ihm diese vorzügliche Fähigkeit des Geruchs, sie ist sehr nervenreich, und die Riechhaut außerordentlich gefaltet.

Der Hund lauft schnell und kann es sehr lange aushalten. Er schwitzt auch bey der grösten Hitze nicht, läßt aber, wenn er dürstet, die Zunge aus dem Munde hängen. Er schläft sehr leise und träumt öfters. Beim Erwachen gähnt er.

Kein Thier ist so sehr an den Menschen anhänglich als der Hund. Er lernt die Sprache seines Herrn bald kennen, giebt auf seine Mienen acht, und unterscheidet leicht, ob er freundlich oder zornig ist. Er schmeichelt ihm, und vertheidigt ihn gegen seine Feinde. Kein Thier hat eine so ausdrucksvolle Gebärdensprache wie der Hund. Ganz anders ist sein Bellen, wenn ein Fremder sich dem Hause nähert, oder wenn er ein Wild verfolgt, oder wenn er zornig ist, als wenn er seine Freude äußert, wenn sein Herr zurückkommt, oder er Erlaubniß erhält, mit ihm gehen zu dürfen. Hat er etwas begangen, wofür er Strafe zu bekommen glaubt, so horcht er ängstlich auf die Worte seines Herren, und sucht unbemerkt davon zu schleichen oder sich zu verbergen, um derselben zu entgehen. Er unterscheidet leicht die Menschen an der Kleidung, bellt oft nur den Bettler an, während er den gutgekleideten ruhig gehen läßt. Die Leute im Hause und die Freunde seines Herrn lernt er schnell kennen und schmeichelt ihnen. Er hat ein vortreffliches Gedächtniß für Wohlthaten und Beleidigungen; läßt sich zu allerley Künsten abrichten. Er sucht verlorne Sachen seines Herrn oder seines Hauses; beschützt die Heerden vor fremden Raubthieren, treibt und hält sie zusammen. Bewacht das Haus vor Dieben. Sucht das Wildpret auf, und trägt dem Jäger das erlegte zu, und hohlt es sogar aus dem Wasser. In Frankreich dreht er den Bratspieß, oder treibt in den Schmieden die Blasebälge, indem er in einem Trettrade geht. In Sibirien und Grönland zieht er den Schlitten.

In Afrika fällt er in Gesellschaft sogar den Löwen an, und bezwingt ihn. Bey Tische bettelt er durch Schmeicheleyen und allerley Künste. Beim Fressen ist er gegen andere Hunde neidisch. Durch sein Lecken heilt er Wunden. Bey der Musik heult er. Bey Veränderung des Wetters wird er launig und giebt einen unangenehmen Geruch von sich.

Jede Rasse hat ihre Eigenheiten, welche andern ganz fehlen. Die gelehrigsten Hunde sind der Wachtelhund und der Pudel, und zugleich neben dem Spitz die treuesten. Am wenigsten Fähigkeiten haben Doggen, Mopse und Bologneser. An Schnelligkeit im Laufe kommt dem Windhund fast kein Thier gleich.

Die Fortpflanzung des Hundes geschieht zweymal im Jahre, im Sommer und im Winter. Die Hündin trägt 60 bis 64 Tage, und wirft dann drey bis zwölf Junge, welche blind geboren werden, und zehn bis zwölf Tage blind bleiben. Diese Blindheit, welcher sehr viele Säugethiere unterworfen sind, rührt von einer Haut her, welche über die Augen weggezogen ist, dann aber zerreist und verschwindet. Der Hund erreicht ein Alter von vierzehn bis fünfzehn Jahren. Er ist als Hausthier vielen Krankheiten unterworfen, von welchen wir einzig die Tollheit oder Wasserscheue anführen, da diese Krankheit auch für den Menschen so äußerst gefährlich ist. Sie heißt so, weil in ihrem höhern Grad der Hund Scheue vor dem Wasser hat, und beym Anblick desselben zittert und Krämpfe bekommt. Zugleich lauft er immer umher, und kennt seinen Meister nicht mehr, läßt den Schwanz hängen, und beißt in alles was ihm vorkommt, selbst in Holz, Steine und andere Dinge; besonders beißt er andere Hunde, Thiere und Menschen. Solche Gebissene, wenn der Speichel des Hundes in die Wunde eindringt, bekommen dieselbe Krankheit, und sterben daran unter fürchterlichen Krämpfen, wobey die Scheu vor dem Wasser, und die Wuth in alles zu beißen ebenfalls, selbst beym Menschen sich zeigt, und immer mehr überhand nimmt, bis nach zwey oder drey Tagen der Tod dieser Scene eine Ende macht. Glücklicher Weise gibt es Mittel diese Krankheit zu vermeiden, wenn der Gebissene sich sogleich an einen vernünftigen Arzt wendet, und die Wunde auf der Stelle rein ausgeschnitten wird; dieß ist das einzige sichere Mittel, und kann, zu rechter Zeit angebracht, den Ausbruch der Wasserscheu ganz verhüten und jede Gefahr entfernen. Ist dieselbe aber ausgebrochen, so kennt die Kunst noch kein Mittel dagegen. Daher sey man ja vorsichtig mit Hunden, beobachte sie genau, besonders wenn sie gebissen haben, oder sehr bissig werden, und vernachlässige schleunige Untersuchung ja nicht. Man hat den Hund vor der Tollheit bewahren zu können geglaubt, wenn man ihm eine wurmförmige Sehne unter der Zunge, welche man den Tollwurm nannte, ausschneide, allein das ist ein Aberglaube, und die Operation dem Thiere schädlich. Die Ursachen der Tollheit kennt man noch nicht gehörig; daher kann einzig genaue Aufmerksamkeit auf die Gesundheit der Hunde vor der Gefahr schützen.

Man hat ehemals mehrere Theile des Hundes als Arzney gebraucht, namentlich auch den harten weißlichen Koth desselben, unter dem sonderbaren Namen album graecum; aber dieses garstige Mittel ist mit Recht schon lange außer Gebrauch.

Aus der großen Menge von Geschichten und Thatsachen, welche von der Klugheit, Treue, dem Muthe und der Stärke des Hundes zeugen, heben wir nur einige der merkwürdigsten und bezeichnendsten aus, da wir sonst ein ganzes Buch zu schreiben hätten.

Im Jahr 1760 schlief ein Mann bey Hammersmith in seinem Boote und hatte seinen Hund bey sich. Das Boot riß vom Anker los und wurde von der Fluth unter ein großes Fahrzeug getrieben. Sogleich packte der Hund seinen Herrn beim Halskragen und weckte ihn so noch zu rechter Zeit, um sich zu retten. Im Jahr 1803 scheiterte im Canal vor Constantinopel ein Schiff: der Schiffer hatte einen großen Hund bei sich, welcher sich schon gerettet hatte, und ängstlich seinem nachschwimmenden Herrn zusah, eben wollten diesem die Kräfte ausgehen, und er fieng an zu sinken; sobald der Hund dieß bemerkte, sprang er wieder ins Wasser, packte den Herrn beim Kragen, zog ihn mit vieler Mühe ans Ufer und rettete ihn glücklich.

Nicht nur gegen den Menschen, sondern gegen ihre eigenen Artsverwandten zeigen die Hunde oft treue Anhänglichkeit. Der Chirurg Morand in Paris hatte einen Freund, dessen Hund das Bein gebrochen hatte, aus Gefälligkeit nahm er denselben zu sich und kurirte ihn. Einige Zeit nach der Heilung krazte ein Hund an der Thüre des Zimmers, in dem Morand arbeitete, er gieng hin und öffnete, und der geheilte Hund trat mit einem andern Hund ein, dem das nämliche Unglück begegnet war, und der sich mit vieler Mühe seinem Führer nachschleppte. Der erste gab durch Schmeicheleyen Herrn Morand gleichsam zu verstehen, was er wünsche, und dieser kurirte nun aus Bewunderung für die Klugheit desselben, auch seinen Kameraden.

Göze erzählt eine ähnliche Geschichte. Ein Jäger vermißte eines Abends seine beiden Hunde, einen kleinen Pudel und einen Dachshund. Spät gegen die Nacht kam der Pudel wieder, war sehr unruhig, lief immer nach der Thür, und gleich am andern Tage nach dem Stadtwege. Hier begegnet ihm der Kutscher eines Herrn mit einem großen Pudel, dem Vater des kleinen. Dieser springt dem Vater fröhlich entgegen, und giebt ihm viele

Zeichen, daß er ihm folgen solle, welches endlich auch geschieht. Er lauft voran gegen einen Berg, nach einem Kaninchenbau, wo der kleine hineinkriecht und krazt, der große aber ihm hilft. Des folgenden Morgens erst kamen alle drey Hunde, die beiden Pudel und der Vermißte mit großem Gelärm beim Jägerhause an. Der Dachshund war in dem Kaninchenbau verschüttet; der kleine Pudel wollte ihn retten, fand sich aber zu schwach dazu, und holt den andern zur Hülfe. In einem andern ganz ähnlichen Fall wurde der Herr von dem Hunde durch Winseln und Heulen zur Hülfe des verschütteten Kameraden gerufen.

Im Jahr 1789 scheiterte ein Schiff bey Yarmouth, und nur ein großer Hund rettet sich, und hat das Taschenbuch des Capitäns im Munde, welches er aber niemanden ablassen wollte, bis endlich ein wohlgekleideter Mann seine Aufmerksamkeit auf sich zog, er sprang an diesen hinauf und überlieferte ihm dasselbe, kehrte dann zum Ufer zurück, und suchte alles anzufassen, was von dem gescheiterten Schiff gegen das Land getrieben wurde.

Von dem außerordentlichen Gedächtniß des Hundes, wobey freilich der Geruch gar sehr mithilft, erzählt d'Obsonville wohl das auffallendste Beyspiel: Er reiste von Pondichery in Ostindien nach Benglur, welche beyden Orte wohl dreyhundert Stunden von einander entfernt, und durch Berge und Flüsse getrennt sind. Hier verlor er seinen selbst erzogenen Hund, und dieser lief geraden Weges nach Pondichery zurück, zu einem Freunde seines Herrn, bey welchem er oft gewesen war.

In der Vorstadt St. Germain in Paris wollte im Jahr 1782 ein gewisser Pächter einen schönen Platz des Jahrmarktes besuchen, und hatte seinen Hund bey sich; da die Schildwache ihm anzeigte, er dürfe den Hund nicht mitnehmen, so gab er denselben ihr in Verwahrung. Bey seiner Rückkehr bemerkte der Pächter, daß er seine Uhr verloren habe und bat die Wache, ihm zu erlauben seinen Hund mitzunehmen, er werde dann den Dieben, wenn er noch auf dem Markt sey, gewiß auffinden. Es geschah, der Pächter bemerkte dem Hund, daß er etwas verloren habe, und befahl es zu suchen. Nicht lange war der Hund herumgelaufen, so war er zurück und zog seinen Herrn beim Rock, dieser folgte ihm, und sah ihn bey einem sehr wohlbekleideten Herrn stille stehen, der in allen Buden sich umsah. Diesen Herrn verließ er nicht mehr; der Pachter meldete seinen Verdacht einem Polizeybedienten, der vermeinte Herr wurde arretirt, und man fand bey ihm acht Uhren und zwölf Dosen, welche alle gestohlen waren. Die Uhr des Pachters erkannte der Hund aber sogleich. Ein anderer Hund brachte seinem Herrn sogar die Beinkleider eines andern, in welchen neben anderm Gelde auch ein Thaler steckte, den sein Herr bezeichnet und mit Fleiß weggeworfen hatte, weil es eine Wette galt, daß der Hund ihn wieder finden werde. Der Eigenthümer der Beinkleider hatte ihn gefunden, der Hund war ihm gefolgt, hatte sich bey ihm eingeschmeichelt, des Nachts in der Kammer desselben geschlafen, und war am Morgen bey aufgehender Thüre mit den Beinkleidern entsprungen.

Die englischen Diebe pflegen sogar Hunde zum Geldstehlen abzurichten, wovon folgendes Beyspiel zeugt. Ein englischer Schiffer kam mit einem sehr schönen Hunde, den er von einem Manne, welcher ihn wahrscheinlich auch gestohlen, gekauft hatte, nach Norwegen; diesen Hund schenkte er einem dortigen Freunde, und er gewöhnte sich bald an seinen neuen Herrn. Einst kommt der Hund aus der Stadt zurück, auf das Comtoir seines Herrn, legt ihm die Vorderbeine auf den Schooß, und ließ aus dem Munde eine Rolle Geld fallen. Da dieß öfter wiederholt wurde, so legte der Kaufmann das Geld jedesmal bey Seite und vermuthete, der Hund habe es einem seiner Freunde genommen, den er öfters besuchte. Dieser erzählte ihm wirklich zufällig, es fehle ihm seit einiger Zeit immer Geld, ohne daß er begreifen könne, wo es hinkomme, da Niemand als der Hund auf sein Zimmer komme. Man beobachtete nun den Hund genauer. Er kam wieder, legte sich unter den Ofen; der Kaufmann nahm einige Rollen Geld, legte sie auf den Tisch, und setzte sich an sein Pult, wo er den Hund bemerken konnte. Dieser schlich sich, da er sich unbeachtet glaubte, nach einer Weile an den Tisch, nahm eine Rolle, legte sich wieder an seinen vorigen Ort, und kam dann später unter dem Ofen hervor und begehrte hinausgelassen zu werden, was auch geschah, und nun brachte er das Geld seinem Herrn, und der Kassenmangel stimmte genau mit der Summe überein, die er seinem Herrn von Zeit zu Zeit gebracht hatte.

Dem Grönländer, dem Kamtschadalen und andern Bewohnern des Eismeeres, ist der Hund als Zugthier sehr wichtig. Man trifft daher eine große Menge Hunde unter diesen Nationen an. Es ist dieß eine Art sehr großer

Spitze, mit grobem Haar, und mancherley, doch meist weißer oder gelblichter Farbe. Die spärliche Nahrung dieser Hunde im Winter besteht aus einer Mischung verfaulter Fische und Birkenrinde, und doch erreichen sie eine gewaltige Stärke. Vier Hunde vor einen Schlitten gespannt, ziehen drey erwachsene Menschen und 60 bis 70 Pfund ohne Mühe fort, und ein einzelner Mann kann mit diesen Hunden bey guter Bahn und Wetter 20 Stunden in einem Tage zurücklegen. Im Sommer erhalten dann diese Hunde ihre völlige Freyheit, und werden wahre Raubthiere, welche alle andere Thiere anfallen, und selbst auf Fische lauern, welche sie begierig fressen. Im Winter kehren sie zu den Wohnungen zurück, und werden durch Hunger mager gemacht, damit sie desto besser laufen können. Gewöhnlich spannt man zwey und zwey neben einander, und einen fünften als Leithund voraus. Das Geschirr ist von Leder, liegt unter dem Halse oder vor der Brust, und wird mit Strängen am Schlitten befestigt. Das Halsband, womit man sie zusammenkuppelt, ist mit Bärenfell besetzt. Die Schlitten sind sehr leicht, hoch, und fallen daher gerne um. Sind die Hunde gut abgerichtet, so darf der Führer kein Wort sprechen, sondern giebt seinen Willen bloß durch Bewegungen zu erkennen.

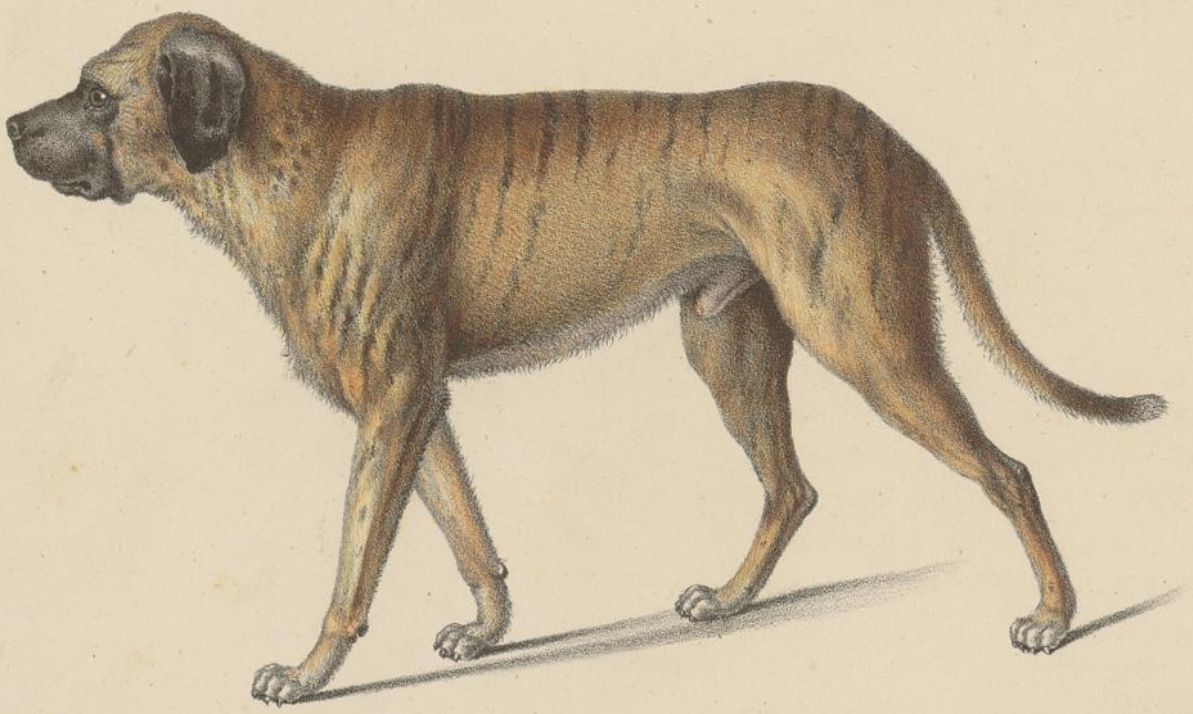
In der gefahrvollen Unternehmung, welche der Baron von Wrangel für nähere Kenntniß der Küsten Sibiriens im Jahr 1823 unternahm, haben gerade diese Hunde außerordentliche Gewandtheit gezeigt. Mit dem Beystand dieser Thiere haben die russischen Reisenden sechs und sechszig Tage lang auf dem Eise des Polarmeeres in einer ungeheuern Entfernung von den Küsten zubringen können. Wenn die Dicke des Eises keine Gefahr besorgen ließ, so liefen sie mit erstaunlicher Schnelle, bellten und bissen sich unter einander, wie wilde schwer zu zähmende Pferde; aber sobald der Weg gefährlich wurde, waren sie ganz ruhig, vorsichtig, und leicht zu lenken. Sie liefen mit größerer Behutsamkeit, und wagten sich nur dann auf die dünnen Eiskrusten, die oft kaum einen Zoll dick waren, wenn sie dazu gezwungen wurden. Ihrer zwölf oder dreyzehn waren vor einen Schlitten angespannt, sie drängten sich dicht zusammen, um sich gegen Wölfe, schwarze und weiße Bären zu vertheidigen, ohne sonst große Furcht zu äußern, und thaten dieß mit eben so viel Muth als Geschicklichkeit. Ihr Instinkt war ihnen von großem Nutzen, und zeigte sich oft so überraschend, daß man davon nicht wenig betroffen wurde. Ungeachtet sie eine große Menge von Umschweifen und Kreuzläufen auf dem Eise des Polarmeeres gemacht hatten, fanden sie, als man sich zur Rückkehr entschlossen hatte, doch den kürzesten und bequemsten Weg ohne alle Leitung, den kein Mensch besser hätte finden können.

Die Hunde der afrikanischen Colonisten am Cap sind vielleicht die kühnsten und muthigsten, und diese Eigenschaft verdanken sie allein den häufigen gefahrvollen Kämpfen, welche sie mit Hyänen, Panthern, und selbst mit Löwen zu kämpfen haben. Auf den Wohnplätzen der Schafzucht treibenden Colonisten trifft man, nach Lichtensteins Nachrichten, nicht selten zehn bis fünfzehn große Hunde an, welche gewöhnlich so böse sind, daß man sich weder bey Tage noch bey Nacht dem Hause zu Fuß nähern darf. Sie werden gewöhnlich mit dem Abfall von geschlachteten Schafen genährt, sind aber meist so mager und räudig, daß es ein Jammer anzusehen ist. Die gewöhnliche Rasse ist eine große Art von Windhunden, der sehr ähnlich, welche man dänische Hunde nennt. Man hält sie unter allen für die brauchbarsten, und drey von ihnen sind im Stande, den größten Parder todt zu beißen. Sie werden frühe darauf abgerichtet, und sind deßhalb sehr nützlich, weil sie eine Menge Pulver und Blei ersparen, welches in jenen Gegenden theure Waare ist. Auf manchen Pächtereyen sieht man drey bis vier Hunde auf die Jagd gehen, um ihren Herrn einen Braten zu fangen. In etwas wildreichen Gegenden fehlt es selten, daß sie nicht irgend eine Antilope erlegen sollten. In diesem Falle kommt einer von ihnen allein nach Hause, und ruht nicht eher, als bis jemand mit ihm geht, um die Beute nach Hause zu holen. Die übrigen bleiben so lange ruhig bey dem Wilde, um es gegen andere Raubthiere zu bewahren. Herr Lichtenstein hat dieß mit eigenen Augen gesehen. Die Hunde hatten einer Antilope die Gurgel abgebissen, und begnügten sich das herabfließende Blut zu lecken. Man weidete die Antilope aus, und gab ihnen das sämmtliche Eingeweide zur Belohnung.

Es sey nicht zu viel gesagt, behauptet Lichtenstein, wenn man annehme, ohne solche Hunde wären diese Gegenden unbewohnbar. Durch sie wird der Buschmann, wie der Parder und der Jakal abgewehrt, und selbst den Löwen schreckt das Bellen der muthigen Schaar, dem an Wachsamkeit und Genügsamkeit keine Dienerschaft gleichkommt. Andere schönere Hunde, welche besonders die Engländer einführen wollten, entsprachen diesem Zweck



Englischer Windhund. *Canis leporarius.* *Le Chien Lévrier.*



Grosse Dogge. *Canis Molossus.* *Le Dogue de forte race.*

bey weitem nicht so, wie diese zwar häßliche, aber nützliche und starke Rasse. Von der Wuth hat man in der ganzen Colonie kein Beyspiel. Bey solchen Kämpfen mit Hyänen, Löwen und Panthern unterliegen oft einige Hunde, aber die übrigen lassen sich dadurch nicht abschrecken, und besiegen öfters ihren Feind. Die erhaltenen Wunden aber, heilen sie durch Lecken bald.

Zum Beschlusse der Charakteristik des Hundes mag die kurze Lebensbeschreibung des letzten Sprößlings der ächten Rasse der berühmten Hunde vom St. Bernhardsberge, dessen Hülle im Museum der Naturgeschichte zu Bern steht, wohl nicht unschicklich seyn. Sie ist aus dem beliebten Almanach, die Alpenrosen, genommen. Ueber den großen St. Bernhard führt ein sehr betriebener, aber uralter Bergpaß aus Wallis nach Italien. In dem öden hohen Felsenthale, von mit ewigem Schnee bedeckten Felsen-Enge umschlossen, steht die höchste menschliche Wohnung in der alten Welt, das Kloster des heiligen Bernhards, 7548 Fuß übers Meer. Hier wohnen 10 bis 12 fromme Mönche, deren einziges Geschäft es ist, die Reisenden unentgeldlich zu bewirthen, und ihnen alle Hülfe angedeihen zu lassen. In den acht oder neun Monaten des Jahres, wo Schnee, Nebel, Ungewitter und Schneelauwinen den Weg sehr gefährlich machen, streifen diese Geistlichen oder ihre Diener täglich umher, um Verirrte aufzusuchen, oder Versunkene zu retten. Schon viele Jahre her bedienen sie sich zur Rettung der Verunglückten auch besonders abgerichteter Hunde. Es ist wahrscheinlich eine Mittelrasse von dem englischen Dogge und dem spanischen großen Wachtelhund, welche ein neapolitanischer Graf Mazzini, von einer nordischen Reise mitgebracht, und dem Kloster geschenkt haben soll, und die sich in der Folge mit Wallisischen Schäferhunden vermischten. Diese Hunde gehen entweder allein aus, oder werden von den Mönchen mitgenommen. Sobald der Hund einen solchen Unglücklichen ausgewittert hat, kehrt er in pfeilschnellem Laufe zu seinem Herrn zurück, und giebt durch Bellen, Wedeln und unruhige Sprünge seine gemachte Entdeckung kund. Dann wendet er um, immer zurücksehend, ob man ihm auch nachfolge, und führt seinen Herrn nach der Stelle hin, wo der Verunglückte liegt. Oft hängt man diesen Hunden ein Fläschchen mit Branntwein oder andern stärkenden Getränken, und ein Körbchen mit Brod um den Hals, um es einem schwachen, ermüdeten Wanderer, der nicht mehr weiter konnte, zur Erquickung und Stärkung darzubieten. Ein solcher Hund war Barry, dessen Abbildung nach der Natur Taf. 73. zu sehen ist. Zwölf Jahre lang war er unermüdet, thätig und treu im Dienst der Menschheit, und er allein hat in seinem Leben mehr als vierzig Menschen gerettet. Der Eifer, den er hierbey bewies, war außerordentlich. Nie ließ er sich an seinen Dienst mahnen. Sobald der Himmel sich bedeckte, Nebel sich einstellten, oder die gefährlichen Schneegestöber sich von Weitem zeigten, so hielt ihn nichts mehr im Kloster zurück; nun strich er rastlos und bellend umher, und ermüdetete nicht, immer und immer wieder nach den gefährlichen Stellen zurückzukehren, und zu sehen, ob er nicht einen Sinkenden halten, oder einen Vergrabenen hervorscharren könne, und konnte er nicht helfen, so setzte er in ungeheuren Sprüngen nach dem Kloster hin, und holte Hülfe herbey. Als er kraftlos und alt war, sandte ihn der würdige Prior nach Bern, wo er starb, und in das Museum aufgestellt wurde. Seine treuen Dienste, welche das Leben so vieler Menschen retteten, verdienen geschichtlicher Erwähnung, und daß er nicht so bald vergessen werde.

Taf. 74. Der Hund von Neuholland. Canis Dingo.

Chien de la nouvelle Hollande.

Größe und Gestalt des Hirtenhundes. Der Kopf aber nähert ihn den Fleischerhunden. Der Pelz ist sehr dicht; der Schwanz stark behaart. Die Haare am Körper sind, wie bey Thieren, welche in kältern Klimaten leben, von doppelter Art: die einen kurz, fein, wollig und von grauer Farbe; diese bedecken unmittelbar die Haut. Die andern sind länger, gröber, glatt, bedecken die andern, und geben so dem Pelz seine Farbe. Die obern Theile, Kopf, Hals, Rücken und Schwanz sind dunkelfalb; Seiten, Unterhals und Brust etwas blasser; alle untern Theile des Körpers, das Innere der Schenkel und die Schnauze sind weißlich. Der Schwanz hat achtzehn Wirbel.

Länge von der Schnauze bis zur Schwanzwurzel 2 Fuß 5 Zoll.

Seine Augen haben runde Pupillen; er gehört daher zu den Taghunden.

Die Bewegungen dieses Hundes sind sehr lebhaft, und seine Thätigkeit ist sehr groß, wenn er frey ist. Dagegen schläft er wieder sehr viel.

Seine Muskelstärke übertrifft um vieles diejenige unserer Haushunde von derselben Größe. Bey seinen Bewegungen trägt er den Schwanz horizontal erhoben, ist er aber aufmerksam, so hält er ihn niedrig. Im Laufe trägt er den Kopf hoch, die Ohren gerade vorwärts gerichtet. Seine Sinne scheinen sehr fein zu seyn; aber was in Erstaunen setzen muß, ist, daß er nicht schwimmen kann, und daß er, wenn er ins Wasser geworfen wird, sich zwar maschinenmäßig wehrt, aber keine gehörigen Bewegungen macht, sich oben auf dem Wasser zu erhalten, obgleich er vollkommen zum Schwimmen, wie andere Hunde, gebildet ist.

Durch keine Strafe kann man seine Begierde nach Fleisch bändigen, oder seinen Hang zum Stählen aufheben. Mit Unbekannten ist er nicht gesellig. Ein in Paris lebendig gehaltener war so kühn, daß er, ohne sich im Mindesten zu besinnen, die größten Hunde angriff, und brummend sich auf die Behälter stürzte, worin Löwen, Jaguars oder Bären aufbewahrt wurden. Ein anderer, welcher in England war, fiel alle Thiere an, und hätte einen Esel getödtet, wenn man diesem nicht zu Hilfe gekommen wäre. Die Gegenwart der Menschen legt seinen Leidenschaften keinen Zaum an, er fällt jede Person an, welche ihm mißfällt, besonders Kinder, ohne irgend einen scheinbaren Grund. Es scheint daher wirklich wahr zu seyn, daß er bey der Landung der Engländer in Port-Jackson einen großen Haß gegen sie äußerte. Durch seinen Ernährer und Besorger läßt er sich zwar führen, aber er gehorcht ihm nicht, er hört durchaus nicht auf seinen Ruf, und Schläge bringen ihn auf. Derjenige in Paris zeigte besondere Vorliebe für denjenigen, der ihm am öftersten die Freyheit gab; er erkannte ihn von Weitem, und bezeugte seine Freude durch Sprünge, und rief ihn durch eine Art von Gewinsel, wie andere Hunde es thun. War er frey, so sprang er schnell fünf bis sechsmal um sein Gefängniß, und kam dann zu seinem Herrn zurück, dem er einige Zeichen seiner Anhänglichkeit gab, indem er lebhaft an ihn aufsprang und die Hand leckte. Er schien sich besonders an einzelne Personen zu gewöhnen, daher scheint es auch sehr wahr, daß sie an ihren Herrn sehr treu hängen. Wenn aber auch dies Thier schmeichelt, so geschieht es nicht, wie bey unsern Hunden, um wieder geschmeichelt zu werden, es leidet es zwar, sucht aber diese Schmeicheleyen nicht. Sein Blick ist ohne alle Fröhlichkeit; seinen Zorn bezeichnet er durch drey oder viermaliges undeutliches Bellen; dies ausgenommen, ist er sehr stille. Er hat keinen Sinn für das Eigenthum seines Herrn, wie der Haushund, und bemächtigt sich alles dessen, was er erhaschen kann. Auf Geflügel wirft er sich mit Wuth, und verläßt sich nur auf seine Kraft, um sich Nahrung zu verschaffen.

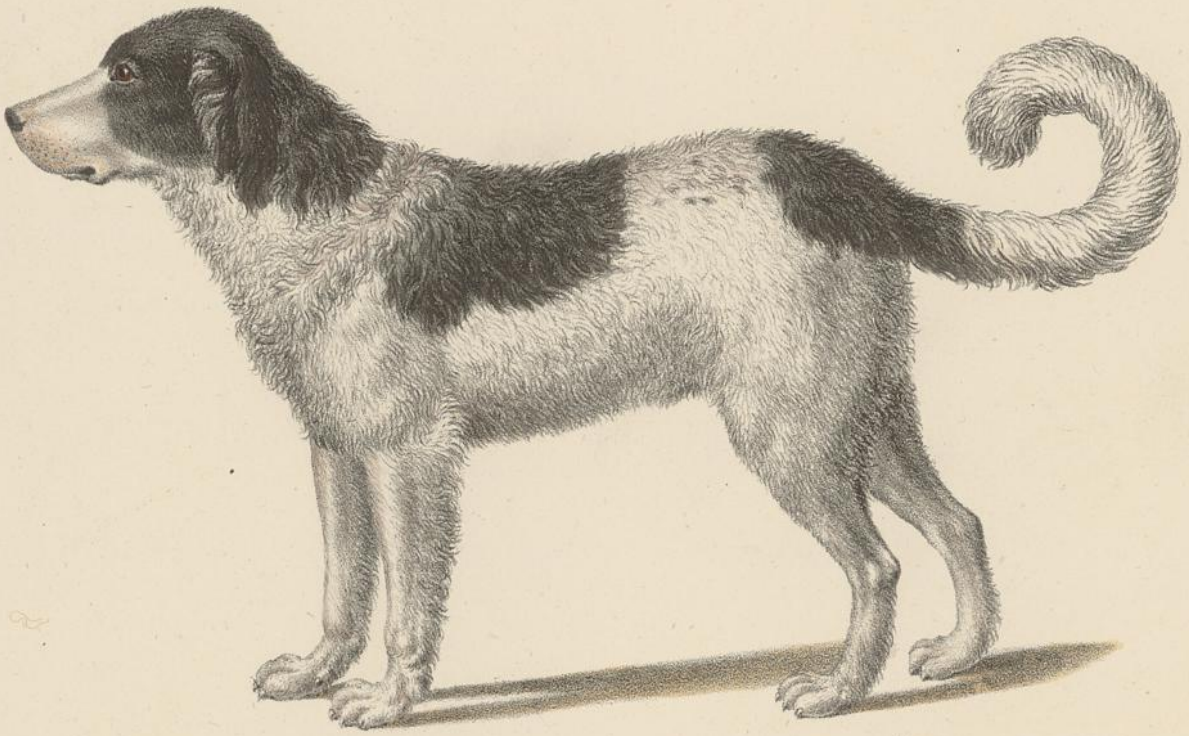
Die armen nackten Wilden Neu-Hollands, welche unter allen Völkern der Erde am wenigsten Cultur hatten, und sich bis jetzt noch nicht weiter civilisiren liessen, wählten sich dennoch dieses Thier zum Gesellschafter, und theilen mit ihm seine Beute. Nirgends fand man ihn wild in Neu-Holland. Rohes und frisches Fleisch ist seine Lieblingsnahrung. Fische verschmäht er, selbst im Hunger; dagegen frißt er Brod und liebt Süßigkeiten.

Die Begattungszeit trat in Europa im Sommer ein, und zwar nur einmal jährlich. Da nun unser Sommer mit dem Winter Neu-Hollands zusammen trifft, so trifft die Begattungszeit mit derjenigen unserer Hunde in der Jahrszeit überein.

Die Hündin, welche in Paris lebte, begattete sich mit einem europäischen Hunde, wurde aber nicht trächtig.

Die Naturgeschichte dieses Thiers, so weit wir sie kennen, beweist genügend, daß der Dingo nicht blos eine eigene Hunderasse, sondern wirklich eine eigene Art sey, welche einzig in Neu-Holland lebte, und diesem Lande eingeboren ist. Seine moralischen Eigenschaften entfernen ihn eben so sehr von unsern Haushunden, als der Bewohner von Neu-Holland von dem Zustand der höhern Civilisation des Europäers entfernt ist, und entfernt zu bleiben scheint. Kaum möchte es gelingen diesen Hund lenkbarer zu machen. Sein Character ist zu verschieden von dem unsers Hundes, und seine Hirnorganisation scheint ein unübersteigliches Hinderniß größerer Entwickelung zu seyn. Sollte man aber glauben, er könne systematisch nicht von den übrigen Rassen der Haushunde getrennt werden, so gehört er ohne Zweifel unter die erste Abtheilung, welche die Fleischerhunde enthält.

(Abbildung nach White.)



Neufundländischer Hund. *Canis familiaris terræ novæ.*

Chien de terre-neuve.



Hund vom S.t Bernhardsberg. *Chien de S.t Bernhard.*

1/8

Taf. 74.

Der Wolf. Canis Lupus.

Le Loup.

Schwanz gerade, Pelz graugelb, an den Vorderbeinen der Alten ein schwarzer Streif. Der Kopf dick und ablang, mit spitziger Schnauze endigend. An Größe und Gestalt gleicht er dem Fleischerhunde mehr als irgend eine andere Rasse, aber der Körper ist dicker, die Beine kürzer, der Schedel breiter, die Stirne niedriger, die Schnauze kürzer, die Augen weiter von einander entfernt, die Oeffnung der Augenlieder schiefer, die Ohren kürzer und gerader, der Schwanz dicht behaart, lang und geradeaus stehend oder hängend. Die Haare des Pelzes sind an der Wurzel weiß, dann schwarz, dann wieder weiß und rostfarb, und an der Spitze schwarz. Die Haare um die Ohren, am Hals, den Hinterbacken und am Schwanze sind länger als die andern. Alle diese Haare sind stark und hart, und bedecken kürzere, wollige, weichere Haare von grauer Farbe. Die Schnauze ist schwarz. Bey den alten Wölfen wird das Haar bedeutend heller.

Länge von der Schnauze bis zum Schwanz 3 Fuß 7 Zoll; des Schwanzes 1 Fuß 5 Zoll; Schulterhöhe 2 Fuß 5 Zoll, Kreuzhöhe 2 Fuß 3 Zoll. Gewicht 70—80 Pfund.

Der Wolf ist von Egypten an über ganz Europa bis nach Lappland und in Nordamerika und Nordasien verbreitet, und ist in Grönland selbst im Winter bis zum 70 Grade anzutreffen. In England und Irrland ist er gänzlich vertilgt.

In Europa ist er allenthalben anzutreffen, wo es noch große Wälder giebt. Er lebt einsam, und geht nur des Nachts aus den Waldungen, um zu rauben. Er ist das furchtbarste und gefräßigste Raubthier von Europa, und gehört zu den Thieren, welche selbst die kalten und unfruchtbaren Polarländer bewohnen. Er geht wahrscheinlich eben so weit nördlich als der Polarbär, und kann die furchtbarste Kälte aushalten. Fischer, Reisegefährte des Capitains Parry, bemerkte Wölfe in den kältesten und dunkelsten Nächten der Polargegenden. Sie waren immer thätig, und solche Nächte schienen am besten zu ihren Raubzügen zu passen. Sie näherten sich den eingefrornen Schiffen so sehr, daß sie, ungeachtet der Finsterniß, gesehen werden konnten. Selbst der strengste Winter zwingt sie nicht die Polargegenden zu verlassen, und nicht weniger als dreyzehn blieben in der Gegend des Schiffs, bis auch der letzte von ihnen getödtet worden war. Freilich können sie nur in der Nähe menschlicher Wohnungen in dieser Jahrszeit, wo die andern Thiere fast alle verschwunden sind, noch einige Nahrung finden. Sie rauben daher Kinder und Hunde der Esquimaux.

Die Sinnen des Wolfes sind vortrefflich, vorzüglich der Geruch, der demjenigen des Hundes in nichts nachsteht. Wie der Hund verfolgt er das Wild laufend und ermüdet es, wo es ihm dann leicht zur Beute wird. Er ist übrigens tölpisch, furchtsam, bedächtlich, listig und mißtrauisch, doch weniger listig als der Fuchs. Nur der Hunger macht ihn dreist und fürchterlich. Einzeln greift er selten Menschen an, und dann eher Weiber und Kinder als erwachsene Männer. Ist der Hunger aber groß, so wird er sehr kühn, er wagt sich selbst in die Dörfer, und trotzt allen Gefahren, da er sonst für sein Leben sehr besorgt ist. Zur Begattungszeit, und auch zuweilen außer derselben, sieht man ein Paar Wölfe, Männchen und Weibchen, zusammen auf Raub ausgehen. Dann stellt sich der eine an den Ort, wo wahrscheinlich das Wild vorbeykommen muß, der andere hingegen treibt ihm dasselbe zu. Man will mehrmal bemerkt haben, daß sich ein Wolf einer Schaafheerde näherte, und den Schäferhund reizte, ihm nachzulaufen, indem er sogleich die Flucht ergriff; während nun der Hund auf der Verfolgung war, fiel ein anderer in die Heerde, und eilte mit einem Hammel davon, den er nachher mit seinem Gefährten, der ihn bald auffand, theilte. Erfahrne Schäfer lassen daher ihre Hunde den Wolf nicht verfolgen.

Wider die Natur anderer Raubthiere versammeln sich die Wölfe in ganzen Truppen, und greifen vereinigt Menschen und Thiere an. In Polen, Rußland und in den kalten Ländern, wo es noch viele Wölfe giebt, ist es ihrentwegen im Winter oft gefährlich zu reisen, und man hat viele Beyspiele, daß Pferde vor Schlitten und Wagen von Wölfen angefallen, und selbst die Reisenden, ungeachtet ihrer Gegenwehr unterlagen, und aufgefressen wurden. Pferdefleisch liebt der Wolf sehr, und eines einzelnen Pferdes bemeistert er sich oft ziemlich leicht. Nie greift er ein solches von hinten an, weil er das Ausschlagen fürchtet, sondern im Nacken. Sind aber mehrere Pferde

beysammen, und frey, so vertheidigen sie sich gemeinschaftlich, und weisen, indem sie die Köpfe zusammenstellen, dem Wolfe allenthalben den Hintern, so daß er nicht anzugreifen wagt. Die Ochsen vertheidigen sich im Gegentheil gegen ihn mit den Hörnern, indem sie ebenso in einen Kreis sich stellen. Rehe, Hirschen, Elenne, Rennthiere, wilde Schweine, Hasen, vorzüglich aber Schafe machen seine Hauptbeute aus. Rennthiere und Elenne vertheidigen sich mit den Vorder- und Hinterfüßen, und letztere sind mit ihren starken Hufen im Stande, einen Wolf auf der Stelle todt zu schlagen, und das wilde Schwein kann mit seinen Hauern den Wolf gefährlich verwunden. In seinen Nackenmuskeln hat er seine gröste Kraft, und mit einem Hammel im Munde läuft er leicht und in schnellem Galopp davon. Das Aas verachtet er auch nicht, wenn es noch so stinkend ist; sein Geruch und sein Appetit wird dadurch nicht beleidigt, und sein Magen verdauet auch ganz faules Fleisch. Er ist sehr gefräßig, und mit seinen harten und schönen Zähnen zermalmt er leicht die härtsten und stärksten Knochen, welche er größtentheils, so wie der Hund verdauet. In der Noth soll er auch Frösche und Eidexen fressen. Fischer fand im Magen der in Grönland im Winter getödeten Wölfe sogar Stücke von Kleidern und Garn, welches sie wahrscheinlich im Kehrigt gefunden hatten, der aus dem Schiffe geworfen worden, und den sie nächtlich durchsuchten. Ja, in der Noth sollen sie sich unter einander selbst anfallen und auffressen, was aber wenigstens in Grönland nicht bemerkt wurde. Wohl mögen sie einen todten oder verwundeten Kameraden anbeißen und aufzehren.

Der Wolf stinkt sehr, und verbreitet einen höchst unangenehmen Geruch um sich, besonders wenn er Aas gefressen hat. Ein junger Hund, der noch keinen Wolf gesehen hat, schauert beim ersten Anblick desselben, und der Geruch ist ihm so zuwieder, daß er zitternd zwischen die Füße seines Herrn kriecht. Der Hirten- und Schäferhund hingegen sträubt das Haar wenn er den Wolf sieht, und geht mit unglaublicher Wuth auf ihn los. Siegt der Wolf, so verzehrt er den Hund, siegt aber der Hund, so läßt er den Wolf unberührt. So nahe auch beyde Thiere verwandt scheinen, so groß ist die Feindschaft zwischen Hund und Wolf, und nur in sehr seltenen Fällen besiegt der Geschlechtstrieb diese Feindschaft für kurze Zeit. Außerdem kämpfen beyde Thierarten jedesmal aufs erbitterste mit einander, und nur der Tod, oder die schleunige Flucht des einen, kann den Kampf beendigen.

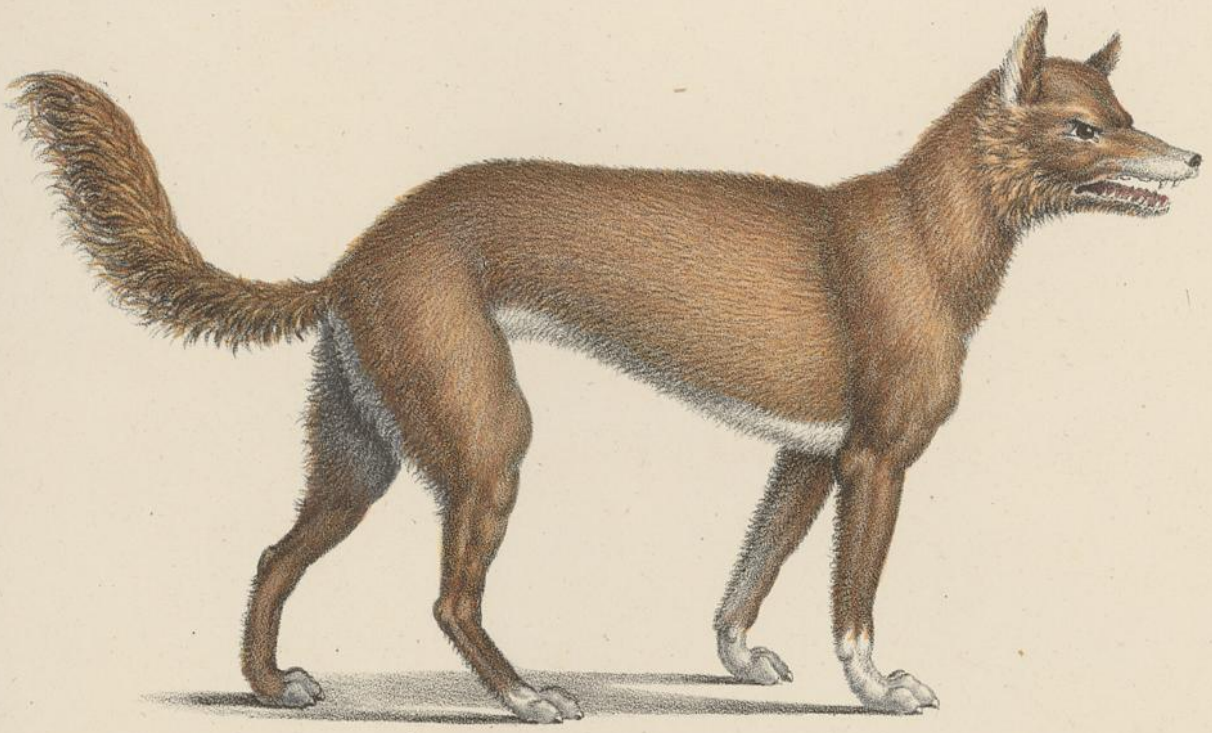
Der Wolf heult nur, und bellt nicht, und sein Geheul ist durchdringender und fürchterlicher, als das Geheul der Hunde.

Die Brunstzeit des Wolfes fällt in den Christmonat, und dauert etwa 14 Tage. Die Wölfin ist hundert Tage trächtig, und wirft dann drey bis neun Junge im Dickigt, in einem unter Baumwurzeln selbst gescharrten Loche. Die Jungen bleiben zehn Tage blind. Die Mutter ist für sie sehr sorgsam, säugt sie fünf bis sechs Wochen, und soll sie vor dem Vater verbergen, der sie sonst auffressen würde. Der junge Wolf läßt sich leicht zahm machen, und bleibt es, so lange er jung ist; wird er aber alt, so wird er böse und gefährlich. Doch sah man schon Wölfe friedlich neben Schafen eingesperrt. Die Jungen sind weißröthlich, und in zwey Jahren aufgewachsen.

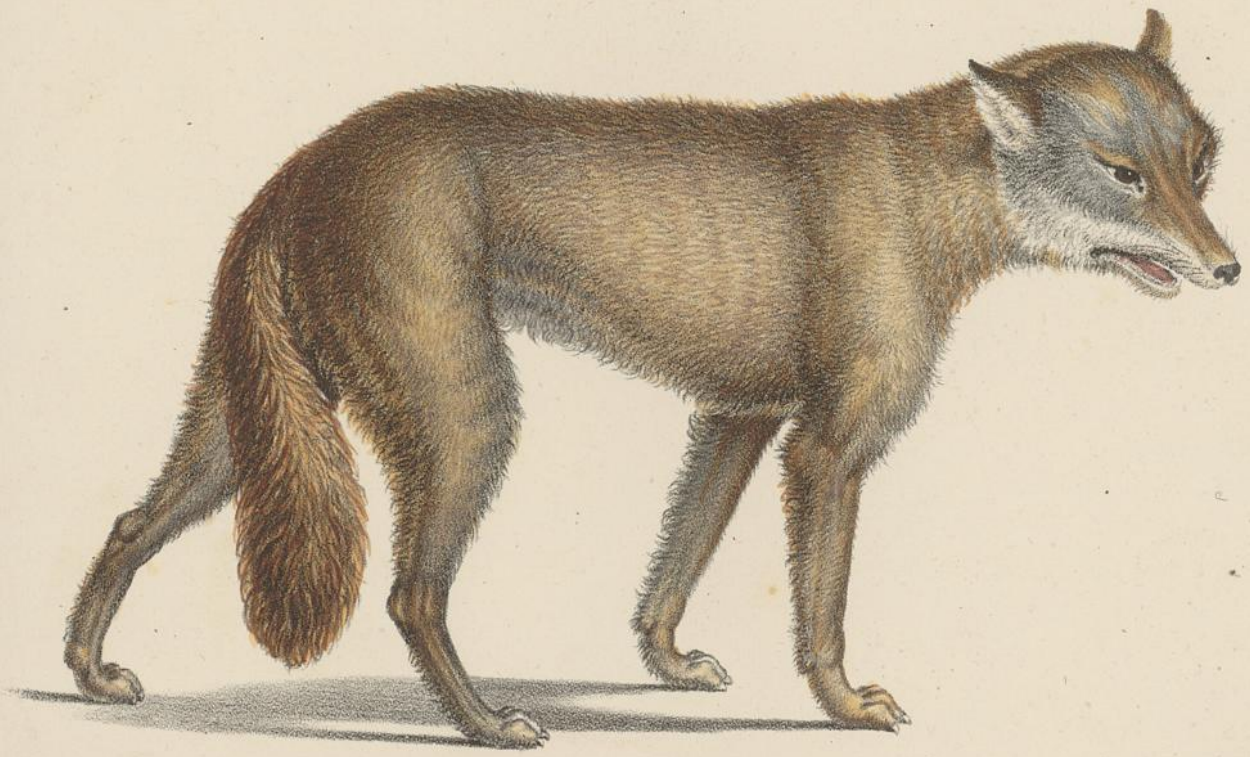
Bastarde von Hunden und Wölfen kommen zwar vor, sind aber doch sehr selten. Solche Wolfshunde sind immer sehr gierig und gefräßig, und fallen Schafe an. Sie heulen nur, ohne zu bellen; sind am Tage mehr schläfrig als des Nachts, und stehen überhaupt an Fähigkeiten dem Hunde nach.

Nur am Menschen und am Hunde hat der Wolf gefährliche Feinde; andere Thiere fürchten sich vor ihm, und unterliegen meist seinen Angriffen, wenn nicht ihre Schnelligkeit sie rettet. Der Mensch lebt immer im Kriege mit diesem gefährlichen Raubthiere, welches seiner Oekonomie so großen Schaden thut. Die Art hat sich aber in bewohnten Gegenden sehr vermindert, und ist an einigen ganz ausgerottet, wie in England. Auch soll der Wolf vielen Krankheiten unterworfen seyn, welche ihm das Leben rauben. Die vorzüglichste und gefährlichste dieser Krankheiten ist die Tollheit oder Wasserscheu, welche derselbe mit dem Hunde und andern Thieren der Gattung gemein hat. Da seine Bisse weit tiefer greifen als die des Hundes, so ist die Gefahr, welche aus dem Biß eines tollen Wolfes entsteht, weit größer als beim Hunde, und nur selten werden solche Gebissene gerettet.

Was die Alten vom medizinischen Gebrauch und Nutzen verschiedener Theile des Wolfes hielten, daran wird jetzt nicht mehr geglaubt; doch haben die Wolfszähne als Mittel gegen das beschwerliche Zahnen der Kinder, noch immer einige Anhänger gefunden. Sie werden eingefaßt, und man läßt die Kinder darauf beißen. Jeder harte Knochen thut aber gleiche Dienste.



Hund von Neuholland. *Canis Dingo.* *Chien de la nouvlle-Hollande.*



Der Wolf. *Canis Lupus.* *Le Loup.*

1/8

Der Balg giebt ein treffliches und warmes Pelzwerk, um so besser, je mehr der Wolf in nordischen Gegenden lebt, und im Winter getödet worden ist.

Man fängt sie in Gruben und mit Garnen, oder erlegt sie mit dem Feuergewehr auf ordentlichen Jagden mit großen Hunden. (Abbildung nach Ridinger.)

Taf. 75. Der Jakal vom Senegal. Canis anthus.

Le chacal du Sénégal.

Der Pelz ist grau, auf dem Rücken mit einigen dunklern Flecken bestreut, unten gelblich überloffen.. Der Schwanz reicht hängend bis zur Ferse, und ist rothgelb, mit einer schwarzen Längslinie an der Wurzel, und schwarzer Spitze.

Die Gestalt ist schlank und angenehm. Die Seiten und der Rücken sind schmutzig dunkelgrau, gelblich überlaufen, da die Haare schwarz und weiß geringelt und mit gelblichen untermischt sind; Hals graulich falb; Kopf und Backen rein grau; die Beine, die Schnauze, die Gegend hinter den Ohren und Schwanz falb. Das Haar auf dem Rücken und am Schwanz sehr lang, an Seiten und Hals kürzer, und sehr kurz an Kopf und Beinen.

Längs von der Schnauze bis zur Schwanzwurzel 1 Fuß 9 Zoll; des Schwanzes 10 Zoll. Mittlere Höhe des Rückens 1 Fuß 3 Zoll.

Man findet diesen Jakal, welcher sich von dem indischen Jakal und dem kapischen bestimmt unterscheidet, am Senegal, und vermuthlich in allen dem Senegal nahe liegenden Theilen Afrika's. Wie weit er sich aber verbreitet ist unbekannt, da er bis jetzt mit dem kapischen Jakal verwechselt worden ist.

Aus eben dieser Ursache der Verwechselung mit den verwandten Arten kennt man auch von seinen Sitten sehr wenig. Das ganze Betragen dieses Thiers ist dem des Hundes sehr ähnlich, besonders auch der Gang. Den Schwanz trägt er halb hängend; in Furcht gesetzt aber nimmt er ihn zwischen die Beine, wie der Hund, und weist die Zähne. Dieß zeigt indessen keinen Zorn an, wie man bey einem zahmen bemerkte. Sobald man ihm rief, näherte er sich, und leckte die Hand. Seine Stimme ist ziemlich sanft, und besteht in einem langen Ton, und nicht in einem Gebelle, wie beim indischen Jakal. Wenn er etwas zu haben wünscht, so ist seine Stimme ein sanftes Winseln, wie beim jungen Hund, und wenn er andere Thiere schreyen hört, so schreyt er selbst. Er verbreitet einen ziemlich starken Geruch, aber bey weitem nicht so stark, wie der indische Jakal. Ob er auch in Truppen geht, wie der Jakal, weiß man nicht genau.

Die spitzige Schnauze, die schlanken Beine, und die meist aufgerichteten Ohren, geben ihm ein munteres und angenehmes Ansehen, und er kommt dem Windhund etwas nahe.

Man hat den Jakal für eine der Stammrassen unserer Haushunde gehalten, man könnte wohl diese Art auch darunter zählen. Die leichte Zähmbarkeit macht es gar nicht unwahrscheinlich.

Wahrscheinlich lebt dieses Thier in der Freyheit von Geflügel und kleinern Säugethieren, mag indeß auch wohl Schafe und Antilopen angreifen. Ob es auch Pflanzenkost genießt, ist unbekannt.

(Abbildung nach Cüvier.)

Es giebt noch zwey Arten Jakals, welche wir hier nur kurz anführen wollen, damit man sie nicht mit dem Abgebildeten verwechselt.

Der indische Jakal. Canis aureus.

Le chacal de l'Inde.

Der Pelz oben graugelblich, unten weißlich; der Schwanz kurz, an der Spitze schwarz, buschig wie beim Fuchs. Die obern Theile, Kopf und Hals, Seiten des Bauchs, Schenkel und Aeußeres der Beine und Ohren schmutzig rothgelb; untere Theile und Seiten der Unterkinnlade, Spitze der Oberlippe, Bauch, Inneres der

Schenkel, Rücken und Seiten des Körpers bis aufs Kreuz graugelblich, scharf geschieden von den umgebenden Theilen. Schwanz falb und schwärzlich, besonders letzteres an der Spitze.

Die Länge von der Schnauze bis zum After 2 Fuß 7 Zoll, des Schwanzes 7 Zoll. Die Höhe des Rückens 1 Fuß.

Dieser Jakal bewohnt die warmen Gegenden der alten Welt, in Afrika, vom Kap an bis in die Barbarey. In Asien, Syrien, Persien und den ganzen mittäglichen Theil dieses Welttheils.

Dieser Jakal ist ein sehr geselliges Thier, und geht wieder die Art anderer Raubthiere in Schaaren. Er hat eine große Aehnlichkeit mit dem Fuchse, aber der Kopf ist kürzer, die Schnauze stumpfer, die Beine länger.

Alle Reisende in den Gegenden seines weitverbreiteten Vaterlandes sprechen von seiner Gefräßigkeit, von seinen Räubereyen, und von dem unerträglichen Lärm und Geheul, welches er des Nachts hören läßt, und dem Menschen alle Ruhe raubt. Sie bewohnen unterirdische Baue, wie der Fuchs, welche sie sich selbst graben. Neben dem Geheul bellen sie auch. Man findet sie in trockenen und nassen Gegenden, am Rande der Wüsten und in Wäldern, aber nur wo es warm ist. Sie sind listig und kühn, fallen Lämmer und Geflügel an, und thun bey den Wohnungen und in Dörfern vielen Schaden. Noch lieber als von frischen Thieren leben sie von Aas, und streiten sich mit den Hunden und Geyern um die todten Thiere, welche die Luft verpesten. Sie scharren die Leichen aus und fressen sie, auch wenn sie halb verfault sind, doch begierig. Man findet sie oft in der Nähe der Löwen und Tiger, welche ihnen wenig zu leide thun, dagegen ihnen oft einen Theil ihrer Beute überlassen. Sie folgen den Karavannen und Armeen nach, um sich an den Leichen zu sättigen.

Der Jakal läßt sich sehr leicht zahm machen, und folgt wie ein Hund seinem Herren, lernt auch seine Worte verstehen; doch bleibt er oft gegen Unbekannte furchtsam, läßt sich jedoch streicheln ohne zu beißen. Man hat dieses Thier für eine der Stammrassen unserer Hunde gehalten, sie begatten sich auch in der Gefangenschaft mit ihnen, sind wie sie der Wuth unterworfen, leben wie die verwilderten Hunde in Schaaren, und verfolgen ihre Beute gemeinsam; allein sie verbreiten einen unausstehlichen Geruch, welcher sie als Begleiter des Menschen sehr unangenehm machen würde. Es läßt sich daher nicht begreifen, daß diese Eigenschaft, welche sie mit dem Wolf und Fuchs gemein haben, sich durch Fortpflanzung und Versetzung in andere Klimate verloren hätte. Dieses macht daher jene Meinung höchst unwahrscheinlich, um so mehr als diese Thiere warme Klimate vorzüglich nöthig zu haben scheinen. Die Füchse, welche Simson nach der Erzählung der Bibel gefangen haben soll, um damit das Getreide der Philister anzuzünden, indem er ihnen Feuerbrände an die Schwänze hieng, sind solche Jakals gewesen.

So bekannt auch der Jakal in gewisser Hinsicht ist, so ist doch noch viel von seinen Sitten im wilden Zustand unbekannt, und namentlich auch die Art der Fortpflanzung und die Zahl der Jungen, welche indeß sich wahrscheinlich auf drey bis vier beläuft.

Der Jakal vom Cap. Canis mesomelas bildet eine dritte Art, welche sich dadurch auszeichnet, daß von den Schultern an, über den Rücken bis zur Schwanzwurzel ein grauschwarzer dreyeckiger Fleck sich bildet. Die Seiten sind rostroth, Brust und Bauch weiß, und der Schwanz reicht bis an die Erde. Man findet diesen Jakal am Vorgebirge der guten Hoffnung. In seinem Betragen gleicht er den andern beyden Arten.

Der Fuchs. Canis Vulpes.

Le renard commun.

Pelz oben rothgelb, unten weiß; die Gegend hinter den Ohren schwarz; der Schwanz sehr dicht behaart, mit weißlicher Spitze.

Die Schnauze spitzig, außerdem der Kopf ziemlich dick; Stirn glatt; Ohren gerade, spitz. Der Schwanz lang, berührt im Gehen die Erde; seine Farbe mehr oder minder dunkelfalb; die Füße vorn dunkelbraun.

Am Obertheil des Schwanzes, ungefähr anderthalb Zoll von der Wurzel sitzt eine Drüse, welche die Jäger Viole nennen, indem sie eine geronnene Fettigkeit enthält, welche sehr stark veilchenartig riecht, und die umstehenden borstenartigen Haare hochgelb färbt. Daneben stinkt der Fuchs unerträglich.



Das Weibchen mit den Jungen.



Schakal vom Senegal. *Canis Anthus.* *Chacal du Sénégal*

1/5

Länge von der Spitze der Schnauze bis zur Schwanzwurzel 2 Fuß 3½ Zoll, des Schwanzes 1 Fuß 4 Zoll.

Als Spielarten des Fuchses sind anzusehen:

Der Brandfuchs oder Rothfuchs. Er ist etwas kleiner, die Haare dünkler, gleichsam brennend roth; die Schwanzspitze schwarz; Füße schwarz.

Der Creuzfuchs (Canis alopex) mit weißgelblichen Haaren, gemischt mit vielen schwarzen Haaren, besonders auf dem Rücken und den Schultern, wo sie ein schwarzes Creuz bilden.

Die Verbreitung des Fuchses geht über ganz Europa, und das nördliche Asien. In Nordamerika wird er durch den rothen Fuchs ersetzt.

Der Fuchs bewohnt die Waldungen, welche in der Nähe menschlicher Wohnungen liegen, und legt hier seinen Bau an. Dieser ist gewöhnlich in dem Vorholze eines Waldes, oder in einem Gebüsche auf dem Felde, oder unter dem Abhange eines Berges, meist nicht weit von einem Bauernhofe. Gewöhnlich sucht er einen Baum auf, dessen Wurzeln ziemlich blos stehen. Unter diesen Wurzeln gräbt er sich ein. Er hat dabey den doppelten Vortheil; einmal daß der Bau nicht leicht nachfällt, weil er von den Wurzeln gehalten wird; und zweytens, daß er dadurch das Nachgraben der Menschen sehr erschwert. Ein solcher Bau hat oft 50 Fuß im Umfang und eine Tiefe von 6 Fuß. Die äußern Oeffnungen führen in ziemlich lange sich kreuzende Gänge, welche alle mit einander Gemeinschaft haben. In der Tiefe liegen die eigentlichen Wohnkammern oder der Kessel. Ein Ausgang geht gewöhnlich gerade in die Höhe, und endigt in einem dicken Busche. In diesen stürzt er sich bey Gefahr. Junge Füchse bauen auch wohl in ebenen freyen Kornfeldern; man nennt solche Bau-Nothbaue.

Oft bemüht sich der Fuchs nicht so weit, einen eigenen Bau zu graben, sondern er vertreibt einen Dachs aus dem seinigen, und richtet ihn nach seinem Bedürfnisse ein. Den Dachs vertreibt er dadurch, daß er seinen stinkenden Urin und Koth in den Dachsbau läßt; so wird der Bewohner durch den Gestank gezwungen, seine Wohnung zu verlassen.

Die Nahrung sucht der Fuchs aus dem Thier- und Pflanzenreich. Er frißt Eyer, Milch, Käse, Obst, Honig, besonders aber gern Weintrauben, wovon er sehr fett werden soll. Aus dem Thierreich frißt er alles was er bezwingen kann. Zahmes und wildes Geflügel, Gänse, Enten, Auer-, Birk-, Hasel- und Haushühner, Wachteln, Lerchen. Aber auch junge Lämmer, Hasen, Kaninchen, Hamster, Mäuse. Selbst der stachelige Igel ist nicht vor ihm sicher, er beißt ihn so lange, bis er sich öffnet und er ihn fassen kann. Kurz es ist kein Thier auf dem Felde, kein auf der Erde brütender Vogel vor ihm sicher. Schlangen und Eidexen verschmäht er nicht einmal, und kann er Fische erhalten, so sind sie ihm eben so lieb als Frösche und Krebse. Auch Heuschrecken, Käfer, Schnecken und Regenwürmer genießt er in der Noth. Im Winter geht er dem Aas nach und wird dabey oft geschossen.

An intellectuellen Fähigkeiten steht er keinem Säugethier nach. Seine Schlauheit und List sind zum Sprichwort geworden. Wenn man auch das abrechnet, was die Jäger durch übertriebene Sagen vergrößert haben, so bleibt er immer noch eines der listigsten Thiere. In der Nähe seines Baues raubt er niemals, dagegen schleicht er im Getreide nahe an den Höfen umher, um die sich etwa nähernden Hühner zu überraschen. Ein Fuchs, der einmal im Eisen gewesen ist, oder den das zuschlagende Eisen nicht gefaßt hat, wird sich wohl hüten, demselben nahe zu kommen. Hat sich aber ein Kaninchen oder ein anderes Thier darin gefangen, so greift er ohne Furcht zu, und löst es aus. Wenn man alle Ausgänge eines Fuchsbaues mit Fallen besetzt, so wittert es der Fuchs bald, und leidet lieber den grausamsten Hunger, ehe er herausgeht. Man hat Beyspiele, daß es einige in ihrem Bau 14 Tage ausgehalten haben, bis sie der übermäßige Hunger trieb, sich wüthend in die Fallen zu stürzen.

Sein Geruch ist vortrefflich und er wittert das Wild sehr weit, aber auch den Menschen, daher er dem Jäger nicht zu nahe kommt. Bey einem Treibjagen schleicht er durch die Gebüsche, und hält den Kopf immer schief seitwärts nach der Gegend hin, wo die Treiber rauschen. Er hebt die Füße hoch, und tritt leise auf. Zieht sich das Geräusch tiefer ins Holz, so steht er still, horcht, und kehrt auch wohl wieder um. Nie lauft er nach seinem Baue wenn er gejagt wird, um solchen nicht zu entdecken. Oft aber vergißt er auch die Witterung auf der den Treibern entgegengesetzten Seite zu nehmen, und kommt den Jägern auf dem Anstand zum Schuß.

Er horcht auf das Krähen der Hähne und auf das Gegacker der Hühner, er wittert sie in großen Entfernungen aus, und wählt die Zeit zum Raube mit großer Beurtheilungskraft. Behutsam schleicht er vorwärts, und verbirgt seine Fährte. Kann er über eine Mauer springen, oder unter einem Zaune wegkommen, so richtet er auf dem Hofe große Verheerungen an, tödtet alles Federvieh und schleppt davon weg so viel er kann. Alles dies thut er des Nachts, und ist schon vor Tage wieder in seinem Bau. Im Herbst nimmt er die Vogelschneüßen aus, und beraubt sie der gefangenen Vögel.

Im Winter benutzt man seine Begierde nach Aas, und schleppt entweder eine Katze oder ein anderes todtes Thier, oder Theile desselben z. B. von Pferden, an einen gelegenen Ort im Walde, besonders bey hellen Mondscheinnächten. Auf einem benachbarten Baume wird ein hölzernes Häuschen angebracht, in welchem der Jäger lauert. Der Fuchs kann die Witterung des Jägers nicht haben, weil solche über ihm durchgeht. Man nennt dies die Jägerkanzel. Der Fuchs wittert das Aas, und kommt nun leise und behutsam angeschlichen, geht in weitem Kreise um den todten Körper herum, und wittert mit der Nase zugleich nach allen Seiten. Oft geht er wieder zurück, kommt aber wieder, und springt bald rechts, bald links, bis er versichert ist, daß das Thier wirklich todt ist, und keine Gefahr vorhanden sey. Er stellt seine Geduld auf die stärkste Probe, ehe er anbeißt, aber auch diejenige des Jägers muß nicht ermüden, denn dieser muß oft tüchtig frieren, ehe er seinen Schuß anbringen kann.

Die höchste Probe von der List des Fuchses ist wohl die: Ein Arzt hatte einen Fuchs, der so zahm war, daß er den ganzen Tag frey herumlief und keinem Thier was zu leide that; er gieng auch in den Wald und kam wieder. Des Nachts wurde er an eine Kette gelegt. Einmal war sein Halsband zu weit, er streifte es ab, und gieng in die Nachbarschaft, um Hühner zu stehlen, kam aber vor Tag wieder zurück und kroch in sein Halsband. Dies trieb er mehrere Nächte, und da man ihn jeden Morgen an der Kette fand, so gieng er lange ungestraft aus, bis man endlich aufpaßte und seine List entdeckte.

Man hat indeß auch zuviel von seiner List erzählt, und eine Fabel mag es wohl seyn, welche Pontoppidan erzählt, daß er, um die Flöhe zu vertreiben, langsam ins Wasser gehe, indem er einen Wisch Heu oder trockenes Moos in den Mund nehme, und so die Flöhe nach und nach gegen den Kopf hin treibe, bis sie endlich, wenn er nur noch die Nase aus dem Wasser strecke, auf das Moos sich flüchten, welches er dann den Wellen übergebe.

Die Stimme besteht in einem hellen Gekläffe, welches man auch Bellen nennt. Dieses läßt er besonders bey kalter Witterung und bey Witterungsveränderungen hören, oft artet dieses Gekläffe in ein lautes Geschrey aus.

Ganz jung eingefangen kann man den Fuchs zuweilen so zahm machen, daß er seinem Herrn aufs Wort folgt, gegen ihn mit dem Schwanz wädelt, und überhaupt ganz vertraut wird wie ein Hund. Allein meist bleibt er gegen Fremde furchtsam und mißtrauisch, doch hat man Beyspiele, daß Füchse ihren Herrn wie Hunde allenthalben hin nachfolgten, sogar mit auf die Jagd giengen.

Beyde Geschlechter bleiben oft das ganze Jahr durch beysammen. Die Begattungszeit aber fällt in das Ende des Januars und den Anfang des Februars. Dann hört man jenes Kläffen häufig und macht oft den falschen Schluß auf Witterungsveränderung. Oft kommen mehrere Füchse zusammen, ohne sich jedoch dabey, wie die Hunde, zu balgen.

Während der Paarzeit hält sich die Füchsin sehr eingezogen in ihrem Bau. Sie ist 60 Tage oder 9 Wochen trächtig, und wirft gewöhnlich Ende Aprils oder Anfang Mays drey bis neun Junge, niemals unter drey. Vorher wird ein neuer Bau gegraben, welcher tiefer ist als gewöhnlich, und der Lagerplatz wird mit dem weichsten Moos und mit Haaren der Mutter, welche sie sich unter dem Bauche ausreißt, belegt.

Die Jungen bleiben vierzehn Tage blind. Nach vier Wochen führt die Mutter sie schon vor den Bau, und säugt sie an der Sonne. Beyde Eltern tragen ihnen bald lebendes Wild oder Vögel zu, womit sie spielen. Die Eltern selbst spielen mit und machen wie die Jungen die posierlichsten Sprünge. Die Mutter ist sehr treu gegen die Jungen, und trägt sie bey Gefahr schnell in einen andern Bau. In achtzehn Monaten ist der Fuchs erwachsen.

Man hat mehrere doch sehr seltene Beyspiele, daß Füchse sich mit Hunden gepaart haben; dies geschah hauptsächlich bey gezähmten und mit Hunden vertrauter lebenden Füchsen. Diese Verbastardung ist aber auf jeden Fall

viel seltener als die des Hundes mit dem Wolf. Doch bemerkt man, daß jagende Hunde besonders zur Brunstzeit einer Füchsinn nichts thun.

Der allzugroßen Vermehrung der Füchse, welche der Wildbahn sehr schädlich sind, hat die Natur Schranken gesetzt, indem viele an der Räude sterben, welche oft epidemisch an einem Ort herrscht, so daß die meisten Füchse dieser Gegend zu Grunde gehen. Auch die wahre Hundswuth ist bey den Füchsen nicht selten, und besonders seit einigen Jahren, wo in einem großen Theil von Deutschland und der Schweiz eine Krankheit unter den Füchsen herrscht, wobey sie wie dumm in die Dörfer kommen, mit den Hunden, welche sie sonst sehr fürchten, sich herumbalgen, Menschen und Vieh anfallen, oft aber auch sich leicht todt schlagen lassen. Die Krankheit scheint verschiedene Grade zu haben, und nicht immer sich allein durch Beißen zu zeigen, sondern auch durch eine Art von Verrücktheit, wenn man es so nennen darf, wobey sie keine Gefahr scheuen. Gar oft werden solche gebissene Menschen und Thiere von der Wasserscheue befallen, wenn nicht schnell geholfen wird. Ganze Gegenden sterben oft an Füchsen aus, welche man todt in den Wäldern findet.

So schädlich auf der einen Seite der Fuchs für das Wild ist, so ist er auch wieder durch Vertilgung von Hamstern, Mäusen, Schnecken, Käfern, und dann besonders durch seinen Balg nützlich, welcher im Winter ein vortreffliches Pelzwerk abgiebt.

Die Arzneymittel, welche man ehemahls vom Fuchse angewiesen hat, Lunge, Leber u. s. w. sind mit Recht ganz außer Gebrauch gekommen, da die Wirkung aller nur auf Aberglauben beruhet.

(Abbildung nach der Natur.)

Taf. 76. Der dreyfärbige Fuchs. Canis cinereo argentatus.

Le Renard tricolor.

Der obere Theil des Körpers ist grauschwarz, der Kopf grau falb; Ohren und Seitentheil des Halses lebhaft rostfarb; Gurgel und Backen weiß; untere Kinnlade schwarz; Bauch und Schwanz falb, letzterer schwarz überlaufen, die Spitze sammetschwarz. Die Stelle zwischen den Augen ist weißlich, mit einer schwarzen Längslinie, welche auf der Stirn auslauft. Unter den Augen ist ein dunkler Fleck, der sich auf Hals und Backen ausbreitet. Die Gurgel ist weiß. Die Ohren inwendig weiß, auswendig rostfarb, grau gerändelt. Seiten des Körpers rostroth, am Bauche ins Falbe übergehend; diese Farbe ist sehr verschieden von der des Rückens. Vorderbeine außen rostfarb, inwendig heller; Hinterbeine außen rothgrau, inwendig rostfarb, mit einer weißen Linie. Schwanz sehr dick, mit fast drey Zoll langen Haaren, von schwarz, weiß und falber Farbe.

Länge 2 Fuß 2 Zoll; der Schwanzknochen 1 Fuß 1 Zoll.

Dieser Fuchs lebt in einem großen Theil von Nordamerika. Mat hat auch geglaubt, der Agouarachay des Herrn Azara sey dieselbe Art, also müsse er sich auch in Paraguay finden; allein so ähnlich beyde Thiere sich auch seyn mögen, so könnte nur die genaueste Vergleichung in der Natur diese Identität bestimmen, da eine so weite Verbreitung über den Aequator hinaus südlich bis Paraguay sehr merkwürdig wäre, obschon auch behauptet wird, der Waschbär von Paraguay sey mit dem nordamerikanischen ein Thier. Lassen wir die Sache vor der Hand auf sich beruhen.

Von den Sitten dieses Thieres in seinem freyen Zustand weiß man nichts, als was Azara erzählt. Er lebt in Paraguay in dichten Gebüschen, oder in den südlichen Ebenen von Buenos-Ayres in den Höhlen der Vizcachien. Jung eingefangen läßt er sich so zahm machen, wie ein Hund. Er kennt die Personen, welche ins Haus gehören, spielt mit seinem Meister mit eben so viel Zeichen der Anhänglichkeit, wie der Hund. Kommt ein Hund ins Haus, so sträubt er das Haar, bellt und droht ihm, ohne ihn jedoch zu beißen. Mit den Hunden im Hause lebt er friedlich, und spielt sehr gern mit ihnen. Er folgt dem Ruf seines Herrn, schläft aber fast immer am Tage. Des Nachts aber durchstöbert er das ganze Haus, und kann er wegkommen, so lauft er im ganzen Ort herum, und sucht Eier und Geflügel, welches er nicht verschont, wo er es immer erhaschen kann. Uebrigens ist er ungelehrig, und selbst auf Schläge giebt er wenig acht, und empfängt sie brummend.

Seine bellende Stimme ist gurgelnd, und tönt wie gua-a-a. Er soll auch Zuckerrohr und Früchte gerne fressen, und mit dem Jaguar die Beute desselben theilen. Personen, welche im Freyen übernachten, müssen ihre Nahrungsmittel wohl verwahren, sonst schleppt er sie ihnen unter dem Leibe fort. In der Gefangenschaft gewöhnt er sich an alles, was der Hund genießt. Im Laufe berührt er die Erde mit der Schwanzspitze. Der Lauf ist sehr schnell, hält aber nicht lange an. Greift man ihn an, so läßt er seinen ungemein stinkenden Urin.

Das Weibchen wirft gewöhnlich drey bis vier Junge, entweder im Gebüsche, oder in den Vizcachein Höhlen.

Er vertritt völlig die Stelle des Fuchses in Paraguay und Buenos-Ayres, und man erzählt von ihm eben die Listen, wie vom Fuchs. (Abbildung nach Cüvier.)

Die übrigen Arten der Hundegattung sind: Der schwarze Wolf. Canis Lycaon; im Norden von Europa. Der javanische Wolf. Canis javanicus; in Java. Der rothe Wolf. Canis jubatus; in Paraguay. Der mexicanische Wolf. Canis mexicanus; in Mexico und Neuspanien. Der südliche Fuchs. Canis antarcticus; Malouinische und Falklandsinseln. Der Krabbenfresser. Canis cancrivorus; in Gujana. Der brasilische Fuchs. Canis brasiliensis; Brasilien. Der Corsac. Canis corsac; in der Tartarey. Der langöhrige Fuchs. Canis megalotis; in Afria. Der Zerda. Canis Zerda; in Afrika. Der Rüppelsche Fuchs. Canis Rüppelii; in Afrika. Der Silberfuchs. Canis argentatus; in Nordamerika und Nordasien. Der graue Fuchs. Canis virginianus; in Nordamerika. Der Nilfuchs. Canis niloticus; in Egypten. Der bellende Fuchs. Canis latrans Der schnelle Fuchs. Canis velox. Der trübfarbige Fuchs. Canis nubilus; alle drey in Nordamerika. Der Fuchs oder Hund von Sumatra. Canis sumatranus. Der bemalte Wolf. Canis pictus; aus Afrika. Der rothe amerikanische Fuchs. Canis fulvus.

14te Gatt. Zibetthier. Viverra. Civette.

Zähne, Vorderzähne $\frac{6}{6}$, in derselben Reihe stehend. Eckzähne $\frac{1-1}{1-1}$, viel länger als die Backenzähne, von ihnen abstehend, konisch. Backenzähne $\frac{6-6}{6-6}$. Die drey ersten oben zusammen gedrückte falsche Backenzähne mit kegelförmiger Spitze; der vierte ist der größte mit dreyspitziger Schneide und einem Anhang nach innen, die beyden hintersten sind höckerige Mahlzähne, der hinterste sehr klein. Unten sind die vier vordersten zusammengedrückt, der erste klein mit einer Spitze, die andern mit drey Spitzen, der fünfte am größten mit vier Spitzen, der hinterste klein und höckerig.

Schnauze spitzig; Nase vorstehend, etwas stumpf; Zunge stachelig; Pupille ablang, nächtlich; Ohren kurz und abgerundet.

Der Körper mit langen Haaren bedeckt, welche auf dem Rücken zuweilen eine Mähne bilden. Der Schwanz lang. Brustwarzen sichtbar, entweder vier an der Brust und zwey am Bauche, oder vier am Bauche und keine an der Brust.

Zwischen Schwanz und After eine drüsigte Tasche, in welcher eine, bey einigen sehr stark riechende Feuchtigkeit abgesondert wird.

Die Füße fünfzehig, Zehen gespalten. Die Sohlen behaart. Nägel spitzig, halb in eine Scheide, wie bey den Katzen zurückziehbar.

Die Arten sind über die warmen Erdstriche der alten Welt verbreitet, und finden sich weder in Amerika, noch in Neuholland. Alle sind grau und schwarz gefleckt.

Taf. 77. Genette vom Senegal. Viverra senegalensis.
Genette du Sénégal.

Auf graugelblichem Grunde stehen schwarze Flecken. Vom Nacken lauft mitten über den Rücken eine schwarze Linie bis zum Schwanz. Eine zweyte entsteht ebenfalls am Nacken, und geht über die Schultern weg bis gegen



Dreyfarbiger Fuchs.
Canis cinereo-argenteus.
Le Renard tricolor.



1/5

Gemeiner Fuchs.
Canis Vulpes.
Le Renard commun.

die Ellenbogen der Vorderbeine. Von der Rückenlinie geht eine Seitenlinie ab und lauft ebenfalls nach hinten, wird aber unterbrochen, und so bildet sich eine Reihe von Flecken, welche parallel mit der Rückenlinie lauft, und gleich unter ihr eine dritte Reihe; unter dieser bemerkt man eine Reihe runder unregelmäßig gestellter Flecken. Endlich ist der Bauch und die Hinterschenkel ebenfalls mit runden zerstreuten Flecken geziert. An der Ferse der Hinterschenkel aber ist an ihrer Außenseite ein breiter schwarzer Fleck, das Uebrige der Beine, so wie die ganzen Vorderbeine sind graugelblich. Der Schwanz hat 10 bis 12 schwarze Ringe und graugelbliche Spitze. Die Gegend hinter den Ohren ist grauröthlich; oberhalb und unterhalb der Augen steht ein weißer Fleck, der übrige Kopf ist grau schwärzlich, sowie die Schnurrbarthaare. Die Haare am Körper sind nicht besonders lang, wohl aber die am Schwanze.

Die Länge des Thieres von der Schnauze bis zur Schwanzwurzel ist 1 Fuß 3 Zoll, der Schwanz mißt 1 Fuß 6 Zoll.

Diese Genette ist sehr schlank und bedeutend heller in der Grundfarbe, als bey der auch in Europa und in der ganzen Barbarey lebenden Genette. Bey dieser finden sich auch mehr Flecken, und alle vier Füße sind schwarz, so wie der untere Hinterschenkel. Die Haare auf dem Creuz bilden eine Mähne und sind struppig.

Es ist daher sehr wahrscheinlich, daß die hier abgebildete senegalische Genette spezifisch von der gemeinen Genette verschieden sey.

Ueberhaupt herrscht in der Geschichte und Systematie dieser Thiere noch Verwirrung, da sie alle einander ähnlich sind. Sie gleichen in Gestalt sehr den Mardern, denen sie auch in ihrer Lebensart ähnlich sind. Sie können sich aber eben so gut von Vegetabilien erhalten, als von Fleisch, ziehen aber das Fleisch vor, wenn sie es haben können.

Sie sind nächtliche Thiere, wie ihre Augen schon anzeigen, welche ein langes Sehloch haben, und den Katzenaugen gleichen. Die Ohren sind ziemlich groß, elliptisch und mit einem kleinen Läppchen versehen, wie bey den Hunden und Katzen.

Die europäische Art, welche im südlichen Frankreich und Spanien einheimisch ist, findet sich in der Nachbarschaft der Bäche und Flüsse, mehr in niedrigen als hochliegenden Orten.

Sie fressen Vögel und ihre Eyer, Mäuse und Ratten, wahrscheinlich auch Schlangen, Eidechsen und vielleicht auch Insecten und Obst. Sie lassen sich leicht zahm machen und vertreten dann in den Häusern die Stelle der Katzen.

Die europäische Art begattete sich in Paris in der Gefangenschaft, das Weibchen brachte aber nach vier Monaten nur ein Junges, welches gleich nach der Geburt vom Männchen getödtet wurde.

Das Pelzwerk dieser Art wird wenig geschätzt, obschon es leicht und weich ist.

Die Drüsen am After sind zwar mit einer Hautfalte verbunden, bilden aber keine eigentliche Tasche. Die von diesen Drüsen abgesonderte Schmiere hat einen starken Bisamgeruch. (Abbildung nach Cüvier.)

Taf. 77. Die Civette. Viverra Civetta.

La Civette.

Auf grauem Grunde stehen schmale, querlaufende schwarze Bänder; auf der Schulter, an der Seite des Körpers und den Schenkeln sind sie breiter, und zuweilen so gekrümmt, daß sie Augenflecken bilden. Am Schwanze finden sich fünf schwarze Ringe, und das Ende des Schwanzes ist etwa 6 Zoll lang ganz schwarz. Der Hals ist weiß mit drey schwarzen Halsbändern, wovon das mittlere sehr breit ist. Die Augengegend ist schwarz, die Oberlippe weiß, ebenso die Stirn und das Innere der Ohren, der hintere Theil des Ohres aber schwarz. Ueber den Rücken lauft eine schwarze Linie mit sehr langen mähnenartigen Haaren. Alle vier Beine sind schwarz, der Bauch weiß.

Die Tasche liegt zwischen dem After und den Geschlechtstheilen und ist bey beyden Geschlechtern vorhanden. Die Spalte derselben führt in eine doppelte Höhle, in welchen zwey Drüsen sich befinden, welche aus Säckgen

bestehen. In diesen Drüsen sondert sich die stark riechende schmierige Materie ab, welche man Zibeth nennt. Jedes Säckgen hat einen Ausführgang. Alle Säckgen sind mit einer häutigen Hülle umwickelt, welche sehr gefäßreich ist, und diese Hülle ist mit einer Muskelschichte bedeckt, welche vom Schaambein entspringt, und die Drüsen zusammendrücken kann. Geschieht dies, welches von der Willkühr des Thiers abhängt, so dringt die Schmiere aus den Ausführungsgängen der Säckgen in wurmartiger Form heraus, und entleert sich in den Sack welcher im Ganzen durch eben diese Muskel zusammengezogen wird, und die Schmiere, wenn er will, ausstößt. Ueberdem findet man noch eine andere haarförmige Materie am Sacke, welche sich mit der ersten vermengt. Ueber diesen Drüsenapparat hinaus findet man zu beyden Seiten des Afters ein Loch, aus welchem eine schwärzliche, sehr stinkende Materie sich ergießt.

Die in der Tasche abgesönderte Materie heißt Zibeth. Ehemals hatte sie als Arzneymittel großen Ruf, und es war Mode, daß elegante Herren und Damen sie in den Kleidern trugen, wie man Bisam und Ambra noch jetzt braucht. Auch wird der Zibeth noch jetzt zuweilen in einige Medicamente und Parfümerien gemischt. Allein in Europa hat sich diese Mode sehr verloren, und man braucht den Zibeth fast gar nicht mehr. Ehemals brachte man ihn aus Asien und Afrika über Alexandrien und Venedig nach Europa. Wahrscheinlich kommt der Zibeth sowohl von der Civette als von dem eigentlichen Zibeththier. Die Naturgeschichte beyder Thiere ist auch so mit einander gemischt, daß es unmöglich ist, sie zu trennen.

Die Stadt Euphras in Aethiopien war ehemals der Hauptsitz des Handels mit Zibeth; es gab daselbst Kaufleute, welche bey 300 Stücke ernährten, nur um den Zibeth zu gewinnen. Man hält die Thiere in eigenen Behältern, und zieht ihnen von Zeit zu Zeit den Hinterleib gegen das Gitter, um mit einem Löffel den Zibeth aus dem Beutel herauszunehmen. Wenn man ein solches Thier zum Zorn reitzt, so verbreitet sich der Geruch viel schneller und stärker, und von selbst fallen zuweilen Massen dieser Materie von der Größe einer Haselnuß auf den Boden des Behälters.

Wozu diesen Thieren der Zibeth sowohl, als auch überhaupt der ganze Drüsenapparat am After dienen mögen, ist ganz unbekannt.

Wenn man nach dem Betragen dieser Thiere in der Gefangenschaft schließen darf, so giebt es nicht leicht trägere Thiere als die Zibeththiere. Sie schlafen fast immer, und man hat Mühe, sie zu erwecken. In dieser Hinsicht sind sie sehr von den Ichneümons verschieden, welchen sie sich in ihrem Baue sehr nähern. Fressen und schlafen füllt ihre ganze Existenz aus. In der Freyheit mag ihre Thätigkeit freylich größer seyn, aber gefangen zeigen sie außerordentlich wenig intellectuelle Fähigkeiten, und werden außerordentlich fett. Es sind nächtliche Thiere. Sie machen eine Art Zwischenglied zwischen Ichneümon, Marder und Katze. Sie leben vom Fleische kleiner Thiere, vorzüglich der Vögel und von ihren Eyern, dringen in die Hühnerhöfe und rauben die Hühner, welche sie wegschleppen. Ihren Aufenthalt wählen sie lieber in sandigen und bergigen Gegenden. Ihr Geschrey gleicht demjenigen eines zornigen Hundes.

Man findet sie in Afrika, besonders in Abyssinien. (Abbildung nach Cüvier.)

Taf. 77. Das Zibeththier. Viverra Zibetha.

Le Zibeth.

Die Grundfarbe des Pelzes ist grau. Nase, Schnauze und Stirn grau, braun und gelblich gemischt. Untere Kinnlade und unterer Theil des Ohres braun, Ohrenrand graulich; Scheitel und Oberhals schmutzig weiß, braun und schwarz gemischt. Ueber den Rücken lauft vom Nacken an eine schwarze Linie bis zur Hälfte des Schwanzes über den Rücken. Hinter den Ohren in einigem Abstande von ihrer Basis fangen drey schwarze Bänder an, und laufen parallel nach dem Hals hin, wo sie sich vereinigen. Ebenso lauft von der Rückenlinie nach den Weichen ein schwarzer Streif. Das Außere der Schenkel, Seiten der Brust und des Körpers sind mit einer großen Menge kleiner schwarzer Bänder bedeckt. Am Schwanze finden sich sieben braune und sieben weiße Ringe; die Spitze ist weiß. Das Innere der Hinterschenkel ist weißlich, Inneres der Vorderbeine aber und alle vier Füße braun. Der Beutel hat dieselbe Beschaffenheit, wie bey der Civette und die Materie ist derselben gleich.



1/5

Die Genette vom Senegal. *Viverra Genetta senegalensis.*
Genette du Sénégal.



1/5

Das Zibethier *Viverra Zibetha.* *Le Zibeth.*



1/7

Die Civette. *Viverra Civetta.* *La Civette.*

Länge des Körpers von der Schnauze bis zur Schwanzwurzel 2 Fuß 5 Zoll, des Schwanzes 1 Fuß 3 Zoll; Schulterhöhe 1 Fuß 9 Linien, Kreuzhöhe 1 Fuß 1⅓ Zoll.

Das Vaterland dieses Thiers ist Ostindien und die philippinischen Inseln.

Es sind nächtliche, etwas schwerfällige Thiere, welche am Tage schlecht sehen. Ihr Raub besteht aus Vögeln, Eiern, Reptilien und süßen Früchten. Ihr Betragen ist still; reizt man sie, so knurren und schneuzen sie wie unsere Hauskatzen.

(Abbildung nach Cüvier.)

Die übrigen Arten der Civetten sind: Die Fossane. Viv. fossa, Vaterland Madagascar. Die bandirte Civette. Viv. fasciata, Vaterland? Die indische Civette. Viv. indica, Indien. Die gestreifte Civette. Viv. striata, Küste Koromandel. Der Bondar. Viv. bondar, Bengalen. Die Musanga. Viv. musanga, Sumatra. Die schlanke Civette. Viv. gracilis, Java. Die Rasse. Viv. Rasse, in Java.

15te Gatt. Rollmarder. Paradoxurus. Paradoxure.

Im allgemeinen haben sie den Character der Zibeththiere von der Abtheilung der Genetten.

Der Schwanz hat die Fähigkeit, sich von unten nach oben aufzurollen, ist aber nicht greifend. An allen Füßen fünf Zehen, welche durch eine Haut vereinigt sind. Die Fußsohlen sind mit starken Höckern bedeckt, welche ganz auf dem Boden aufstehen, wenn das Thier geht. Die Nägel halb zurückziehbar.

Die Augen mit länglichter Pupille, katzenartig. Am After keine Tasche.

Diese Thiere verbinden die Marder mit den Zibeththieren und mit den Ichneümons.

In der Oberkinnlade stehen drey falsche Backenzähne und zwey Höckerzähne, unten vier falsche Backenzähne und ein Höckerzahn. Der obere Reißzahn hat eine Spitze weniger, als bey den meisten Raubthieren, wodurch das Schneidende dieses Zahns vermindert wird, so daß er fast dreyeckig erscheint. Der untere Reißzahn ist dagegen sehr dick, fast wie ein Höckerzahn.

Dieses Thier ist ein vollkommener Sohlengänger, wobey die Nägel die Erde nicht berühren, da sie fast so zurückziehbar sind, als bey den Katzen. Die Füße sind fast Schwimmfüße.

Säugewarzen sechs. Ohren kurz und abgerundet, und der Eingang des Gehörgangs ist mit einer Art von Klappe verschlossen.

Taf. 78. Der Palmen-Rollmarder. Paradoxurus typus.

La Martre des Palmiers ou le Pougouné.

Pelz schwarzgelblich, von der Seite betrachtet scheint er schwärzlich, von oben herab aber gelblich, weil die Spitze der Haare gelblich ist. Längs dem Rückgrath bemerkt man drey Reihen schwärzlicher Flecke, und einige andere an den Schenkeln. Der Schwanz, die Glieder und der Kopf sind schwarz, unter den Augen steht ein weißer Fleck, und ob denselben ein anderer, Ohrenrand schwarz, Inneres der Ohren und Füße fleischfarb.

Merkwürdig ist der Schwanz, den das Thier von der Spitze an bis zur Wurzel immer aufgerollt trägt; man kennt kein anderes Raubthier, welches diese characterische Eigenschaft hätte.

Man findet dieses Thier in der indischen Halbinsel, in Wäldern und Gebüschen.

Den Tag durch schläft es in eine Kugel gerollt, und nur mit Mühe kann man es erwecken, bey sinkendem Tage erwacht es, um zu essen und trinken; so bald es dies Geschäft gethan hat, legt es sich wieder zur Ruhe. Es ist sehr reinlich, sein Gang langsam und träge, und es scheint überhaupt gar nicht lebhaft zu seyn. Seine Stimme bestund in der Gefangenschaft nur in einem dumpfen Knurren. Es verbreitet gar keinen Geruch.

(Abbildung nach Cüvier.)

Die zweite Art, der goldfarbne Rollmarder, Paradoxurus aureus, lebt wahrscheinlich auch in Ostindien.

16te Gatt. Ichneumon. Manguste. Herpestes. Mangouste.

Vorderzähne $\frac{6}{6}$, der zweite untere auf jeder Seite steht etwas zurück. Die Eckzähne sind stark, kurz und kegelförmig. Backenzähne $\frac{5-5}{5-5}$, bey sehr jungen Thieren 6, weil ein kleiner Zahn späterhin ausfällt. Oben sind zwey ganz konische falsche Backenzähne, auf welchen ein breiter mit Spitzen besetzter Reißzahn folgt, und hinter diesem zwey große, schmale Höckerzähne. Unten ist der dritte und vierte Zahn mit Spitzen versehen, und beide entsprechen dem obern Reißzahn; der hinterste allein ist ein Höckerzahn.

Der Körper ist schlank, und steht niedrig auf den Beinen. Der Kopf klein, die Schnauze spitzig. Die Augen können von einer Nickhaut ganz bedeckt werden. Die Ohren sind kurz und abgerundet. Die Zunge mit langen, hornartigen Stacheln besetzt. Die Füße fünfzehig, die Zehen halb mit einer Schwimmhaut verwachsen, die Nägel spitzig, halb zurückziehbar. Der Schwanz lang und spitzig. Am After eine weite einfache Tasche, in deren Hintergrund der After sich öffnet.

Der Körper mit geringelten Haaren bedeckt, welche an Kopf und Füßen kurz, am übrigen Leib lang sind.

Ihre Sitten gleichen denen der Marder; sie laufen schnell; bewohnen die Ufer der Gewässer. Leben von Ratten, Mäusen, Reptilien, Vögeln und ihren Eiern. Sie sind leicht zu zähmen.

Taf. 78. Der egyptische Ichneumon. Herpestes Pharaonis. Mangouste d'Egypte.

Der ganze Körper ist mit vollkommen gleichartigen langen Haaren besetzt, welche kastanienbraun und gelb geringelt sind; Füße schwarz oder dunkel kastanienbraun, ebenso die Schnauze; der Schwanz endigt mit einem Büschel sehr langer Haare, welche struppig auseinander stehen und demselben ein sehr dickes Ansehen geben. Das Haar ist grob, trocken und brüchig.

Länge von der Spitze der Schnauze bis zur Schwanzwurzel 1 Fuß 6½ Zoll. Des Schwanzes 1½ Fuß.

Dieses unter dem uneigentlichen Namen der Pharaonsmaus, oder besser des Ichneumons bekannte und durch eine einfältige Sage, als ob es den Crocodilen in den Rachen schliefe, berüchtigte Thier, ist sehr gemein im nördlichen Theil von Egypten, zwischen dem Mittelmeer und der Stadt Siout. In Oberegypten ist es hingegen sehr selten, und doch giebt es heut zu Tage dort allein noch Crocodile. Den alten Egyptern war das Thier als der grimmigste Feind aller Schlangen und Crocodile heilig, und wurde von denselben sehr verehrt. Man findet es immer in der Nähe des Nils und der Bewässerungscanäle, welche ganz Niederegypten durchziehen.

Die Lebensart des Ichneümons gleicht sehr derjenigen der Wiesel und Iltise. Sie nähren sich von Ratten, Mäusen, Vögeln, Vogeleiern, Schlangen, Eidechsen und Crocodilseiern. Besonders soll diese Gattung ein großer Feind der Schlangen seyn, und daher wird sie auch heut zu Tage noch gern gesehen und geschont. Die Schlangen sollen sie sogleich am Nacken ergreifen und ihnen den Kopf zerbeißen. Ob es wahr sey, daß, wenn die Schlange den Ichneümon beißt, derselbe die sogenannte Schlangenwurzel aufsuchen, dieselbe fressen und sich dadurch heilen soll, wagen wir nicht zu entscheiden. Die Sage sieht etwas fabelhaft aus. Eher kann man annehmen, daß er sich nicht an die Giftschlangen wage, dann hat er von dem Bisse auch nichts zu befürchten. Es ist den Naturforschern wohl bekannt, daß die Zahl der Giftschlangen zu den nicht giftigen sehr geringe ist, daß aber viele Schlangen für giftig gehalten werden, die es gar nicht sind. Sollte der Instinct den Ichneümon nicht vor den giftigen warnen? Ueberhaupt ist seine Stärke zu gering, als daß er sich an größere Schlangen wagen könnte, welche freylich noch seltener giftig sind als die kleinern. Eidechsen und Crocodileier aber kann er ohne alle Gefahr fressen, aber nur etwas größere Crocodile, als solche, welche eben gerade aus dem Ey kommen, möchten ihm wohl auch zu mächtig seyn. Die große Schnelligkeit und Gewandtheit des Ichneümons hilft ihm aber leicht, seine Beute zu erhaschen, und ihren Bewegungen auszuweichen. In der Nähe der Häuser, wo er, wie die Marder, in verlassenen Gebäuden



1/3

Egyptische Manguste. *Viverra Ichneumon.*

L'Ichneumon.



1/3

Dunkler Mango. *Grossarchus obscurus.* *Le Mangue.*



1/4

Palmen-Rollmarder. *Paradoxurus Typus.* *Le Pougouné.*

oder Mauerlöchern und in Dämmen wohnt, ist er eben so gefährlich für das Geflügel als der Marder, und würgt mit grimmigem Zahn, was er erhaschen kann.

So leicht man den Ichneümon zähmen kann, so leicht er sich auch an Schmeicheleyen und den Anblick der Menschen gewöhnt, und ihre Liebkosungen erwiedert, so ist er wüthend gegen alle kleinern Thiere, denen er sich bemächtigen kann. Besonders scheint er Vögel und ihre Eier allem andern vorzuziehen. Den Vögeln zerbeißt er sogleich den Schedel, und frißt sie dann mit großer Behaglichkeit.

Daß man den Ichneümon leicht zähmen und selbst als Hausthier statt den Katzen halten könne, ist schon gesagt worden, aber seine Begierde nach Geflügel macht ihn zu gefährlich, und nur einzelne Individuen werden so gehalten.

In seinen Bewegungen ist der Ichneümon sehr lebhaft, im Springen sehr behende. Im Gange setzt er nur die Spitze der Zehen auf die Erde, und nur selten auch einen Theil der Sohle. Ob er auch auf Bäume klettert, ist nirgends angeführt, aber der Bau seiner halb zurückziehbaren Klauen macht es wahrscheinlich. Geruch und Gehör sind seine vorzüglichen Sinne. Er trinkt lappend. Seine Stimme ist murmelnd und gewöhnlich nicht laut, sie wird aber scharf und anhaltend, wenn er lebhaft nach Beute strebt. Den Raub drückt er während dem Fressen auf die Erde, wie der Hund. Ist er gesättigt, so schläft er, und sucht dazu die Dunkelheit auf. Uebrigens scheint er kein ausschließlich nächtliches Thier zu seyn, und ist wenigstens in der Gefangenschaft am Tage recht munter. Im Zorne sträubt er das Haar, und sein Schwanz wird ganz rund, wie bey einer bösen Katze, und die Haare stehen senkrecht in die Höhe.

Der Ichneümon in der Gefangenschaft ist sehr reinlich, und putzt und leckt sich lange und oft. Seinen Unrath legt er in einen eigenen Winkel ab. Er soll sehr gut schwimmen, wie auch der Bau seiner Füße und sein Aufenthalt in der Nähe der Wasser andeutet. Eine Sage, die keiner Wiederlegung verdient, ist es, daß er dem schlafenden Crocodil in den Rachen krieche.

Von seiner Fortpflanzungsgeschichte ist nichts bekannt; wahrscheinlich wirft das Weibchen mehrere Junge in Löchern und Mauerrissen, wie die Marder und Wiesel. Die männlichen Geschlechtstheile öffnen sich in jene Tasche am After, in deren Hintergrund auch der After liegt.

(Die Abbildung ist nach der Menagerie des Museums.)

Die übrigen Arten der Gattung, welche Linne mit den Stinkthieren vereinigte, sind: Der Capische Ichneümon. Herpestes cafer, Südafrika. Der Vansire. Herp. Galera, Madagascar. Der javanische. Herp. javanicus, Java. Der rothe. Herp. ruber, Vaterland unbekannt. Der große. Herp. major, Vaterland unbekannt. Der Leschenaultische. Herp. Leschenaultii, Java und Indien. Der Mungos. Herp. Mungos, Ostindien. Der Edwardsische. Herp. Edwardsii, Indien.

17te Gatt. Mango. Crosarchus (Cuv.) Le Mangue.

Die Zahl der Zähne wie beim Schnarrthier; die Gestalt derselben wie beim Ichneümon, zwischen welchen Gattungen diese neue eingereihet werden muß.

Die Schnauze ist spitzig, da die Nase über die Kinnladen stark vorsteht, und in einen Rüssel ausgeht, an dessen Rand die Nasenlöcher stehen. Die Ohren sind klein, abgerundet, und merkwürdig durch zwey blätterförmige Lappen, welche stark vorstehen, einer über den andern liegen und in der Mitte der Ohrmuschel stehen. Die Zunge ist mit hornartigen Stacheln besetzt, doch nur in der Mitte, die Ränder sind weich, sie kann stark hervorgestreckt werden und sich verlängern. An allen vier Füßen sind fünf Zehen; diese sind nicht unter einander verbunden, wie bey den Ichneümons. Das Thier geht auf der ganzen Sohle, welche mit drey Höckerchen besetzt ist. Der Schwanz ist seitlich zusammengedrückt, weniger lang als bey den Ichneümons, und das Thier schleppt ihn nie am Boden, und krümmt ihn beim Gehen unterwärts.

Am After ist eine Tasche, welche eine ölige, sehr stinkende Feuchtigkeit absondert. Der After selbst ist am untern Theile der Tasche, welche unter der Schwanzwurzel ihren Sitz hat, und durch eine Art Schließmuskel geschlossen wird, so daß man nur die Afteröffnug zu sehen glaubt. Die Taschenöffnung besteht aus einer sehr gefalteten Haut, welche, wenn man sie ausdehnt, eine bedeutende Fläche bildet. Das Thier entleert diese Materie dadurch, daß er den After an harten Körpern reibt.

Taf. 78. Dunkler Mango. Crossarchus obscurus (Cuv.)

Le mangue sombre.

Die Pupille ist rund und das Auge hat eine unvollkommene Nickhaut. Der Pelz hat zweyerley Haare, welche aber beyde rauch sind. Die kürzern Wollhaare sind zahlreich, werden aber von den längern Stachelhaaren, von welchen einige bis auf 18 Linien lang sind, fast ganz bedeckt. An Kopf und Beinen sind die Haare sehr kurz. Der Schwanz scheint nur oben und unten behaart, da die Seitenhaare sich nach diesen beiden Seiten richten. Vielleicht entsteht dies daher, weil das Thier beständig auf den Schwanz sich setzt. Die Haare am Körper sind immer struppig und aufgerichtet, wie dies zum Theil auch bey den Ichneümons der Fall ist. Die Nase ist außerordentlich vorstehend und beweglich, und scheint ein feines Gefühl zu haben. Die Farbe ist ganz einfärbig braun, nur am Kopf etwas blasser und an den vordern Theilen mehr ins Gelbe sich ziehend, besonders am Halse, da die dunkelbraunen Haare eine goldgelbe Spitze haben.

Die Länge des Körpers von der Schnauze bis zum After 11½ Zoll; des Schwanzes 7 Zoll. Mittlere Höhe 5 Zoll.

Das einzig bisher bekannte Thier dieser Art kommt von der Westküste von Afrika, wahrscheinlich findet es sich südlich vom Gambiastrom.

Dieses Thier, welches in der Pariser Menagerie lebte, war so zahm wie ein Hund. Es suchte und erwiederte Liebkosungen, welche man ihm machte. Sein ganzes Betragen zeigt viele intellectuelle Fähigkeiten. Es scheint die ihm mangelnde Körperkraft durch List und Geschicklichkeit zu ersetzen, und dadurch seine Bedürfnisse zu erlangen. Es war sehr reinlich und putzte und leckte sich sehr oft. In seinem Behälter hatte es sich einen Platz zum Lager erwählt, der immer äußerst rein war. In einem andern Winkel entledigte es sich seiner Exkremente. Wahrscheinlich hat es im freyen Zustand eine bestimmte Lagerstätte, wohin es täglich wieder zurückkehrte. Seine Nahrung bestand in Fleisch, und wahrscheinlich lebt es in seinem Vaterland von Mäusen und kleinern Thieren überhaupt, wie die Ichneümons.

18te Gatt. Schnarrthier. Ryzaena (Illig.) Suricata (Desmar.)

Suricate.

Vorderzähne $\frac{6}{6}$, der zweite obere auf jeder Seite steht etwas zurück. Die Eckzähne $\frac{1-1}{1-1}$, sind stark. Backenzähne $\frac{6-6}{6-6}$, davon oben drey, unten vier falsche; der Reißzahn hat einen innern Ansatz, und der hinterste Zahn oben und unten ist ein Höckerzahn.

Die Schnauze spitzig. Die Ohren klein und abgerundet. Die Zunge rauh, mit hornartigen Wärzchen. An allen Füßen vier Zehen, welche mit krummen starken Nägeln bewaffnet sind. Am After eine Tasche, zur Absönderung und Aufbewahrung einer Feuchtigkeit. Der Schwanz lang und dünne auslaufend. Der Pelz besteht aus Haaren von verschieden gefärbten Ringen.

Man könnte diese Gattung fast mit der vorigen vereinigen, wenn nicht die fünf Zehen der Mangos einen Unterschied machten. Der Zahnbau ist bey beyden ganz ähnlich, die Aftertasche aber etwas verschieden.

Taf. 79. **Capisches Schnarrthier.** Ryzaena capensis.

Suricate du Cap. (Viverra tetradactyla Linn., Gmel.)

Pelz aus einem Gemische von Braun, Weiß, Gelblich und Schwarz.

Diese Thiere nähern sich sehr den Ichneümons durch ihre Gestalt, durch die Natur des Pelzes, durch die verlängerte und über die Lippen vorstehende Schnauze. Die Nasenspitze und ein Kranz um die Augen schwarz; die übrige Nase braun; Seiten des Kopfes und der Schnauze, und die Unterseite der Unterkinnlade weißlich; der übrige Theil des Kopfs, Hals, Rücken, Kreuzgegend, Seiten des Körpers, Schultern, außerer Theil der Beine hat ein Gemische von verschiedenen schon angegebenen Farben, welche in Ringen an den Haaren abwechseln. Sie sind an der Wurzel schwarz, dann folgen weißliche, schwarze und braune Ringe, und die Spitze ist wieder schwarz; das kürzere und weichere Wollhaar ist braungelblich. Brust, Bauch, innerer Theil der Schenkel und alle vier Füße gelblich. Schwanz gelblich, oben schwarz gemischt, und die Spitze schwarz. Die Nägel an den Füßen sehr lang, gekrümmt und schwarz.

Länge von der Schnauze bis zur Schwanzwurzel 1 Fuß, des Schwanzes 2 Fuß 8 Zoll.

Dieses Thier, welches im System von Gmelin unter die Gattung Viverra gebracht wurde, hat in der That viel Aehnlichkeit mit den Ichneümons auf der einen und mit den Iltisen auf der andern Seite; auch den Coatis nähert er sich durch den Sohlengang. Dieser ist zwar von Cüvier als Kennzeichen einer Unterabtheilung der Raubthiere angenommen worden, aber genauer betrachtet, ist dieses Zeichen von weniger Bedeutung und trennt, wenn man es strenge anwenden will, Gattungen von einander, welche sonst in natürlicher Ordnung sehr in einander übergehen und eine schöne Reihenfolge ausmachen. So geht auch der Mango auf der ganzen Sohle, wogegen die Gattung des Ichneümons wie die Marder zu den Zehengängern gehört.

Wenn der Suricate sich im Aeußern den Iltisen nähert, so ist dagegen das Gebiß davon verschieden, und zeigt, daß diese Gattung sich den Allesfressenden annähert, und weit weniger an ausschließliche Fleischnahrung gebunden ist. Vorzüglich beweist dieß die Gestalt des Reißzahns, welcher gar nicht schneidend, sondern im Gegentheil oben dick ist.

Die Suricate lebt im südlichen Afrika bis zum Cap, und ist außer Afrika nirgends angetroffen worden.

Beim Gehen setzt das Thier die ganze Sohle auf den Boden, und kann sich leicht auf die Hinterbeine stellen, welches es immer thut, wenn es etwas von weitem sehen oder beobachten will, auch zuweilen indem es seine Nahrungsmittel mit den Vorderfüßen zum Mund bringt. Die Haut an den Sohlen ist ganz nackt, sehr weich und ganz wie an der Hand des Menschen gebildet. Der Gang ist zwar nicht langsam, aber auch nicht so schnell und gleichartig wie bey den Iltisen, und geschieht, wie bey diesen, mit gewölbtem Körper. Der Geruch scheint sehr fein zu seyn, daher hält es die Nase immer in die Höhe, und schnuppert, indem es dieselbe bewegt, nach allen Seiten. Begegnet es einem Körper, dessen Geruch ihm auffällt, so berührt es denselben mit den Vorderpfoten, kehrt ihn überall um, beriecht ihn, und erst dann frißt es denselben, sey es ein Insect, oder ein Wurm, oder eine Frucht. Die süßen Früchte sind ihm angenehm, allein thierische Nahrungsmittel zieht es doch vor, Milch, Eier, Vögel. Es trinkt lappend. Das Licht erträgt der Surikate gut, sieht aber auch bey der Dämmerung. Das Gehör scheint gar nicht vorzüglich, wenn man nach der kleinen und wenig beweglichen Ohrmuschel schliessen darf. Der Geruchssinn ist der stärkste von allen, es bedient sich seiner daher bey allen Gelegenheiten. Das Getaste scheint vorzüglich durch die Haare in Thätigkeit gesetzt zu werden, welche an der Nase sitzen. Auch die Schnurrbarthaare scheinen mitzuwirken, und die Weichheit und Zartheit der Fußsohlen ebenfalls zum feinern Getaste zu dienen.

Das Hirn ist sehr entwickelt, dieß setzt viele intellectuelle Fähigkeiten voraus. Dieß Thier läßt sich leicht zähmen, und lernt die Umstände beurtheilen, in welchen es sich befindet. Er durchlauft die Häuser, wie die Katzen, und geht nicht davon. Es ist der Zuneigung und des Hasses fähig, erkennt die Personen, welche ihm Gutes thun, bezeigt ihnen Anhänglichkeit, freut sich, wenn man mit ihm spielt. Dagegen hat es auch ein gutes Gedächtniß gegen diejenigen, welche ihm Leides zufügen, und rächt sich bey gegebenem Anlaß. Ist es einmal beleidigt, so kann oft selbst die beste Behandlung die empfangene Beleidigung nicht vergessen machen.

In der Freyheit lebt es wahrscheinlich von Vögeln und kleinen Thieren, so wie von Früchten. Von seiner Fortpflanzung ist nichts bekannt. (Abbildung nach Cüvier.)

19te Gatt. Zibeth-Hyäne. Proteles (Geoff.)

Die Gattung steht zwischen Zibeththier und Hyäne und vereinigt beyde Gattungen.

Vorderzähne $\frac{6}{6}$, Eckzähne $\frac{1-1}{1-1}$, Backenzähne $\frac{4-4}{3-3}$. Die Backenzähne der Unterkinnlade sind von den übrigen durch einen ansehnlichen Raum getrennt; und diejenigen der Oberkinnlade stehen jeder einzeln. Alle Zähne sind klein. Die obern Vorderzähne sind breit und durch eine Längsfurche bezeichnet, wahrscheinlich verschwindet dies beim ältern Thiere. Die Kinnladen sind kurz.

An allen Füßen finden sich fünf Zehen; die Vorderbeine sind scheinbar länger als die hintern. Der Körper ist wie bey der orientalischen Hyäne gestreift. Die Rückenhaare sind lang und bilden eine Mähne. Die Ohren sind verlängert. Die Nase steht über die Kinnlade vor. Die Schnurrbarthaare sind lang. Die Haare der Mähne und am Schwanze sind steif und rauh. Unter dem After ist eine Längsspalte.

Taf. 79. Lalandische Zibeth-Hyäne. Proteles Lalandii.

Proteles de Lalande. Viverra hyaenoides (Cuv.)

Die Gestalt gleicht derjenigen der Hyäne. Die Hinterbeine scheinen sehr kurz, weil die Hintertheile immer stark gebogen sind, sie sind eigentlich nicht kürzer als die Vorderbeine. Die Ohren sind verlängert zugespitzt, sehr kurz und wenig behaart. Die Mähne fängt am Nacken an und reicht bis zum Schwanz, in der Mitte des Körpers ist sie am längsten und stärksten. Sie ist weiß und schwarz geringelt. Der ganze übrige Körper ist mit wolligen Haaren besetzt, zwischen welchen einzelne gröbere und steifere Haare stehen. Die Grundfarbe ist weißlich rostfarb; an Seiten und Brust stehen schwarze Querbänder in unordentlicher Reihe und Entfernung von einander. Die Füße sind schwarz; der übrige Theil der Beine hat die Farbe des Körpers, und an den Vorderbeinen sind schwarze Querbänder, von welchen die obern mit denen des Körpers zusammenfließen.

Diese Thiere sind nächtlich, graben sehr leicht in der Erde, und bewohnen wie die Füchse Höhlen, aus welchen mehrere Ausgänge gehen. Im Zorn sträubt sich die Mähne und alle Haare am Rücken und Schwanz stehen in die Höhe. Im Laufe sind sie schnell.

Herr Delalande tödtete drey Individuen, welche eine Höhle bewohnten, und sich, als ein Hund in dieselbe gelassen wurde, durch verschiedene Ausgänge flüchteten. Sie flohen schnell, mit gesträubter Mähne, niedrigem Schwanz und fliegenden Ohren. Da die eine sich in Gefahr sah, so suchte sie sich durch schnelles Graben zu retten.

Man findet dieses Thier tief im Kafferlande, wo es aber so selten ist, daß die Einwohner selbst es nicht kannten. Von seiner Nahrung und übrigen Lebensart ist gar nichts bekannt. Alle drey, welche Lalande tödtete, waren noch jung und vielleicht von einem Wurfe. Die Größe gleicht der des Fuchses.

(Abbildung aus den Memoires des Museums.)

20te Gatt. Hyäne. Hyaena. Hyène.

Vorderzähne $\frac{6}{6}$; die untern stehen in einer Reihe. Die Eckzähne sind stark. Backenzähne $\frac{5-9}{4-4}$ von den obern sind drey falsch, konisch, stumpf und sehr dick; der Reißzahn ist der größte von allen, nach außen dreyzackig und inwendig mit einem kleinen Höckerchen. Der hinterste Höckerzahn ist klein. Die untern gleichen den obern, aber der Höckerzahn mangelt, und der Reißzahn hat nur zwey Spitzen.

Der Kopf ist mittelmäßig groß, die Nase aufgestülpt, die Schnauze ziemlich spitzig; die Kinnladen kürzer als bey den Hunden, aber länger als bey den Katzen. Die Zunge mit stacheligen horn-



Capisches Schnarrthier.
Ryzaena capensis.
Le Suricate du Cap.

3/5



Lalandische Zibethyäne.
Proteles Lalandii.
Le Proteles.

1/6

artigen Warzen besetzt. Die Augen groß, die Pupille länglicht, oben eckig unten abgerundet. Die Ohren lang, spitzig, beweglich, weit offen stehend. Die Füße vierzehig, die Nägel stark, nicht zurückziehbar. Der Hinterkörper niedriger als der vordere. Unter dem After liegt ein tiefer Drüsensack. Der Schwanz ist kurz. Brustwarzen vier.

Das Haar ist lang, und der Körper ist auf hellerem Grunde gestreift oder gefleckt.

Das Naturel dieser Thiere ist wild und grausam, die Lebensart nächtlich. Sie sind dem warmen Clima der alten Welt eigen.

Taf. 80. Die gestreifte Hyäne. Hyaena striata.

Hyène rayée.

Der Pelz grau gelblich, an den Seiten und Füßen mit schwarzbraunen Querstreifen. Die Wollhaare sind in geringer Menge vorhanden, und von außen sind nur die groben, langen, nicht dichtstehenden Stachelhaare sichtbar. An den Gliedern sind sie kürzer und stehen dichter. Schnauze und äußeres der Ohren sind nackt. Das Haar auf der Mittellinie des Rückens ist viel länger als das übrige, besonders auf dem Kreüze, und bildet eine Art von Mähne, welche vom Nacken bis zum Schwanz sich erstreckt. Der Schwanz ist langhaarig. Die untern Theile des Körpers sind grau, Hals und Gurgel schwarz. Glieder grau gelblich, mit schwarzen Querbändern; die Mähne grau, mit einigen schwarzen Flecken, ebenso der Schwanz. Schnauze und äußere Ohren braun violet.

Länge von der Schnauze bis zur Schwanzwurzel von 3 ½ bis zu 5 Fuß.

Diese Hyäne findet sich vom Caucasus an über das ganze wärmere Asien verbreitet, in Persien, Arabien, Syrien und Egypten, in der Barbarey und ganz Nordafrika. Sie lebt hauptsächlich in Höhlen und steinigen Gegenden, scheut aber bewohnte Gegenden gar nicht und dringt des Nachts in die Dörfer und sogar in die Städte ein.

Die Hyäne ist allerdings ein wildes, starkes, grausames, furchtbares und schwer zu zähmendes Thier; aber man hat seine Furchtbarkeit und Grausamkeit sehr übertrieben, und seine Naturgeschichte ist voll Fabeln. Zu diesen Uebertreibungen mag ihr wiederliches und furchterregendes Aeußere, die Steifigkeit des Halses, die so groß ist, daß die Alten fabelten, er bestehe nur aus einem Knochenstücke, das Sträuben der Mähne, das Schielen der nächtlichen Augen, und die Wildheit, welche gefangene Thiere dieser Art meist zeigen, Anlaß gegeben haben. Man hat behauptet, sie lasse sich gar nicht zahm machen, und wirklich bemerkt, daß gefangene Hyänen ihre Wildheit immer behielten, ihre Wärter fast noch mehr zu hassen schienen als andere Personen, welche sich ihrem Behälter näherten. Andere dagegen waren aber so zahm, daß sie ihre Wärter sogar frey im Zimmer laufen ließen, und ihnen die Zähne putzten, wann sie gefressen hatten. Büffon erzählt von einer solchen, welche ihrem Meister aufs Wort folgte, und Pennant sah eine so zahm, wie ein Hund. Wahrscheinlich werden diese Thiere leicht gezähmt, wenn sie ganz jung eingefangen und gehörig behandelt werden, alt aber bleiben sie, wie so viele wilde Thiere, unzähmbar.

So viel ist gewiß, daß die Hyäne in der Freyheit den Menschen ungereizt nicht anfällt, sondern ihm aus dem Wege geht, ohne eben zu entfliehen. Kinder mögen sie wohl rauben, wenn sie Gelegenheit haben. Am Tage besonders sind sie furchtsam, aber auch bey Nacht lassen sie Erwachsene gehen, obschon sie gegen dieselben wie Hunde knurren. Bruce erzählt, er habe oft gesehen daß die Mauren in der Barbarey dieses Thier bey Tage bey den Ohren gefaßt und mit sich fortgeschleppt hätten, ohne daß es großen Widerstand geleistet habe, und in Indien wird die Hyäne oft aus ihrer Höhle lebend hervorgezogen, indem ein Mensch hineinkriecht, ihr ein Tuch über den Kopf wirft, sie bindet und so unschädlich macht. Ebenfalls nach Bruces Angaben, sind die Hyänen in Abyssinien so häufig, daß er sich ausdrückt, er glaube, es habe dort mehr Hyänen als Schafe. Sie kommen des Nachts haufenweise in die bewohnten Orte und fressen das Aas, welches die unreinlichen Bewohner auf die Straße werfen; oft knurrten sie Bruce an, wann er späth noch Hause ging, und droheten ihn in die Beine zu beißen, ob er schon bewafnete Leute bey sich hatte, welche alle Nächte einige tödteten oder verwundeten. Einst machte er astronomische Beobachtungen und hatte ein Zelt aufgeschlagen, als er in dasselbe zurückkehren wollte erblickt er, neben

seinem Beete, große funkelnde Augen. Es war eine Hyäne, welche einen Bündel Talglichter im Munde hatte. Auf das Thier schießen konnte er nicht, aus Furcht seine Instrumente zu zerbrechen, er durchstieß es daher mit einem Spieß, und da sein Bedienter ihm zu Hülfe kam, wurde es erschlagen.

Die gewöhnliche Beute der Hyänen sind Schafe, Ziegen, Esel, Pferde, auch kleinere Thiere. Dem Aas gehen sie vorzüglich nach, und graben besonders auch menschliche Leichname aus, welche sie sehr begierig fressen. Zuweilen brechen sie in die Ställe ein, wie der Wolf und holen das Vieh heraus. Sie folgen den Caravannen, theils um die Cadaver der gestorbenen Menschen und Thiere zu fressen, theils aber um über alles herzufallen, was sich allenfalls von der Haupttruppe entfernt. Besonders verfolgen sie die Hunde, deren Fleisch sie vorzüglich lieben. Weder die Steine nach die Dornen, womit die Mahomedaner ihre Grabstätten verwahren, sind hinlänglich um die Hyäne zu hindern, die Gräber aufzuscharren. Auch sollen sie Zwiebeln und fleischige Wurzeln vorzüglich lieben und nach denselben graben. Wenn die Hyäne einmal etwas mit den Zähnen gefaßt hat, läßt sie es oft nur mit dem Tode fahren, daher herrscht bey den Mauren das Sprüchwort, wenn sie von einem Menschen sprechen wollen, der nicht leicht von seiner Meynung abzubringen ist, er hat den Kopf einer Hyäne. In Abyssinien sollen sie viel wilder seyn, und den Menschen selbst zuweilen anfallen, auch im Stande seyn, todte menschliche Körper leicht fortzuschleppen. Ihre Gefräßigkeit, und der Trieb, das Fleisch von Cadavern dem lebender Leute vorzuziehen, und die Todten auszugraben, hat ihnen das Prädicat eines furchtbaren und unzähmbaren Charakters zugezogen, welches in dem Maaße ungegründet ist. In der Gefangenschaft gewöhnen sie sich selbst daran Brod zu fressen.

Das Fleisch dieses Thieres wird selbst von den rohesten Nationen nicht gegessen, und der Schade, den es an Vieh verursacht, macht, daß man das Thier allenthalben verfolgt. Sein Fell wird auch wenig geachtet.

(Abbildung nach der Pariser Menagerie.)

Taf. 80. Die gefleckte Hyäne. Hyaenea crocuta.

Hyène tachetée.

In der Gestalt gleicht diese Hyäne sehr der vorigen, unterscheidet sich aber durch ihre Farbe. Der Pelz ist schmutzig gelb, mit braunen, runden Flecken bestreut. Die Mähne ist nicht so stark wie bey der vorigen. Der hintere Theil des Körpers, die Glieder, und der Bauch sind dunkelbraun. Die Flecken sind an allen Theilen des Körpers zerstreut, ausgenommen unter dem Bauche, an der Brust, am Innern der Glieder, und am Kopf. Die Spitze der Schnauze ist schwarz, das übrige Gesicht weißgrau. Inneres der Ohren und Ohrränder weiß. Der Schwanz braun, ohne Flecken.

Diese Hyäne ist gemein am Cap und im südlichen Afrika, und wenn von einem Wolf gesprochen wird, welcher in diesem Theil von Afrika vorkommen soll, so ist es diese Hyäne gemeint, welche die Holländer am Vorgebirge der guten Hoffnung Wolf nennen. Sie hat die Gestalt und Größe eines starken Fleischerhundes, aber der Kopf ist dicker, und weniger verlängert, und die Bewegungen sind plumper. Sie erreicht eine Länge von 4 Fuß und eine Höhe von 2 ½ Fuß. Das Haar ist struppig und fettig. Der Kopf ist weniger spitzig, als bey der gestreiften Hyäne, sie trägt ihn niedrig mit gebogenem Nacken und der Blick ist boshaft und scheu. Sie ist hinten bedeutend niedriger als vorn. Sonderbar ist es, was auch Lichtenstein bestätigt, daß sie bey Nacht größer und heller von Farbe erscheint, als sie nicht ist, und es einem vorkommt, sie seye ganz weiß.

Die gefleckte Hyäne ist bey weitem das häufigste Raubthier am Cap und findet sich selbst noch in den Schluchten des Tafelberges, so, daß die Pächtereyen in der Nähe der Capstadt nicht selten davon beunruhigt werden. Es haben sich Fälle ereignet daß Hyänen sich in die Stadt bis an das Hospital wagten. Sie halten sich im Winter auf den Berghöhen, im Sommer aber in den ausgetrockneten sumpfigen Stellen großer Ebenen auf, wo sie in dem hohen Schilf den Hasen, Civetten und Springhasen auflauern, welche an solchen Stellen ebenfalls Wasser, Küblung und Nahrung suchen. Die Güterbesitzer in der Nähe der Capstadt stellen fast jährlich in der capischen Fläche Wolfsjagden an. Man umzingelt dabey die mit Schilf bewachsenen Niederungen, und steckt sie in Brand, der dann die Hyänen und andere Thiere nöthigt aus dem Versteck hervorzukommen. Großen Schaden richten sie aber in der Nähe der Stadt nicht an, im Gegentheil verzehren sie manches Aas und vermindern die Zahl



Gefleckte Hyäne *Hyœna crocuta.* *La Hyène tacketée.*

1/7



1/9

Gestreifte Hyäne. *Hyœna striata.* *La Hyène rayée.*

der Paviane und Genetkatzen. Nur selten stehlen sie in bewohnten Gegenden ein Schaf, denn sie sind scheu und fliehen vor dem Menschen. Lichtenstein sagt, man wisse kein Beyspiel daß eine Hyäne am Cap einen Menschen angefallen habe. Er selbst habe bey Nacht sehr oft solche gesehen, aber nicht anders als auf der Flucht.

Diese Hyäne läßt sich, jung gefangen, sehr zahm machen. Barrow versichert, daß in dem Bezirke der Schneeberge am Cap sie oft gezähmt und wie die Hunde zur Jagd abgerichtet werde, und daß sie dem Hunde weder in intellectuellen Fähigkeiten, noch an Treue nachstehe. Kein anderer Reisender hat indeß dieser Zähmung erwähnt. Eine in Paris gehaltene Hyäne dieser Art, war von sehr entgegengesetztem Charakter, und heftig in allen ihren Leidenschaften, sowohl im Zorn als in der Anhänglichkeit. Gegen alle ihre Wärter, war sie sehr anhänglich, und besonders gegen einen von ihnen bezeigte sie sich, wie nur der treuste Hund sich betragen kann. Auf der andern Seite konnte sie gewisse Personen nicht leiden, wenn sie ihr auch nichts zu leide gethan hatten. Sie gerieth durch ihren Anblick in solche Wuth, daß sie am ganzen Körper zitterte. Aus dem Munde kam eine Menge Schaum, und das Haar sträubte sich: Dann konnten keine Schläge sie sanfter machen. Einmal entwischte sie, und gieng ganz ruhig in eine Bauernhüte hinein, wo sie sich ohne Widerstand fangen ließ.

Der Geruch ist ihr stärkster Sinn, dennoch zieht sie stinkendes Fleisch frischem vor, wirft man ihr solches vor, so läßt sie es liegen, bis es angegangen ist, wenn sie nicht starken Hunger hat. Sie trinkt lappend.

Cnox beobachtete daß die Hyäne, und zwar beyde Arten, die Gewohnheit haben, alles auf der Stelle zu verzehren und nichts wegzuschleppen. Untersucht man die Stellen, wo todte Thiere gelegen haben, welche von den Hyänen verzehrt worden sind, so findet man den Seelet meist beysammen. Selbst ihre Jungen begleiten die Mutter beym aufsuchen des Raubes, so daß diese nicht genöthigt sind, ihnen denselben zuzuschleppen. Diese Thatsache wiederlegt die Meynung Bucklands, welcher aufstellt, die in den Knochenhöhlen gefundenen Knochen seyen von den Hyänen dahin geschleppt worden. Löwen und Panther schleppen ihren Raub in ihre Aufenthaltsorte, aber nicht die Hyänen. Die Stimme der Hyäne gleicht dem Seufzen eines Menschen, artet aber oft in ein lautes Geheul aus, welches man des Nachts weit hört.

Nach Lichtensteins Beobachtung, wirft die Hyäne meist zwey Junge, welche von dunkelgrauer Farbe sind, und blind zur Welt kommen.

In Afrika fängt man die Hyänen in einer Falle, welche ebenso eingerichtet ist, wie eine Marder- oder Rattenfalle. Man führt ein kleines Gebäude roh von Steinen auf, etwa sechs bis acht Fuß im Quadrat, mit einer schweren Fallthüre versehen, die von innen mit der Lockspeise in Verbindung steht und zuschlägt, sobald das Raubthier das hingelegte Aas von der Stelle bewegt. In ähnlichen Fallen fängt man auch die Panther, nur daß diese dann oben mit Gebälk verwahrt seyn müssen, weil dies Thier klettert, was die Hyäne nicht thut. In andern Gegenden legt man den Hyänen auch Selbstschüsse, oder man vergiftet sie mit Fleisch, welches mit der Frucht einer noch unbekannten Pflanze gekocht worden, und diesen Thieren sehr tödlich ist. (Abbildung nach Cüvier.)

Noch sind zwey Arten Hyänen bekannt: Die rostfarbne, Hyaen. rufa, und die zweifelhafte, Hyaen. dubia, letztere aus Dangola. Die Hyäne der Vorwelt war etwa ein Drittheil größer als die gestreifte.

21te Gatt. Katze. Felis.

Die Zähne sind sämmtlich Reißzähne, oben sind vier, unten drey Backenzähne, wovon oben und unten zwey einspitzige; der große Reißzahn oben hat drey Spitzen und nach innen einen stumpfen Höcker, der untern zwey Spitzen, nur in der Oberkinnlade steht hinten ein kleiner Höckerzahn. Die Eckzähne sind kegelförmig, lang, etwas einwärts gebogen, stark, spitzig. Vorderzähne oben und unten sechs.

Schnauze kurz und abgerundet, das Gesicht breit, da die Jochbogen weit ausgeschweift sind. Die Kinnladen kurz und stark. Die Nase vorstehend.

Die Nägel an allen 4 Füßen zurückziehbar, und beym Gehen unter dem Pelz vollkommen verborgen, sehr stark und spitzig, zum greifen und klettern geschickt. An den Vorderfüßen fünf, an den Hinterfüßen vier Zehen, die Sohlen behaart.

Der Körper mehr oder minder stark behaart, etwas verlängert, die Beine kurz aber stark. Der Schwanz lang, oder mittelmäßig, oder kurz. Die Säugewarzen sichtbar entweder vier am Bauche, und zwey an der Brust, oder an Bauch und Brust vier.

Am After keine Balgdrüse.

Die Gattung ist zahlreich an Arten, und über die gemäßigten und warmen Erdstriche verbreitet, geht aber nicht über die Polarkreise hinaus. Die Arten nehmen an Größe und Stärke gegen die Tropenländer zu, wo ihre grösten Arten zu Hause sind, deren Wohnungen sich aber bis in die gemäßigte Zone hinein erstrecken.

Das Naturel der Katzen ist falsch, boshaft, der Gang schleichend; sie fallen die Thiere niemals jagend an, sondern lauern im Hinterhalt und springen aus demselben mit ein oder zwey Sprüngen auf ihre Beute, welche sie mit Klauen und Zähnen ergreifen; verfehlen sie dieselbe, so verfolgen sie sie nicht, sondern kehren in ihren Hinterhalt zurück. Die meisten sind nächtliche Thiere, das Sehеloch ist bey diesen ablang und ritzenförmig; bey den Tagkatzen hingegen rund. Der Geruch ist ziemlich stumpf; Gesicht und Gehör dagegen sehr scharf.

Sie vermehren sich stark, leben außer der Paarungszeit ungesellig und einsam. Jung eingefangen lassen sie alle sich leicht zähmen, verlieren aber ihre tückische Natur niemals ganz. Die Zunge ist rauh und stachelig.

Sie sind reinliche, gewandte, schnelle Thiere, welche alle geschickt klettern, wobey sie sich ihrer Klauen bedienen.

Unter allen Raubthieren sind sie am genauesten auf thierische Nahrung beschränkt, und keine einzige Art genießt im wilden Zustand etwas aus dem Pflanzenreich; alle sind blutdürstig und grausam.

Man hat wohl die Katzen in ungefleckte oder Löwen und in gefleckte oder Tiger eingetheilt, allein der Unterschied ist sehr außerwesentlich und hat keinen Bezug auf Naturel oder Lebensart.

Als Hausthiere sind nur zwey Arten benutzt, nämlich die Hauskatze mit ihren Spielarten und der Gepard oder Jagdleopard in Asien.

Auch die Vorwelt hatte ihre Katzen, welche an Größe zum Theil die jetzt bekannten übertrafen. Man kennt 26 bestimmte Arten der Jetztwelt, und 13 noch zweifelhafte, wovon 13 der neuen Welt, die übrigen der alten angehören. Neuholland hat keine.

Taf. 81—84. Der Löwe. Felis Leo.

Le Lion.

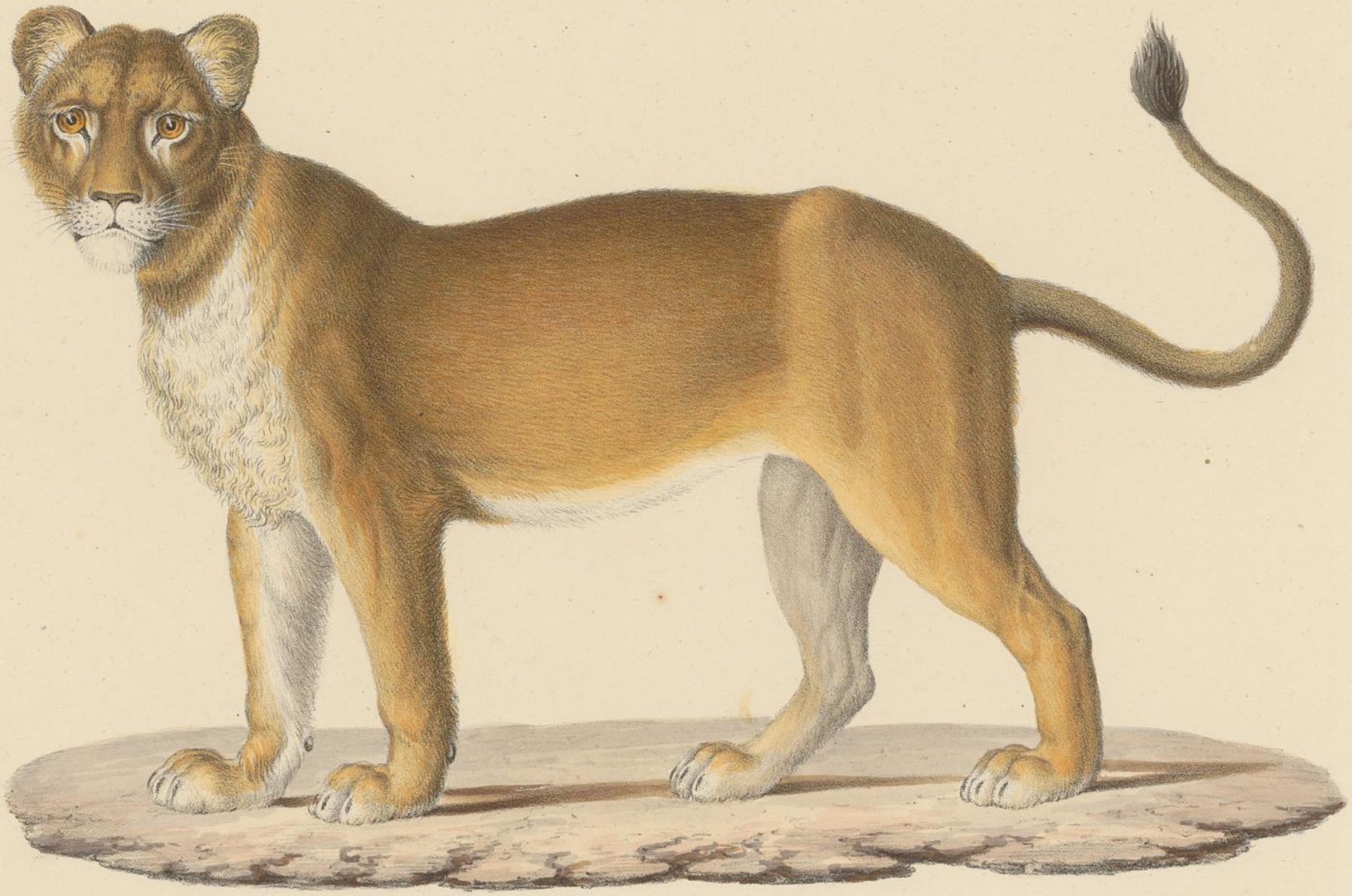
Der Löwe ist schon seit den ältesten Zeiten her ein sehr bekanntes Thier, dessen Eigenschaften Stoff zu vielen Geschichten gab, welche wir sowohl in der heiligen Schrift, als auch in der Mythologie erwähnt finden. Schon den Alten galt der Löwe als ein Sinnbild der Stärke und des Muthes, und das Ueberwinden des Löwen stempelte den Sieger zum Helden. Die Art selbst war ehmals weit zahlreicher und weiter verbreitet, als heut zu Tage. Es wäre, obgleich der Löwe in Afrika keine Seltenheit ist, wohl unmöglich so viele Löwen zusammenzubringen, als es zu den Zeiten der Römer geschah, welche dieses Thier bey ihren grausamen Spielen und Thiergefechten in Menge nach Rom brachten. Pompejus brachte zu den Spielen auf einmal 600 Löwen zusammen, wovon 350 Männchen, Cesar 400. Die Könige von Mauritanien, mit den Sitten der Römer bekannt, schenkten viele Löwen dem Dictator Sulla. Dieselbe Menge wurde noch unter den Kaisern nach Rom gebracht. Gegen das zweyte Jahrhundert unserer Zeitrechnung, waren sie aber schon seltener, und man hielt es für einen außerordentlichen Aufwand als Marc Aurel bey seinem Triumpf über die Markomannen 100 Löwen vorführen ließ. Man verbot daher die Löwenjagd den Privatleuten, damit sie bey den Spielen nie fehlen sollten. Erst unter Honorius wurde dieß Verbot aufgehoben.

Heut zu Tage ist Afrika fast ausschließend das Vaterland der Löwen zu nennen, in dessen innern Ländern die Art immer noch zahlreich ist. In Asien, wo sie ehmals eben so häufig waren, sind sie fast ganz verschwunden, doch kommen sie zuweilen noch in Ostindien vor. Ja selbst in Europa gab es ehmals Löwen. Aristoteles erzählt von Löwen in Griechenland; am Flusse Nessus, in Thracien und Acarnanien gab es Löwen. Nach Pausanias



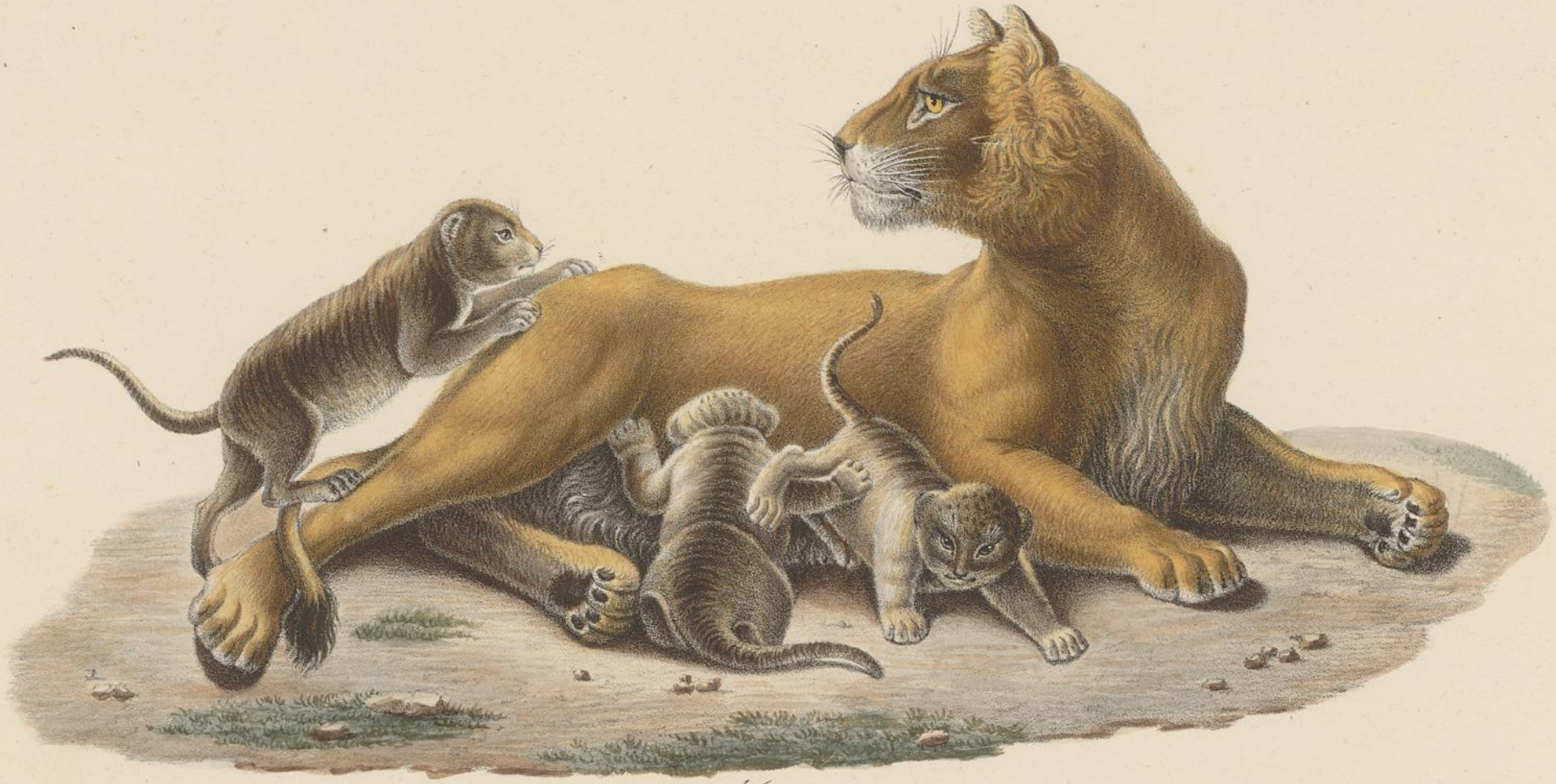
1/8

Lőwe aus der Barbarey. *Felis Leo barbaricus.* *Lion de Barbarie.*



1/7

Lőwin von der Barbarey. *Felis Leœna barbarica.* *Lionne de Barbarie.*



1/8

Die Lőwin mit ihren Jungen.
La Lionne avec ses Petits.



1/8

Löwe vom Senegal. *Felis Leo senegalensis.* *Lion du Sénégal.*

waren sie am Olymp, in Macedonien und Thessaljen nicht selten. Die Heere des Xerxes wurden in Päonien von Löwen angefallen. Auch in Syrien, Palästina und den benachbarten Ländern war der Löwe anzutreffen. Cilicien, Armenien, Parthien hatten nach Oppian sehr viele Löwen. Nach Aelian soll es in Syrien sehr große und schwarze Löwen gegeben haben. Apolonius sah eine Löwin bey Babilon. Aus allen diesen Gegenden sind sie heut zu Tage verschwunden, wo sie ehmals sehr zahlreich waren. Noch ist es sogar zweifelhaft, daß sie sich noch in Persien und Arabien finden. Auch selbst in Afrika sind sie nicht mehr allenthalben anzutreffen; in Egypten giebt es keine. Das Schießgewehr hat sie ins Innere des Landes und an die Ränder der Wüsten verscheucht.

Nach allem diesem ist es begreiflich, daß die Römer und Griechen den Löwen besser kannten, als wir. Sie erwähnen solcher Varietäten, welche wir jetzt nicht mehr kennen. Ist doch der Löwe aus der Barbarey von demjenigen am Senegal verschieden, warum sollte das Klima Griechenlands und Kleinasiens nicht auch Varietäten hervorgebracht haben können. Solin und Oppian reden von Löwen ohne Mähne. Die thracischen Löwen sollen wenig Mähne gehabt haben, und Olivier will auch in der Gegend von Bagdad solche gesehen haben. Schwarze Löwen giebt es gar keine mehr.

Der Löwe erreicht eine sehr ansehnliche Größe, mit welcher die Kraft und Stärke seiner Muskeln übereinstimmt. Die Länge des Körpers eines erwachsenen Löwen von der Schnauze bis zur Schwanzwurzel ist 5 Fuß 2 Zoll Pariser Maß; des Kopfs von den Ohren bis zur Spitze der Nase 1 Fuß 2 Zoll; des Schwanzes 2 Fuß 2 Zoll; die Höhe des Körpers hinten am Kreuz 2 Fuß 9 Zoll; die Höhe der Schultern ebenfalls 2 Fuß 9 Zoll.

Das Männchen des Löwen unterscheidet sich vom Weibchen durch die mehr oder minder lange Mähne an Hals, Brust und Bauch.

Die Löwen aus der Barbarey und diejenigen vom Senegal bilden zwey Varietäten, in der Farbe sowohl als in Hinsicht der Mähne, welche wirklich Aufmerksamkeit verdienen.

Der Löwe aus der Barbarey hat eine viel längere Mähne. Rücken, Seiten und der ganze hintere Theil des Körpers, Hinterschenkel und Gesicht, sind mit kurzen dichtanliegenden Haaren bedeckt, von rothgelb bräunlicher Farbe, indem der untere Theil des Haares bis über die Mitte schwarz ist; die Spitze rothgelb, und überdieß noch hin und wieder schwarze Haare zerstreut stehen. Brust, vorderer Theil des Bauchs, Schultern, Hals, Scheitel und Schwanzende mit langen schwarz und rothgelben Haaren, welche besonders am Halse viel länger sind, und in dicken geraden Locken herunterhängen. Keine Katzenart hat eine solche Mähne, daher ist der Löwe so ausgezeichnet, und erhält dadurch sein ernsthaftes und fürchterliches Ansehen.

Bey dem Weibchen sind alle Haare kurz und anliegend, nur der Schwanzbüschel ist wie beim Männchen vorhanden, außerdem unterscheidet es sich in der Farbe nicht vom Männchen. Der Kopf ist kleiner, der Körper schlanker, das Gesicht weniger ernsthaft, und der Charakter sanfter und leitbarer.

Die Mähne des Löwen erscheint nicht vor dem vierten Jahre, und ihre größte Länge erreicht sie im fünften oder sechsten.

An den jungen Löwen bemerkt man keine Spur von Mähne oder von dem Schwanzbüschel, das Haar ist dicht, halb kraus, rothgelb, schwarz und grau gemischt, indem die Haare Ringe von diesen Farben haben. Ueber den Rücken und den Schwanz laufen parallele Querbänder von schwärzlicher Farbe, welche in der Mitte des Rückens durch eine schwärzliche Längslinie vereinigt werden, die vom Scheitel bis zur Schwanzspitze lauft; der Kopf ist ebenfalls schwärzlich gefleckt. Schon gegen das Ende des ersten Lebensjahrs verlieren sich diese Streifen allmählig, und später auch die Flecken. Die Gegend hinter den Ohren ist schwarz, Seiten und untere Theile des Körpers heller.

Der Löwe vom Senegal ist etwas kleiner, die Farbe seines Pelzes mehr gelb und lebhafter, die Mähne weniger dicht und kürzer, und an den Hinterschenkeln bemerkt man einige dunklere Flecken.

Der Löwe hat runde Pupillen, und gehört daher zu den Katzen, welche auch am Tage deutlich und scharf sehen. Höchst merkwürdig ist es, daß die Jungen sehend geboren werden, eine Eigenschaft, welche diese Art von allen andern Katzen unterscheidet. Dagegen sind die Ohren bey der Geburt hängend, und erst nach zwey Monaten erhalten die Muskeln hinreichende Stärke, um sie in gerader Stellung zu erhalten.

Die Größe des Löwen, seine Stärke, sein stolzes Ansehen, sein ernsthaftes Gesicht und sein gravitätischer Gang, haben diesem Thiere schon in ältern Zeiten die Stelle eines Königs der Thiere verschafft, unter welchem Namen es in Fabeln oft angeführt wird. Aber in Hinsicht seiner Eigenschaften ist seine Geschichte voll Fabeln und Uebertreibungen. Man hat ihm Eigenschaften zugeschrieben, die er nicht hat; seine intellectuellen Fähigkeiten wurden allzusehr gerühmt, und seine Trägheit, man könnte sie wohl oft Feigheit nennen, zur Großmuth erhoben, ohne zu bedenken, daß Großmuth eine moralische Eigenschaft sey, welche wohl kaum einem Thiere zugeschrieben werden kann. Der Tiger ist viel kühner als der Löwe, er flieht selbst bey großer Uebermacht nicht, ausgenommen er habe sich satt gefressen. Wenn man dagegen alles zusammennimmt, was aufmerksame und unterrichtete Reisende vom Löwen erzählen, so wird man an diesem Thiere die gerühmte Kühnheit nicht finden, derentwegen es gleichsam geadelt worden ist. Damit ist nicht gesagt, daß es ihm an Muth fehle, es mit dem Menschen aufzunehmen. Man hat Beyspiele genug, daß er den Kampf mit dem Menschen gewagt hat, und allemal, wo nicht die Uebermacht menschlicher Waffen, besonders das fernher tödtende Blei des Feuergewehrs ihn bezwingt, unterliegt der Mensch seinen schrecklichen Klauen. Angegriffen ist er immer furchtbar, aber er greift selten den Menschen selbst an, und wie es scheint, nur durch den Hunger gezwungen. Seine gewaltige Stärke zeigt sich in allen Bewegungen. Sein nicht leichter Körper wird doch von den elastischen und muskulösen Schenkeln zu Sprüngen von 28 bis 36 Fuß geschickt. Auf einen Schlag schlägt er mit seiner Pfote einem Pferd den Rückgrath entzwey, und mit dem Schwanze den stärksten Mann zu Boden. Einen Ochsen oder ein Pferd schleppt er mit Leichtigkeit fort. Berittene Jäger folgten auf mehrere Stunden Wegs der Spur eines Löwen, der in vollem Laufe eine zweyjährige Kuh davon trug. Der Leib derselben schien nur an zwey Stellen den Boden berührt zu haben, und ein anderer schleppte ein Pferd 800 Toisen weit fort. Allerdings scheint auch daran etwas wahres zu seyn, daß der Löwe in bewohnten Gegenden weniger herzhaft ist, als in unbewohnten. Die Löwen außer den Grenzen der Colonie, sollen weit dreister seyn, als diejenigen innert denselben, wahrscheinlich weil das Feuergewehr letztere erschreckt hat. Außer dem Menschen hat der Löwe keinen Feind, aber dieser ist furchtbar genug, und hat dieses gefährliche Thier aus der Nähe seiner Wohnungen verdrängt.

Was man von der Dankbarkeit des Löwen fabelt, wollen wir dahin gestellt seyn lassen; ebenso was von der bekannten Geschichte des Androklus zu halten sey, welcher auf seiner Flucht als entlaufener Selave in einer Höhle einen Löwen angetroffen, der in seinen Fuß einen großen Dorn getreten hatte, dieser aber demselben aus dem Fuße gezogen haben soll. Der Löwe sey darauf so vertraut geworden, daß Androclus drey Jahre bey ihm gelebt und sich von der Beute des Löwen erhalten habe. Als dann Androclus gefangen worden, wurde er verurtheilt, mit einem besonders wilden und großen Löwen zu kämpfen, eben diesem, der später gefangen worden war. Wüthend stürzte dieser auf Androclus los, stand aber plötzlich still, erkannte seinen Wohlthäter und schmeichelte ihm. Der Selave wurde frey gegeben, und der Löwe ihm geschenkt, und er führte ihn an einem Strick in den Straßen Roms herum.

Ebenso wird erzählt, der Ritter Gottfried de la Tour habe auf dem ersten Kreuzzug nach Palästina dort einen Löwen angetroffen, der, weil eine Schlange sich um seinen Leib gewunden, ein großes Geschrey erhob, worauf la Tour durch einen Säbelhieb die Schlange tödtete. Von der Stunde an folgte ihm der Löwe wie ein Hund nach, und soll seine natürliche Wildheit bloß auf Befehl des Ritters gezeigt haben. Noch mehr, als der Ritter nach Europa zurückreiste, wollte kein Schiff den Löwen aufnehmen, dieser stürzte ins Wasser, um seinem Herrn nachzuschwimmen, und ertrank. Diese Erzählung ist offenbar eine Fabel, denn in Palästina giebt es keine Schlangen, welche im Stande wären einen Löwen zu umschlingen, und eine giftige Schlange hätte durch ihren Biß den Löwen so gut getödtet, als ein anderes Thier.

Wahrer ist dagegen folgende Geschichte. Herr Compagnon fand am Senegal einen scheinbar sterbenden jungen Löwen, der nach Frankreich hätte transportirt werden sollen, und flößte ihm aus Mitleid etwas Milch ein, hierdurch erholte er sich und faßte gegen seinen Wohlthäter so viele Zuneigung, daß er ihm aus den Händen fraß, und ihm überall wie ein Hund mit einem Strick um den Hals nachfolgte.

Alle diese Geschichten zeigen aber allerdings, daß der Löwe sich leicht zähmen lasse, wovon man sehr viele Beyspiele hat. Der Triumphir Antonius fuhr in einem mit zwey Löwen bespannten Wagen, mit einer Comme-

diantin, Cithéride, in den Straßen von Rom umher. Nero machte sich den schlechten Spaß, bey seinen Mahlzeiten gezähmte Löwen, zum Schrecken der Gäste, ins Zimmer kommen zu lassen.

Der Löwe läßt sich nicht bloß zahm machen, sondern hat für empfangene Wohlthaten ein sehr gutes Gedächtniß, und erkennt seine Wohlthäter nach langer Zeit. Ein gewisser Archer erzog einen männlichen Löwen, welcher sehr jung eingefangen wurde, und konnte ihn so zahm gewöhnen, daß er in seinem Zimmer schlief, und als er schon die Größe eines Bullenbeißers hatte, auch niemandem etwas zu leide that. Dieser Löwe kam nach Frankreich und von da nach England, wo er sieben Jahre im Tower blieb. Als ein Bedienter des Archer dahin kam, um die Thiere da zu besehen, erkannte ihn der Löwe sogleich, und gab alle Zeichen der Freude von sich, so daß der Bediente den Wärter bat, ihn zu ihm hinein zu lassen. Der Löwe sprang wie ein Hund an ihn hinauf, beleckte ihm Hände und Gesicht, und machte zum Erstaunen der Zuschauer eine Menge Freudensprünge. Als der Mann ihn wieder verließ, wurde der Löwe sehr traurig und wollte vier Tage lang nicht fressen.

Die Herzogin von Hamilton hatte einen Löwen, der eben nicht zahm schien. Einst hatte sie Gesellschaft, und man wollte den Löwen füttern sehen. Während man so da stand, kam ein Soldat nnd bat den Löwen sehen zu dürfen. Es wurde ihm erlaubt, und als er hineintrat, brummte der Löwe grimmig. Der Soldat gieng auf ihn zu und rief ihm, Nero kennst du mich nicht mehr. Der Löwe sah sich sogleich um, verließ sein Futter, und kam an das Gitter mit dem Schwanze wedelnd, und seine Freude durch allerley Geberden zeigend. Er leckte ihm die Hand, ließ sich streicheln, und rieb sich an der Stelle des Gitters, welches der Soldat mit der Hand berührte. Es zeigte sich, daß dieser Soldat bey der Ueberfahrt von Gibraltar nach England, drey Jahre vorher Wärter des Löwen gewesen sey.

Der Thierwärter in Paris, Felix Casal, besorgte ein Löwenpaar, welches ihm sehr zugethan wurde, so daß er ungescheut zu ihnen hineingehen und sich von ihnen schmeicheln lassen durfte. Einst wurde dieser Mann krank; von diesem Augenblick an war das Männchen traurig, blieb einsam in einem Winkel seines Behältnisses sitzen, und wollte von dem Stellvertreter nichts annehmen. Selbst die Gesellschaft des Weibchens schien ihm zu mißfallen, er erwies ihm gar keine Aufmerksamkeit. Man glaubte das Thier sey krank, und Niemand wagte sich nahe. Endlich wurde Felix wieder gesund, und schlich sich sachte nach dem Behältnisse hin, um den Löwen zu überraschen. Sobald der Löwe ihn durch das Gitter gewahr wurde, machte er augenblicklich einen Sprung, sprang am Gitter hinauf, schlug ihn sanft mit den Tatzen, bedeckte ihm Hände und Gesicht, und zitterte vor Freuden. Das Weibchen kam nun auch hinzu, allein der Löwe trieb es zurück, und zeigte sich eigentlich eifersüchtig. Felix trat nun in den Behälter, und wurde von beiden geliebkoset, und dieß wiederholte sich so oft er wollte Er durfte nur ein Wort sagen, so legten sie sich nieder, hielten ihre Tatzen in die Höhe, öffneten ihren Rachen, und erhielten keine andere Belohnung, als daß sie ihm die Hand lecken durften. Wollte er sie trennen, und jedes in einen eigenen Behälter sperren, so geschah dieß ebenfalls bloß durch einen Befehl, dem sie augenblicklich gehorchten.

Andere Beyspiele von ganz zahmen Löwen kennt man sehr viele. Solche erzählt Browar (Reisen in Afrika, Egypten und Syrien). Er selbst hatte zwey solcher Löwen, welche ihm allenthalben nachfolgten, und Niemandem etwas zu leide thaten.

Allein der Löwe ist dessen ungeachtet nicht für die Gesellschaft der Menschen geschaffen, und immer ist es gefährlich, sich ihm anzuvertrauen, denn man hat Beyspiele, daß er seine Katzennatur doch zeigte, wenn man am wenigsten daran dachte.

Der Löwe geht sehr selten am Tage auf Raub aus, so bald aber die Nacht kommt, so sucht er seine Beute auf, legt sich in irgend einen Hinterhalt, oder schleicht, fast auf dem Bauche kriechend, so nahe, daß er das unbesorgte Thier im Sprunge erreichen kann. Daß er aber auch am hellen Tage sich aus seinen Schlupfwinkeln hervorwage, dafür zeugt unter anderm folgendes Beyspiel, welches Lichtenstein erzählt: „Ein afrikanischer Colonist, von Wyk, war vor seinem Hause mit Ausbesserung eines Wagens beschäftigt. Im Hause neben der Thür saß seine Frau, und die Kinder spielten neben ihr. Plötzlich am hellen Tage erschien ein großer Löwe, und legte sich ruhig auf die Thürschwelle in den Schatten. Die Frau vor Schrecken erstarrt, bleibt auf ihrem Platze, die Kinder flohen in ihren Schooß. Ihr Geschrey macht den Vater aufmerksam, er eilt nach der Thür und bemerkt dort den Löwen,

der ihn nicht sah. Fast unwillkürlich bewegte sich Wyk nach der Seite des Hauses, zu dem Fenster des Zimmers, wo sein geladenes Gewehr stand. Glücklicherweise stand das Fenster offen, und ebenso die Thüre des Zimmers, so daß er die ganze drohende Scene übersehen konnte. Er konnte die Flinte erhaschen, legte ohne langes Besinnen auf den Löwen an, der eben eine Bewegung, vielleicht zum Sprunge, machte, rief leise der Mutter Trost zu, und schoß, hart an den Locken seines Knaben vorbey, dem Löwen in die Stirn, so daß dieser sich nicht mehr regte.

Daß der Löwe es nicht wagt, einen stillstehenden und ihn steif ansehenden Menschen anzugreifen, dieß ist allgemeine Meinung in Afrika, und sie scheint wirklich gegründet. Lichtenstein sagt, einstimmig habe er diese Thatsache von allen Landleuten der Colonie bestätigen hören, obgleich er selbst glaubt, der Versuch sey nicht oft gemacht worden. Der Löwe, wie alle Katzenarten, erhascht seine Beute im Sprunge, und greift einen Menschen oder ein Thier, welches nicht vor ihm flieht, nie an, ohne sich vorher in einer Entfernung von 10—12 Schritten niedergelegt und seinen Sprung gemessen zu haben. Dieser Umstand wird von den Jägern benutzt, und es ist zur Regel geworden, nie auf einen Löwen zu schießen, als bis er sich legt, und man in der kurzen Entfernung so sicher zielen kann, daß man ihn gewiß gerade vor den Kopf trifft. Will es das Unglück, daß man einem Löwen unbewaffnet begegnet, so ist das einzige Rettungsmittel Muth und Gegenwart des Geistes; wer entflieht, ist unfehlbar verloren, wer ruhig stehen bleibt, den greift der Löwe nicht an. Man muß sich nicht irren lassen, wenn er auch noch so nahe herankommt, und sich wie zum Sprunge hinlegt, er wird diesen Sprung nicht wagen, wenn man nur Muth genug hat, unbeweglich wie eine Bildsäule stehen zu bleiben, und ihm ruhig ins Auge zu schauen. Die erhabene Gestalt des Menschen scheint ihm Mißtrauen in seine eigene Kraft einzuflößen, und eine ruhige Haltung des Körpers verstärkt den Eindruck mit jedem Augenblicke. Man würde ihn stören, wenn man durch eine unbedachtsame Bewegung eigene Furcht verriethe, oder ihn zur Vertheidigung aufzufordern schiene. Der Ausgang beweist, daß er selbst sich nicht minder gefürchtet hat, als der Mensch, denn nach einiger Zeit erhebt er sich langsam, geht unter beständigem Umsehen einige Schritte zurück, legt sich wieder, entfernt sich abermals in immer größern Zwischenräumen, und nimmt endlich, wenn er ganz außer dem Wirkungskreis des Menschen gekommen zu seyn glaubt, in vollem Laufe die Flucht. Lichtenstein selbst war Zeuge eines solchen Vorfalls, der ihm und seinen Begleitern begegnete. Der Löwe ist klug und vorsichtig, und scheint die mögliche Gefahr einzusehen und berechnen zu können. Wenn daher der Reisende bemerkt, daß ein Löwe sich annähert, so muß er sogleich stille stehen und unverwannt nach demselben hinsehen. Bey der geringsten Bewegung wird der Löwe aufmerksam, und stürzt mit Blitzesschnelle auf denselben.

Wird aber ein Löwe angegriffen und nicht sogleich getödet, so ist die Gefahr sehr groß. Auch davon erzählt Herr Lichtenstein zwey sehr bezeichnende Thatsachen. Ein gewisser Tijaard von der Walt am Cap, verfolgte mit seinem Bruder am östlichen Abhange der Schneeberge die Spur eines großen Löwen, der unter ihren Heerden vielen Schaden angerichtet hatte. Sie fanden ihn in einer mit rauhem Gebüsch bewachsenen Schlucht. Sie nahmen ihre Stellung zu beiden Seiten des Ausganges und schickten ihre Hunde hinein, den Löwen herauszujagen, welches auch glückte. Der Löwe stürzte nach der Seite des Bruders hervor, legte sich zum Sprunge, und ward von ihm geschossen. Unglücklicher Weise hatte aber der Schuß nicht recht getroffen, sondern nur das Ohr und die eine Seite der Brust gestreift. Nach einer kurzen Betäubung von wenig Sekunden erholte sich das Thier wieder und stürzte, wüthend vor Schmerz, und mit solchem Grimme auf den Jäger, daß er kaum Zeit hatte, sich aufs Pferd zu werfen, um noch einen Versuch zu entfliehen zu machen. Aber in wenig Sätzen hatte ihn der Löwe ereilt, war dem Pferde auf den Rücken gesprungen, welches nun niedergedrückt von der Last, nicht mehr aus der Stelle kommen konnte, und schlug seine Tatzen dem Unglücklichen in die Schenkel, mit den Zähnen zugleich ihn an den Kleidern packend. Indeß sich der Mann mit aller Kraft an das Pferd klammert, hört er seinen Bruder heran-gallopiren, und ruft ihm zu, zu schießen. Tijaard springt vom Pferde, legt ruhig an, und schießt dem Löwen durch den Kopf; die Kugel schlug in den Sattel, ohne weder Pferd noch Reuter zu verletzen. Ein anderer, ganz ähnlicher Fall endete unglücklicher; der Löwe sprang seitwärts auf den Reuter los, und packte mit den Zähnen dessen linken Arm. Der feige Gefährte entfloh, um Leute zur Hülfe zu rufen, indeß zerbiß der Löwe den ganzen Arm, und der Angefallene zog mit der Rechten das Messer aus der Tasche, und durchbohrte dem Löwen an mehrern Stellen



Die Lönin mit ihren Jungen, und ihr Wärter.
La Lionne avec ses Petits, et son Gardien.

die Brust. Die Herbeyeilenden fanden den Jäger vom Pferde gerissen, in seinem Blute schwimmend, da der Arm und die linke Seite gänzlich auseinander gerissen waren, auf ihm den todten Löwen, das Messer im Herzen, und nach einigen Minuten starb auch der muthige aber erschöpfte Kämpfer.

Auch unangegriffen stürzt sich der Löwe oft auf den Menschen, wenn er Hunger hat, und alle Nachrichten stimmen darin überein, daß, wenn er einmal Menschenfleisch gekostet hat, er dasselbe allem andern vorzieht, dann sind solche Löwen äußerst gefährlich. Ein gewisser Gert Schepers befand sich mit einem andern Capbewohner auf der Jagd; sehr ermüdet kamen sie an eine Quelle mit Geröhre umgeben, Gert wollte Wasser schöpfen, und gab seinem Gefährten die Flinte zu halten. Kaum hatte er sich der Quelle genähert, so stürzte ein sehr großer Löwe auf ihn, und ergriff seinen linken Arm. Der Jäger wohl wissend, daß die geringste Bewegung zur Flucht ihm unausbleiblich den Tod zuziehen würde, blieb unbeweglich, während der Löwe seinen Arm zwischen den Klauen hielt, aber nicht stark preßte, und die Augen schloß, als ob er den Anblick seines Schlachtopfers nicht ertragen könne. Gert rief seinem Gefährten, den Löwen zu erschießen, welches leicht hätte geschehen können, da der Löwe noch immer die Augen geschlossen hatte. Allein dieser war feige entflohen, und umsonst flehte Gert lange Zeit nach Hülfe; endlich aufgebracht über diese Feigheit, vergaß er die Vorsicht und stieß mit dem rechten freyen Arm, dem Löwen sein Taschenmesser tief in die Brust. Der Stoß war tödtlich, denn Gert war ein starker Mann, aber die Wirkung war nicht schnell genug, um ihm das Leben zu retten; das ergrimmte Thier strengte seine letzte Kraft an, und zerfleischte Arm und Brust des Unglücklichen auf's schrecklichste, so daß die Knochen ganz entblößt da lagen, dann aber stürzte der Löwe todt hin. Gert wurde in die nächste Wohnung getragen, starb aber drey Tage nachher. Ein gewisser Clerque bereiste eines Tages seine Güter; in einem Hohlwege stieg er vom Pferde, (denn die afrikanischen Colonisten reiten sonst immer) und führte es am Zügel, als er plötzlich einen Löwen erblickte. Clerque hatte eine Flinte mit zerhacktem Blei geladen, und in der Hoffnung, der Nähe wegen den Löwen damit tödten zu können, schoß er denselben in die Brust, aber der Löwe nur verwundet, stürzte auf ihn und ergriff ihn mit seinen Klauen, indem er den Arm, den Clerque maschinenmäßig aufgehoben hatte, mit den Zähnen zerfleischte, allein schon nach einigen Sekunden verlor der Löwe aus Blutverlurst seine Kraft und fiel rücklings nieder, wobey er den Verwundeten mit sich zog. Clerque war nicht gefährlich verwundet und wurde vollkommen geheilt. Ein Hottentott in den Schneebergen verfolgte eine Antilope, und legte wirklich auf sie an, indem er die Flinte auf einen Ameisenhaufen auflegte, als er plötzlich einen Löwen bemerkte, der auch, ehe er weiters denken konnte, ihn im ersten Sprunge erreicht hatte. Der Löwe kaute an der linken Hand des Hottentotten, während dieser mit der rechten den Hahn spannte, und den Löwen durch den Kopf schoß, so daß derselbe augenblicklich starb. Der Jäger verlor die Hand, wurde aber geheilt. Ein hungeriger Löwe fiel einen gewissen Lukas van Vuuren, der mit dem Pferde ihm entfliehen wollte, an, und erreichte das gallopirende Pferd durch einige Sprünge. Das Pferd stürzte, glücklicher Weise verbiß sich der Löwe im Sattelzeug, und van Vuuren entkam glücklich, das Pferd aber wurde aufgefressen.

Wie der Tiger, so soll auch der Löwe sein Schlachtopfer erst tödten, ehe er zu fressen anfängt.

Als einen Beweis der Großmuth des Löwen führt man die Thatsache an, wo kleine Hunde mit Löwen in einem Behälter in Freundschaft leben. Die Alten erzählen auch von einem Löwen, der mit einem Bären und einem Hund beysammen gelebt habe, was aber ein trauriges Ende nahm. Der Bär tödtete im Zorne den Hund, und dieser wurde nun von dem Löwen getödtet. Wenn man Hunde mit Löwen aufzieht, so kann diese Freundschaft leicht gestiftet werden, und geht in gegenseitige Anhänglichkeit über.

Die Hauptnahrung des Löwen in Afrika besteht aus Gazellen, Affen, wilden Schweinen, Büffeln, Ochsen. Die Affen aber entkommen ihm meist auf die Bäume, da der Löwe nicht so leicht klettert, woran sein schwerer Körper schuld ist.

Der Löwe scheint mit seinem Weibchen meist beysammen zu leben, und beide Gatten sich gemeinschaftlich um die Jungen zu bekümmern. Es ist daher sehr zweifelhaft, daß der Löwe seine Jungen auffresse, wenn er sie in den ersten Tagen bey der Mutter antrifft, wie einige Naturforscher erzählen. Die Löwin trägt ungefähr 3 ½ Monat oder 108 — 110 Tage, und wirft zwey bis vier Junge. Diese Jungen behandelt sie in den ersten fünf bis

sechs Monaten mit äußerster Zärtlichkeit, und ist dann am furchtbarsten, wie man bey solchen Löwinnen gesehen hat, welche in der Gefangenschaft Junge warfen, und welche, ob sie gleich außerordentlich zahm waren, nun mißtrauisch und böse, selbst gegen ihren Wärter wurden, der sie außerdem wie den zähmsten Hund behandeln konnte. Wie die Katzen, suchten sie die Jungen vor den Augen der Menschen zu verbergen, und trugen sie mit dem Munde in einen Winkel ihres Gefängnisses. Eine Löwin in Paris trug oft Stundenlang eins ihrer Jungen im Mund. Nach 5 bis 6 Monaten vermindert sich die Anhänglichkeit der Mutter an ihre Jungen, und ihre Leidenschaft erwacht auf's Neue. Man hat auch in der Gefangenschaft Bastarde von einem Löwen und einer Tigerin erzeugen sehen, welche wie die Mutter gestreift waren.

Wie weit es indessen dem Menschen doch gelungen sey, die Löwin in dieser gefährlichen Periode zu zähmen, zeigt die auf Taf. 85. abgebildete Gruppe. Dieselbe stellt einen Thierwärter vor, der vor einigen Jahren in verschiedenen Gegenden Deutschlands mit einer Löwin umherzog, welche in der Gefangenschaft mehreremale Junge geworfen hatte. Er hatte diese Löwin so zahm gemacht, daß er sich ohne alle Gefahr zu ihr und ihren Jungen begeben konnte. Gewöhnlich setzte sich der Wärter unter die Familie, die Löwin war so zutraulich, daß sie sich bald neben ihren Wärter hinlegte, und ihren Kopf auf seinem Schooß ruhend sich von ihm liebkosen ließ; die Jungen sprangen herbey und spielten wechselseitig mit ihrer Mutter und dem Wärter, wie die Abbildung zeigt. Während der Wärter die Jungen umarmte und streichelte, zeigte die Mutter nicht das geringste Mißtrauen.

Von dieser höchst interessanten Gruppe, die alle Zuschauer überraschte, ließ der verstorbene König von Baiern durch den geschickten Thiermaler Adam ein Gemälde nach der Natur verfertigen, wornach unsere Zeichnung gemacht ist, welche wir als ein aus der Natur genommenes Bild in unsere Sammlung einzureihen zweckmäßig gefunden.

Man kann das Alter des Löwen nicht mit Bestimmtheit angeben, aber es möchte auf 24 bis 30 Jahre sich erstrecken, wenn man die Zeit des Wachsthums in Betrachtung zieht.

(Die Abbildungen sind nach der Menagerie des Museums und nach Cüvier).

Taf. 86. 87. Der gestreifte Tiger. Felis Tigris.

Le Tigre royal.

Der Körper lang und gestreckt, die Beine kurz, der Kopf klein, der Schwanz sehr lang. Die Haare des Pelzes kurz und weich, ausgenommen die Seiten der Backen, welche mit langen Haaren bedeckt sind. Rücken, äußerer Theil der Beine, Stirn und Nasengegend rothgelb oder falb. Schnauze, Backen, Inneres der Ohren, Hals, Bauch und innere Schenkel rein weiß. Ueber den Körper laufen schmale, schön schwarze Querbänder, welche auf der Längslinie des Rückens anfangen und in der Zahl von 20 bis 30 abwechseln, und sich parallel über die Seiten vertheilen und bis auf den Bauch laufen. Der Schwanz hat auf gelblich weißem Grunde 15 schwarze Querringe. An der äußern Seite der Hinterschenkel liegen zwey bis drey Doppelbänder, und an der innern Seite der Vorderschenkel laufen zwey oder drey einfache Querbänder. Auf der Stirn und unter den Augen liegen einige schwarze Flecken und Bänder. Man hat auch ganz weiße Tiger gefunden.

Die Länge eines ausgewachsenen Tigers von der Schnauze bis zum Ursprung des Schwanzes ist 5 bis 6 Fuß, ja man hat Tiger von 8 Fuß Länge angetroffen; die Länge des Schwanzes ist drey Fuß, die mittlere Höhe ist 3 bis 4 Fuß.

Das Vaterland dieser größten Katze, welche man ihrer Schönheit wegen den Königstiger nennt, ist einzig und allein das wärmere Asien, ganz Ostindien, ein Theil von China, Persien, von wo aus er bis an den Caucasus kommt, und sogar zuweilen bis ins östliche Sibirien streift, daher er dann auch unter den Thieren des russischen Reichs angeführt wird.



1/7

Der gestreifte Tieger. *Felis Tigris.* *Le Tigre royal.*

Der Tiger ist das furchtbarste Raubthier unter allen bekannten Arten. Grausam und blutgierig lebt er mit keinem Geschöpfe im Frieden, wird von allen gefürchtet und fürchtet selbst keines. Büffons Beschreibung seiner Grausamkeit und Blutgierde ist indeß doch etwas übertrieben, denn er sagt, der Tiger lechze immer nach Blut, er verschone nie ein anderes Thier, und würge ohne Noth, was ihm vorkomme, so lange noch ein lebendes Geschöpf um ihn sey. Er sey durchaus unbezähmbar, und ein Tyrann ohne Gleichen.

Allein alle neuern genauern Nachrichten zeigen, daß der Tiger nicht grausamer sey, als seine Gattungsgenossen, der Löwe, Panther, Luchs, oder die wilde Katze. Da er aber größer ist als sie alle, so erfordert er auch mehr Nahrung, und seine außerordentliche Stärke und Muskelkraft macht ihn furchtbarer als den Löwen. Der Löwe ist heutzutage aus Asien fast ganz verschwunden, und bewohnt in Afrika nur die Ränder der Wüste, wo die zahlreichen Antilopenarten ihm Nahrung genug geben, so daß er selten mit den Menschen in Berührung kommt, und noch seltener sie angreift, wenn man ihn nicht reizt. Der Tiger dagegen bewohnt Gegenden, welche von zahlreichen Menschen bevölkert sind, er lebt eben so oft in der Nähe der Dörfer, als in entlegenen Wäldern, und kommt daher sehr häufig in den Fall Menschen anzugreifen, welche er dann, da sie unbewaffnet ihm keinen Widerstand leisten können, auch andern Thieren vorzieht, also den Menschen allenthalben anfällt, wo er auf ihn stößt.

Der junge Tiger läßt sich so zahm machen, als jede andere Katzenart. Er wird zutraulich, einschmeichelnd, sucht die Liebkosungen der Menschen eben so auf, wie unsere Hauskatzen, und erwiedert sie eben so. Aber die Gefahren, womit der Umgang mit diesem Thiere verbunden sind, ist Ursache, daß die Probe sehr selten gemacht wird, um so mehr, als diese Zahmheit, wenn sie auch in der frühen Jugend noch so groß war, verschwindet, wenn der erwachsene Tiger seine Stärke fühlt, und seine stürmischen Leidenschaften rege werden. Ein Tiger, welcher in einem Alter von 10 Monaten nach England kam, lebte während der Ueberfahrt mit den Leuten im Schiffe so vertraut, daß er öfters bey den Matrosen in der Hängematte schlief, und ihrer zwey oder drey durften ihren Kopf auf seinen Rücken, wie auf ein Kissen legen, während er ausgestreckt auf dem Verdecke lag. Dafür stahl er ihnen bisweilen ihre Mahlzeiten. Einst hatte er dem Zimmermann ein Stück Rindfleisch genommen, dieser lief ihm nach, nahm es ihm aus dem Mund und gab ihm mehrere Schläge, welches er geduldig litt. Er schien ganz harmlos, lief im ganzen Schiff herum, kletterte auf den Mastbaum, und spielte eben so possirlich wie eine junge Katze. Besonders gab er sich mit einem Hunde, der auf dem Schiff war, viel ab. Als er auf das Schiff kam, war er erst einen Monat alt. Ein solches Thier wird auch im Alter immer lenksam bleiben, und sich von seinem Meister ohne Gefahr berühren lassen. Schon die Römer wußten, daß der Tiger gezähmt werden könne, und spannten ihn sogar vor Wagen.

Aber auch dem zahmsten Tiger ist nie zu trauen. Ein Thier, dessen Raubbegierde so groß ist, dem es Bedürfniß ist, von Blut zu leben, ist und bleibt unter allen Umständen ein gefährliches Thier, welches nicht unter den Menschen geduldet werden kann, noch viel weniger als der Löwe, der doch noch leichter zahm wird, dessen Begierden weniger stürmisch, und dessen Charakter sanfter und duldsamer ist. Beide Thiere haben dessen ungeachtet manchen Zug mit einander gemein, wie aus folgendem sich zeigt.

Daß der Tiger, wie der Löwe, zuweilen einer Art Großmuth fähig sey, und seine Grausamkeit vergesse, beweist folgende Geschichte. Dem Kapitän White wurde in Cambodia eine Tigerin von 5 Fuß Länge und 3 Fuß Höhe zum Geschenk gemacht, und dieser ließ ihr, da die Hunde dort sehr wohlfeil sind, jeden Tag einen vorwerfen. Der Hund wurde lebendig in den Käfig gelassen, und nachdem der Tiger, wie die Katze mit der Maus, eine zeitlang mit ihm gespielt, wurden seine Augen funkelnd, er bewegte den Schwanz hin und her, ergriff dann jederzeit seine Beute im Nacken, so daß die Schneidezähne die Halsarterien trennten, und ging dann, mit dem Schweife schlagend, im Käfig hin und her, während er dem von seinem Rachen herabhängenden Hunde das Blut aussog. Eines Tages wurde ein durch nichts ausgezeichneter junger Hund in den Käfig geworfen, der, sobald er seine Lage bemerkte, ein gewaltiges Geheul begann, und die Tigerin mit großer Wuth anfiel. Er sprang an ihr in die Höhe, und biß ihr die Nase blutig. Dem Raubthiere schien der ohnmächtige Grimm des kleinen Hundes Vergnügen zu machen, aller Zorn verschwand aus seinem Gesichte, und es nahm die Wuth des Hundes für Spaß. Bald legte es sich der Länge nach auf die eine Seite, bald kauerte es sich sphinxartig hin und wehrte mit der Pfote das erbitterte Thierchen

ab, bis es sich endlich müde getobt hatte. Nun fing die Tigerin an, demselben zu liebkosen, und bemühte sich durch tausend kleine Künste ihm Vertrauen einzuflößen, was ihr auch gelang, und bald darauf lagen sie neben einander und schliefen. Von der Zeit an wurden sie unzertrennliche Freunde. Die Tigerin schien für das Hündchen die Zärtlichkeit einer Mutter, und dieses seinerseits eine eben so starke Zuneigung zu fühlen. Man machte eine kleine Oeffnung in den Käfig, durch welche der Hund aus- und eingehen konnte. Hielt man einen fremden Hund vor das Käfiggitter hin, und war die Tigerin bemüht, denselben zu ergreifen, so ließ man ihren Hund hinein. Sie schoß auf denselben zu, erkannte aber den Betrug und liebkosete ihn desto mehr.

Vom Löwen sind ähnliche Züge wohl bekannt, allein vom Tiger, als der grimmigsten Katze, weiß man nichts ähnliches. Man hat zwar in der von Akenschen Menagerie einen Tiger gesehen, zu welchem sein Wärter ungestraft in den Käfig hineingieng, ihm den Rachen öffnete und sich auf denselben legte, und ebenso wurden ähnliche Beobachtungen in der Pariser Menagerie gemacht; aber das Verhältniß vom Menschen zum Tiger ist anderst, und das Betragen solcher gezähmten Tiger Folge der moralischen Ueberlegenheit von Seite des Menschen, und anerkannte Unterwürfigkeit von Seite des Tigers.

Daß der Tiger, wie der Löwe zuweilen den Anblick eines stillstehenden, denselben fest und unverwandt anblickenden, Menschen fürchte, beweist folgende Thatsache. Ein englischer Officier in Indien begab sich in ein nicht weit vom Lager entferntes Geröhricht, wo er plötzlich auf einen Tiger stieß. Beiden Theilen kam diese Begegnung sehr unerwartet, und beide blieben wie eingewurzelt stehen. Der Officier hatte kein Feuergewehr, und traute sich nicht zu mit dem Degen den Kampf auf Leben und Tod mit dem Tiger zu bestehen. Er hatte aber gehört, daß sich selbst dieses Thier zurückziehe, wenn man ihm fest in die Augen blicke. Er that dieß, nach einigen Minuten ward der Tiger, welcher erst auf ihn einspringen zu wollen schien, unruhig, machte eine Seitenbewegung, und suchte ihn von hinten zu erschleichen. Der Officier aber machte fortwährend Fronte gegen seinen Gegner, der sich stets vor seinem Blick zu scheuen schien, aber zuweilen ins Dickigt sprang, und dann wieder von einer andern Seite erschien. Dieß dauerte fast eine Stunde, da denn endlich der Tiger das Feld räumte, und der Officier unverwundet entkam.

Der Tiger ist in der Freyheit immer furchtbar und gefährlich, aber wenn er eben gefressen hat, so wird er furchtsam und flieht wohl gar vor einem Feind, den er sonst gar nicht fürchtet. Er würgt also nur aus Hunger oder Apetit, und nicht aus bloßer Mordsucht, wie Büffon glaubt. Da aber sein Hunger so oft wiederkehrt, so ist er eine furchtbare Geisel der Länder, welche er bewohnt, und den bessern Waffen der Europäer ist es eben so wenig gelungen, ihn aus ihren Ländern in Ostindien zu vertreiben, als den Bewohnern selbst. Alle Reisebeschreibungen aus diesem Lande schildern lebhaft die Gefahren, denen man oft in der nächsten Nähe der Städte und Dörfer ausgesetzt ist. Oft müssen ganze Detaschements aufgeboten werden, um einen so gefährlichen Gast zu erlegen, der die menschlichen Waffen so wenig zu achten scheint.

Im Dickigt der Wälder, in den Schluchten der Gebirge, in kleinen Feldhölzern, in dem hohen Grase, welches in Indien bis an die Dörfer sich hinzieht, und eine Höhe von 20 Fuß erreichen soll, im Geröhre an den Ufern der Flüsse, oder in dichten, am Ufer stehenden Gebüschen, lauert er im Hinterhalt, oder beschleicht halb kriechend und mit dem Schwanze, wie die Katze schlagend, den Menschen oder das Thier, welche unbedachtsam oder unwissend seinem Aufenthalte sich nähern, und fast immer werden sie seine sichere Beute.

Seine Muskelkraft ist so groß, daß er ein Pferd leicht fortschleppt, und mit einem Menschen im Munde schnell davon lauft, wovon mehrere Beyspiele als characteristisch anzuführen sind.

Im Jahr 1792 belustigten sich einige Engländer auf der ostindischen Insel Sangor im Ganges mit der Jagd; um auszuruhen setzten sie sich in den Schatten eines Gebüsches um ein Feuer. Plötzlich erschallte das schreckliche Gebrüll eines Tigers, und in demselben Augenblicke sprang derselbe auf einen ihm zunächst sitzenden Herrn Monro, packte ihn und lief mit ihm im schnellsten Galopp davon, und eine Tigerin gesellte sich zu ihm. Die ganze Gesellschaft schoß ihre Flinten los, und einige Augenblicke nachher kam Herr Monro, den der Tiger, geschreckt oder getroffen, hatte fallen lassen, wieder zurück, aber so zugerichtet, daß er nach 24 Stunden starb. Nicht einmal das Feuer konnte die Raubbegierde des Tigers abhalten, und kaum war die erschrockene Gesellschaft ins



1/6

Die gestreifte Tigrin. *Felis Tigris foemina.* *Tigre royal femelle.*

Schiff geflohen, so kam auch die Tigerin wieder zum Vorschein, und hätte gern unter fürchterlichem Brüllen den Kampf aufs neue gewagt, wenn das Schiff sich nicht entfernt hätte.

Beim Marsche eines englischen Reitertrupps, riß ein Tiger einen Reiter aus den Reihen vom Pferde herab, und lief mit demselben so schnell davon, daß man ihn nicht einholen konnte.

Glücklicher wurde eine andere Gesellschaft Engländer durch die Geistesgegenwart einer Dame gerettet. Die Gesellschaft saß im Schatten eines Gebüsches, als sich zum Entsetzen aller ein Tiger zeigte, der durch das Gehölz herbeygeschlichen war, und sich nun zum Sprunge bereit zeigte; in diesem Augenblick öffnete eine ihm nahe sitzende Dame plötzlich ihren etwas großen Sonnenschirm, und hielt ihn dem Tiger entgegen, dadurch wurde das Raubthier so erschreckt, daß er einen Augenblick zurückschreckte, wodurch die ganze Gesellschaft Zeit gewann, sich zu retten.

Sein fürchterliches Brüllen erhebt der Tiger gewöhnlich nicht eher, als bis er zum Sprunge bereit ist; doch hat man auch Fälle, wo er sich schon vorher durch Brüllen von Weitem ankündigte, dann aber muß er sehr hungrig und wild seyn. Ist er hingegen ruhig, und ist es ihm behaglich, so schnurrt er wie eine Katze; zuweilen aber grunzt, brummt und schneuzt er nur, wenn er seinen Angriff nicht ausführen kann.

Hat er gefressen, so legt er sich schlafen, und in einem solchen Augenblick ist er viel feiger, und greift einen Menschen nicht ungereizt an, ja er entfernt sich von ihm und flieht. Merkwürdig ist es, daß ein Tiger oft lange Zeit in einer Gegend nur Vieh raubt, ohne Menschen anzufallen; hat er aber einmal einen Menschen getödtet, so geschieht es nun öfters und vorzugsweise. Er scheint daher den Menschen so lange zu scheuen, bis er durch Erfahrung gelernt hat, wie leicht er ihn bezwingen kann.

Dr. Johnson hat über den Tiger in Ostindien sehr schätzbare Nachrichten gegeben. Er sagt, die Tiger seyen eine wahre Geisel Ostindiens und in einigen Gegenden so häufig, daß die Zahl der Dörfer oder Orte, deren Bewohner fast ganz von den Tigern vertilgt worden, sehr groß sey. Von den indischen Rajahs oder Fürsten werden deßwegen große Treibjagden angestellt, um die Zahl dieser grimmigen Thiere zu vermindern. Solche Jagden werden oft von 20000, zuweilen sogar von mehr als 60000 Menschen, Infanterie, Cavallerie und Elephanten angestellt. Bey solchen Treibjagden werden große hohe Garne in einem gewissen Bezirk aufgestellt, zwischen welchen von Distanz zu Distanz auf Bäumen oder auf eigenen sehr hohen Pfählen Schießhäuschen angebracht werden, in welche die besten Schützen sich setzen, und von da auf die Tiger und andere Raubthiere schießen können. Dann wird rings um den District, gegen die aufgestellten Garne hin, das dürre Gras und Gebüsche angezündet, und zugleich sämmtliche Mannschaft als Treiber um den Ort gestellt, welche vorwärts in dichten Gliedern schreitend, schreiend, trommelnd und schießend, unter dem fürchterlichsten Lärm das Wild gegen die Garne hintreiben, welches um so eher geschehen kann, da durch die angezündeten Feuer ringsherum die Thiere genöthiget werden, sich gegen den bestimmten Mittelpunkt hinzubegeben.

Von Natur scheint der Tiger eigentlich nicht grausamer und blutdürstiger als andere große Raubthiere zu seyn, allein der unaufhörliche Hunger, welcher ihn quält, zwingt ihn fast immer auf Raub auszugehen; die Erfahrung lehrt aber, daß er nicht, wie Buffon sagt, ohne Noth würgt, was ihm vorkommt, denn wenn er sich satt gefressen hat, kann man ohne große Gefahr die Gegend passiren, wo sich ein solches Thier aufhält, ja er geht wohl gar aus dem Wege ohne anzugreifen, wovon Herr Johnson mehrere Beyspiele erzählt, welche er selbst erfahren hatte. Bei einem Treibjagen auf Hasen, eine halbe Meile von seiner Wohnung, sprang ein Hase bei Herrn Johnson vorüber, in ein anderes nahes Gehölz von geringem Umfange, Johnson lief auf die andere Seite des Gehölzes, um auf den Hasen schießen zu können, und bog zufällig einen Busch bey Seite, da sah er dann zu seinem Entsetzen einen eben vom Schlafe erwachenden Tiger, welcher ihn mit grimmigem Blick ansah, Johnson sprang zurück, der Tiger erhob sich langsam, und wie es schien unwillig, entfernte sich dann langsamen Schrittes, und passirte bey mehrern Bedienten vorbey, von welchen einige gerade Pferde bepackten, ohne jemandem etwas leides zu thun. Im Busche fand man aber einen halb verzehrten Ochsen. Dieser Umstand hatte vermuthlich einzig und allein Herrn Johnson und seinen Gefährten das Leben gerettet. In einem andern ganz ähnlichen Falle kam ein Tiger, auf welchen man geschossen hatte, da man ihn für einen Eber hielt, den man eben jagte, aus dem Gehölz hervor, kehrte aber wieder dahin zurück, ohne jemandem Leides zu thun, auch hier fand man einen

halb aufgefressenen Eber. Diese und andere Beyspiele beweisen, daß der Tiger, wenn er keinen Hunger hat, niemanden anfällt, und machen es wahrscheinlich, daß er gleich andern Thieren nach der Mahlzeit schläft. Wie gefährlich aber das Thier sey, beweisen folgende Beyspiele, welche eben dieser Herr Johnson anführt, der mehr als 20 Jahre in Chittrah in Ostindien lebte. Eine Tigerin mit zwey Jungen lag im Engpasse von Kutkumsandy auf der Lauer, und erwürgte mehrere Monate hindurch jeden Tag einen, oft zwey Menschen, unter welchen auch etwa ein Dutzend Gouvernementsbediente waren, welche zum Transport der Postpakete gebraucht wurden. Allmählig hatte diese Tigerin beynahe alle Communication der Präsidentschaft mit den obern Provinzen unterbrochen, so daß sich die Regierung veranlaßt sah, einen bedeutenden Preis auf ihre Erlegung zu setzen, aber vergebens. Ein englischer Gentlemann reiste auf dieser Straße, und wurde von acht Tragern in seinem Palankin getragen; diese erblickten die Tigerin, und wollten natürlich nicht weiter vorwärts, und da der Engländer, der sie nicht verstand, darauf drang, so setzten sie den Palankin ab und liefen davon; glücklicherweise konnte auch er noch entfliehen. Ein Lieutenant mit etwa 40 Mann sollte nach Chittrah dieselbe Straße marschiren; als sie mitten im Engpaß waren, erblickten sie die Tigerin, da aber der Lieutenant keinen Befehl zum Schießen hatte, so kehrte er, lächerlich genug, wieder um, um auf seinem vorigen Posten zu fragen ob er schießen dürfe, und da er natürlich Befehl dazu erhielt, so fand sich das Thier nicht mehr an jener Stelle, und setzte seine Räubereyen nach wie vor fort, bis endlich der Rajah darauf eine Treibjagd anstellte, wobey auf die Tigerin geschossen wurde, und sie nachher nicht mehr zum Vorschein kam.

Selbst ein Diener des Herrn Johnson wurde die Beute eines Tigers. Der Vorfall ist so bezeichnend, daß er erzählt zu werden verdient. Herr Johnson reiste in Gesellschaft eines Herrn Smith von Chittrah für einige Tage auf die Jagd. Die Diener waren mit vier Ochsen voraus und wohl bewaffnet, als sie beynahe eingeholt worden, hörten die beiden Herrn auf einmal ein furchtbares Gebrüll, dem ein gellendes Angstgeschrei folgte, sie spornten ihre Pferde und erreichten die Diener in dem Augenblick als ein Tiger über eine nahe mit Gehölz bewachsene Anhöhe rannte, den treuen Diener Johnsons, Dildar, in seinem Rachen fortschleppend. Die Diener erzählten, der Tiger sey plötzlich hervorgestürzt, habe den Menschen beim Schenkel ergriffen, und sey mit ihm, den Kopf auf der Erde schleifend, davon gesprungen, dieß sey so schnell geschehen, daß kein Widerstand möglich gewesen. Man holte im nächsten Dorfe Hülfe. Herr Johnson sprengte mit geladener Flinte den Spuren des Tigers zu Pferde nach; diese bestanden aus dem Blute und den Haaren des armen Menschen, welche über eine englische Meile weit führten. Plötzlich sah er etwas unter einem großen Busche liegen, und sprengte tollkühn vor, fand aber nicht den Tiger, sondern die Ueberreste des halb aufgezehrten Dieners. Der Tiger, gesättigt, war bey dem Lärm auf die Seite gesprungen, ohne einen neuen Anfall zu machen.

Es ist übrigens um so gefährlicher von Tigern angefallen zu werden, als die Verwundungen, im Fall noch Rettung aus den Klauen des Thiers möglich ist, selten geheilt werden, sondern tödtlich ausfallen. Von glücklich geheilten Wunden erzählt jedoch Herr Johnson auch einige Beyspiele. Auf der andern Seite aber sollen auch Wunden, welche der Tiger erhält, für denselben meist tödtlich werden, welches Herr Johnson dem blutdürstigen Character des Thiers und seiner Nahrung zuschreibt, wodurch bey dem heißen Clima, leicht jede Wunde einen schlimmen Ausgang nehmen müsse.

Da man weiß, daß der Tiger, wenn er ein Thier weggeschleppt hat, in der folgenden Nacht wieder dahin zurückkehrt, um davon zu fressen, so errichtet man in der Nähe des Cadavers ein Schießhaus, und erlegt oft den Tiger wenn er sein Mahl verzehrt, daher läßt man ein solches Thier auch immer liegen. Ist es aber ein Mensch, so wagen die Indier nicht hinzugehen, nicht um des Tigers sondern um des menschlichen Leichnams willen. Eine eigene Jägerkaste von Indiern macht es sich zum Vergnügen, auf Tiger Jagd zu machen, und manche von diesen, mit der Gefahr vertraut, wagen es allein im Schießhäuschen dem Tiger aufzupassen, bey welcher Jagd aber dennoch mancher das Leben verliert. Die ausgesetzte Prämie auf einen getödteten Tiger ist 10 Rupien, oder etwa 5 Thaler.

Wenn ein Tiger in der Nähe der Heerstraße oder eines Fußwegs einen Menschen angefallen hat, so wird eine Stange an dieser Stelle mit einem farbigen Stück Tuch an der Spitze aufgerichtet, als Warnungszeichen für Reisende; auch wird in der Nähe solcher Plätze eine Hütte erbaut, worin die Reisenden sich sammeln, und dann

nach verrichtetem Gebet ihren Weg gemeinschaftlich fortsetzen; wird dann noch einer vom Tiger getödtet, so glauben sie, es sey ein gottloser Mensch gewesen.

Wie unglaublich groß die Zahl der Tiger immer noch in Ostindien sey, erhellet aus der Angabe Herrn Johnsons, daß ein einziger Privatmann, Namens Heinrich Ramus, damaliger Richter des Districts Ruhar, allmählig nicht weniger als dreyhundert und sechszig Tiger für seine eigene Person erlegt hatte.

Wenn ein Tiger ein Thier packt, so dringen nicht bloß die Klauen ein, sondern auch die Zehen; Herr Johnson hat mehrere solche Wunden gemessen und an fünf Zoll tief gefunden, woraus auch ihre Gefährlichkeit hervorgeht. Die Muskelkraft des Thiers ist außerordentlich, und ein Tiger der auf dem Marsche eines Bengalischen Linienregiments auf ein beladenes Kameel sprang, brach diesem mit einem Schlage das Dickbein.

Eine gewisse stachelige Grasart belästigt den Tiger zur Zeit wo es hervorschießt sehr, und dringt ihm in den Bauch. Daher sind die Tiger in der heißen Jahrszeit dem Menschen und Zugvieh gefährlicher, da sie die großen Waldungen, wo dieß Gras wächst, verlassen und mehr an den Straßen und bey den Wohnungen sich lagern.

Den Elephanten greift der Tiger ungereizt nicht an, daher die Tigerjagd auf Elephanten am sichersten ist.

Die Indier, welche an eine Seelenwanderung glauben, glauben, daß die Geister böser Menschen in Tiger einziehen.

Man weiß den Tiger in Indien auch durch vergiftete Pfeile zu tödten, welche auf Selbstschüsse gelegt werden, an Stellen, welche der Tiger betreten muß.

Die Griechen kannten den Tiger wenig, Aristoteles und Theophrastus nennen ihn zwar. Auch die Römer betrachteten ihn als ein seltenes Thier. Nach Plinius Bemerkung, war August der erste, welcher einen zahmen Tiger zeigte. Die indischen Könige hatten ihm damit ein Geschenk gemacht. Claudius zeigte vier Tiger. Später vermehrten sich die Berührungen der Römer mit Indien, und unter Titus, Domitian, Antonin wurden solche im Circus gezeigt; Heliogabalus spannte sie vor Wagen; Gordian der dritte besaß zehn, und Aurelian zeigte bey seinem Triumph über die Zenobia vier. Heut zu Tage kommen sie der häufigen Verbindungen mit Ostindien wegen häufig nach Europa.

Der Jakal folgt dem Tiger meist nach, oder verkündet seine Ankunft bey einem Thierrest, daher der Jäger, welcher im Hinterhalt seines Schießhauses auf den Tiger lauert, aus dem Geheul des Jakals auf die baldige Ankunft des Tigers schließt, und sich zum Schuße fertig macht. Die Jäger müssen übrigens dabey sich ruhig verhalten, da der Tiger, der am vorigen Tage sich satt gefressen, nun weniger kühn ist, und bey entstehendem Geräusch, die ihm drohende Gefahr ahndet, entweder davon geht, oder sich dem Aas gar nicht nähert, um so mehr als seine trefflichen Augen ihm wohl auch den lauernden Jäger zeigen.

Die Ursache, warum der Jakal dem Tiger folgt, ist wohl die, daß er sich an den Ueberbleibseln der Tigermahlzeit satt fressen kann.

Zur Zeit der Begattung trifft man den Tiger meist in Gesellschaft eines Weibchens an, es ist dann doppelt gefährlich solche Gegenden zu bereisen, wo sie ihren Aufenthalt haben. Ob es daher wahr sey, was man bisdahin so allgemein angenommen hat, daß der Tiger seine eigenen Jungen auffresse, und selbst die Mutter nicht schone, wenn sie dieselben vertheidigen wolle, das muß man dahin gestellt seyn lassen, aber es ist nicht sehr wahrscheinlich. Die Tragezeit der Tigerin ist, wie man in England, wo es gelang ein Paar zur Paarung zu bringen, nur drey Monate, eine sehr kurze Zeit für die Größe des Thiers, und wenn man darnach urtheilen kann, so muß der Tiger schnell wachsen. Der jedesmalige Wurf ist zwey bis drey Junge. Die Mutter streift, wenn sie Junge hat, oft weit umher, und man findet zuweilen die Jungen und nimmt sie weg. Findet aber die Mutter die Spur, so verfolgt sie den Räuber brüllend bis zu seiner Wohnung.

In Europa ist es nur selten gelungen, den Tiger zur Paarung zu bringen. In Frankreich, wo dieß versucht wurde, fiel die Tigerin über den Tiger her und verwundete ihn so, daß er bald an seinen Wunden umgekommen wäre. In England gelang es besser, und eine Tigerin warf ein Junges.

Es scheint ein Vorurtheil zu seyn, wenn man behauptet, der Tiger fresse seine Beute immer lebendig, im Gegentheil soll er dieselbe erst durch einen Biß im Nacken tödten, dann das Blut aussaugen, und endlich gewöhnlich zuerst die Eingeweide verzehren.

Es ist ferner nicht wahr, daß er auch den Elephanten ungereizt angreife, dieß ist wenigstens sehr selten der Fall, und im Allgemeinen fürchtet der Tiger den Elephanten, da der Kampf ungeachtet der Stärke des Tigers zu ungleich ist. Der Elephant packt den Tiger mit seinem Rüssel und wirft ihn oft weit in die Höhe. Kann aber der Tiger den Rüssel des Elephanten packen, so ist dieser verloren, es geschieht dieß aber selten. Alle indischen Großen, so wie die vornehmen Europäer in Indien gehen daher nicht anders als auf Elephanten reitend auf die Tigerjagd, und schießen den Tiger von der sichern Höhe herab. Bey einer solchen Jagd fiel einst ein Engländer vom Elephanten gerade auf den Rücken des Tigers herab, der nun, ebenso erschrocken als der Engländer, eiligst die Flucht nahm.

Es ist falsch, wenn man sich die Tigerjagd so vorstellt, daß der Tiger vor dem Jäger herlaufe wie ein Hase, oder wenn man sich umgekehrt den Tiger denkt, wie er ein Wild im Gallopp verfolge. Dieß ist beides dem Naturel des Thieres zuwieder. Lauschend und im Sprunge greift der Tiger an, und verfolgt die verfehlte Beute nicht weiter, als durch etliche Sätze, und eben so flieht er, indem er meist nur in ein nahes Gehölz sich begiebt.

Wie alt der Tiger werden könne, ist ungewiß, doch scheint das Alter sich kaum über 20 Jahre hinaus zu erstrecken.

(Die Abbildung des Tigers ist nach der Pariser Menagerie, die Tigerin nach Cüvier, nach einer noch nicht ausgewachsenen Tigerin).

Taf. 88. Langstreifiger Tiger. Felis nebulosa. Tigre longibande.
(Felis macrocelis Temmink)

Der Körper ist etwas kleiner als beym Panther von Java; der Schwanz so lange als der Körper und ein Theil des Halses, er reicht bis zum Nacken, wenn er vom Thiere überschlagen wird; der Kopf ist klein und stumpf; der Pelz hat mehr schwarzes als die andern ähnlichen Arten. Sechs tief schwarze Streifen, von welchen zwey sehr lange, bedecken die obern Theile und einen Theil des Halses; diese beiden langen Streifen endigen an der Schulter durch eine Art von Halbkreis. Auf den Schultern stehen große, volle, schwarze Flecken; an der äußern Seite der Vorderfüße finden sich drey große Flecken, genau durch einen schwarzen Streifen eingefaßt; das Innere dieser Flecken ist falb, mit schwarzen Zizac und kleinen sehr unregelmäßigen Flecken; längst dem Rücken bis zum Kreuz finden sich sehr nahe stehende Längsstreifen, welche von der Schulter bis zur Schwanzwurzel sich erstrecken; an den Schenkeln ist eine kleine Zahl unvollkommner Rosenflecken, deren Inneres mit einem, seltener mit mehreren kleinern Flecken bezeichnet ist; alle andern Flecken der untern Theile sind ganz schwarz auf falbgelblichem Grunde zerstreut; dieselbe Farbe herrscht auch zwischen den großen Schulterflecken und Längsstreifen des Rückens; die Flecken am Kopfe sind voll.

Der Schwanz ist sehr unregelmäßig, mit vollen braunschwärzlichen Flecken, welche durch schmale Zwischenräume von falb gelblich getrennt sind, am Schwanze bemerkt man nur diese Flecken und keine Ringe.

Länge des Körpers von der Schnauze bis zur Schwanzwurzel 3 Fuß, des Schwanzes 2 Fuß 5 Zoll.

Diese Art hat Raffles in seinem Verzeichnisse der Thiere von Sumatra sehr deutlich angezeigt, es heißt in Sumatra Riman-Dahan, und ein solches Thier wurde lebend nach England gebracht, ohne daß es von der Ueberfahrt litt. Diese Art ist auf Sumatra selten, und vermehrt sich nicht stark, man findet sie auch auf Borneo, und wenn nach einer Haut zu urtheilen ist, auch in Siam.

Dem Menschen ist diese große Katze nicht gefährlich, und lebt mit ihnen friedlich. Ihre Hauptnahrung sind Vögel, nach welchen sie geschickt auf Bäume klettert. Oft findet man sie nahe an den Dörfern, wo sie die Hühner anfällt. Sie soll auch auf Bäumen zwischen den Gabeln der großen Aeste schlafen.

Die Dajakkers, eine wilde und blutdürstige Völkerschaft im Innern von Borneo, bedienen sich des Fells zu Kleidungsstücken, welche mit mehrern Reihen weißer Muschelschalen verziert werden.

(Abbildung nach Griffith.)

1



1/7



1/4

1

Langstreifiger Tiger.
Felis nebulosa.
Tigre longibande.

2

Wiedische Katze.
Felis macroura.
Chat oceloide.

Taf. 88. **Wiedische Katze.** Felis macroura. Princ Maxim.

Chat oceloide. (Felis Wiedii.)

Kleiner als der Ozelot, und niedriger auf den Füßen, der Körper gestreckter; der Schwanz so lange als der Körper und Hals; an den Seiten mit langen, mehr oder weniger unterbrochenen Bändern. Die Grundfarbe gleicht etwas der des Ozelots, ist aber viel heller, und die Seitenflecken mehr unterbrochen, sie bilden schwarze eckige Figuren. Die Farbe des Pelzes ist hellgelb, leicht ockerfarbig überflogen; heller an den Seiten; unten weiß. An der Stirne finden sich fünf Längsstreifen, welche mehr oder weniger deutlich sind, der breiteste endigt am Auge; an den Backen zwey Querstreifen, der obere lauft vom Augenwinkel aus, und der untere von den Schnurrbarthaaren; am Halse bilden vier Streifen mehr oder weniger vollkommene Halbkreise; vom Nacken laufen sechs Längsstreifen, wovon die mittlern auf den Rücken gehen, die an den Seiten dagegen gegen die Schenkel hin sich biegen; vom Kreuz lauft eine kurze Binde auf die Mitte des Rückens, und auf jeder Seite dieser eine andere parallel aus Flecken bestehend; an den Seiten und den Vorderbeinen laufen zwey Reihen von langen unregelmäßig stehenden Flecken, welche in der Mitte hell falbgelblich sind, und eine breite schwarze Einfassung haben. Die Extremitäten sind auf beyden Seiten schwarz gefleckt, an den Zehen sind diese Flecken am kleinsten; am Schwanze zählt man eilf Ringe, welche oben sehr deutlich, unten undeutlicher sind. Am Bauche laufen auf weißem Grunde vier Reihen schwarzer Flecken; hinter den Ohren ist ein großer schwarzer Fleck. Die Ohren sind hinten schwarz, mit einer weißen Binde in der Mitte; die Schnurrbarthaare sind an der Wurzel braun, an der Spitze weiß.

Länge 2 Fuß 1 Zoll; des Schwanzes 1 Fuß 7 Zoll; Schulterhöhe 10 Zoll 8 Linien.

Diese Katze ist mit mehrern andern verwechselt worden, vorzüglich mit dem Chati oder sanften Katze. Ihre Entdeckung hat man dem trefflichen und unermüdeten Naturforscher, dem Prinzen von Wied, zu danken, welcher sie aus Brasilien mitbrachte. Sie klettert geschickt auf Bäume und lebt von kleinen Säugethieren und Vögeln.

(Abbildung nach Prinz von Wied.)

Taf. 89. **Der Jaguar.** Felis Onca.

Le Jaguar.

Der Leib dick und stark, das Haar kurz und sehr dicht stehend, weich, am Unterleib etwas länger als oben. Der Grund des Pelzes gelbröthlich und mit großen, ganz schwarzen oder rothgelben schwarz gerandeten Flecken besetzt. Die schwarzen Flecken finden sich nur am Kopfe, an den Gliedern und am Schwanz; die andern dagegen am Rücken, am Halse und auf den Seiten; sie sind groß, nicht sehr zahlreich, und rund; einige haben einen kleinen schwarzen Punkt in der Mitte. Solcher Fleckenreihen stehen fünf oder sechs auf einer Seite des Körpers in geraden Linien dem Rücken parallel; auf den Schultern und am Halse finden sich einige gerandete Flecken. Die übrigen an dieser Stelle und am Kopf und den Vorderschenkeln klein, schwarz, unregelmäßig zerstreut und dicht stehend. Backen, Schnauze und Unterleib weiß mit einzelnen schwarzen Flecken. Ohren innerlich weiß, schwarz gerändelt. Der Schwanz gegen das Ende weiß, mit schwarzen Ringen und schwarzer Spitze.

Es giebt solche, welche wenige und sehr große Flecken haben, andere haben mehrere aber kleinere, einander mehr genäherte Ringflecken. Auch giebt es ganz schwarze mit noch dünklern Flecken.

Diese große Katze ist beinahe so fürchterlich, wie der Tiger, und vertritt seine Stelle im warmen Amerika, wo sie in einigen Gegenden noch sehr häufig ist, doch immer mehr in die Urwälder zurückgedrängt wird. Man findet sie in Brasilien, Paraguay und in Columbia in den Urwäldern. Ueberschwemmungen treiben sie oft den bevölkerten Gegenden nahe, wo sie dann großen Schaden unter dem Vieh anrichten, und selbst den Menschen anfallen. Der große Naturforscher Humboldt war einmal in Gefahr, von einer Unze überfallen zu werden, entgieng aber derselben glücklich. Im Lande heißt sie Jaguarette, woraus man Jaguar gemacht hat.

Sie leben entweder einsam oder in Gesellschaft ihres Weibchens, mehrentheils am Rande der Urwälder in der Nähe der Flüsse, nur selten kommen sie in offene Gegenden. Sie schwimmen leicht und über große Flüsse. Zur

Beute wählen sie Kälber, Rinder, Ochsen, Pferde, Maulthiere, Hunde, aber auch kleinere Thiere, Capivaras, sogar Stachelthiere. Größern Thieren springen sie auf den Rücken, setzen die eine Tatze auf das Hinterhaupt, mit der andern ergreifen sie das Thier bey der Schnauze, und brechen ihm in einem Augenblick den Nacken. Sie haben eine solche Stärke, daß sie im Stande sind ein Pferd mit leichter Mühe fortzuschleppen. Azara erzählt davon ein Beispiel, welches er selbst gesehen hatte. Als er in Quourarepoti war, meldete man ihm, daß ein Jaguar ein Pferd getödtet habe; er lief sogleich hin, und fand, daß er kaum angefangen habe an der Brust zu fressen, konnte aber den Jaguar selbst nicht finden. Er ließ den Cadaver an einen Ort hinschleppen, wo er auf Flintenschußweite hinter einem Baume auf die Ankunft der Katze lauern konnte, da er aber glaubte, der Jaguar werde nicht sogleich wieder kommen, so gieng er nach Hause, um etwas zu essen, ließ aber einen Späher in der Gegend. Dieser kam in sehr kurzer Zeit und zeigte ihm an, der Jaguar sey über den tiefen und reißenden Fluß geschommen, habe das Pferd angepackt, dasselbe über 60 Schritte über einen gepflügten Acker geschleppt, er sey mit demselben in den Fluß gesprungen, und habe es auf die andere Seite in den Wald in Sicherheit gebracht. Azara selbst sah die Spuren bis an den Fluß und jenseits desselben. Es sey in Paraguay sehr bekannt, daß ein Jaguar Ochsen und Pferde fortschleppe. Selbst dann, wenn ein solches Thier angebunden, oder an einem andern befestigt sey, sey er im Stande den Strick zu zerreißen, oder den Widerstand des andern lebenden Thieres zu besiegen.

Er lauert im Hinterhalt auf seine Beute und bemächtigt sich ihrer in raschem und sicherem Sprunge, wie die Katze sich der Maus bemächtigt. Man sagt, wenn er einen Trupp Menschen schlafend antreffe, töde er zuerst den Hund, wenn einer vorhanden sey, dann greife er den Neger, dann den Indier und zuletzt den Europäer an. Meist aber nimmt er mit dem Hund allein vorlieb; auch reißt er wohl das Fleisch vom Bratspies und vom Feuer weg, ohne dem Menschen zu schaden, ausgenommen er werde angegriffen. Hat er aber einmal Menschenfleisch gekostet, so zieht er es allem andern vor. Azara hat sechs Fälle erlebt, wo Menschen von Jaguars getödtet worden: zwey davon wärmten sich am Feuer, wovon das Thier sie wegriß. Wenn auf Flintenschuß-Weite ein Trupp Menschen neben einem Jaguar weggeht, so greift er den letzten mit großem Gebrülle an.

Des Nachts und in der Brunstzeit läßt er sein fürchterliches Gebrülle hören, welches in wiederholtem Pu, Pu, Pu besteht. Man behauptet, der südamerikanische Fuchs folge dem Jaguar nach, um die Ueberbleibsel der Beute zu verzehren, die dieser liegen läßt, ja er soll es sogar wagen an der andern Seite des Cadavers zu nagen, ohne sich um das Brummen des Jaguars, und um sein Stirnrümpfen zu bekümmern, wobey dieser, wie eine Katze, den Schwanz bewegt.

Der Jaguar ist übrigens nicht ohne Noth grausam, und tödtet nur so viele Thiere, als er zur Sättigung nöthig hat. Greift er zwey an einander gebundene Pferde oder Ochsen an, so tödtet er nur ein Stück davon. Uebrigens ist er als jung leicht bezähmbar und wie die Katzen schmeichelnd und spielend, im Alter aber falsch, und sein Herr selbst setzt sich der größten Gefahr aus, wenn er sich ihm nähert.

Die Jaguarweibchen sollen nur zwey Junge werfen, dennoch waren diese Thiere so häufig, daß man oft in einem Jahr blos in Columbia an zweytausend tödete, jetzt aber sind sie viel seltener.

Man jagt den Jaguar mit vielen Hunden, welche ihn zwar nicht beißen können, allein das Gebelle so vieler erschreckt ihn so, daß er auf einen Baum steigt, wodurch der Jäger in den Stand gesetzt wird, das Thier zu schießen. Trift man den Jaguar auf freiem Felde an, so macht man zu Pferd Jagd auf ihn, indem einige Reiter ihn mit ihren Schleudern verfolgen, womit die Eingebornen eine ungemeine Fertigkeit haben; der eine wirft die seinige dem Jaguar an den Hals, der andere sucht ihm von hinten beyzukommen, und so ziehen sie die Stricke gegen einander und erdrosseln ihn. Zuweilen bleibt der Jaguar in einem Gesträuche, oder an einem andern Orte, wo man ihn nicht mit der Schleuder fangen kann, dann giebt es so verwegene Menschen, welche ihn angreifen, indem sie den einen Arm in eine Schafhaut wickeln, mit der andern Hand aber mit einer Lanze auf ihn einstechen, welches in dem Augenblick geschieht, als die Katze ihre Vorderfüße zum Sprunge erhebt. Nicht selten aber büßen solche Verwegene ihr Unternehmen mit dem Tode.

Alles dieses beweist, wie sehr Büffon sich irrt, wenn er die amerikanischen Katzen für feig ausgiebt, weil er überhaupt annahm, alle Thiere dieses Continents seyen schwächer, als diejenigen der alten Welt.

(Abbildung nach Cüvier.)



1/7

Der männliche Jaguar. *Felis Onca, mas.* *Jaguar, mâle.*



1/5

Der männliche Leopard. *Felis Leopardus, mas.* *Léopard, mâle.*

Taf. 90. **Der Leopard. Felis Leopardus.**

Diese große Katze ist dem Jaguar sehr ähnlich, und dieser wahrscheinlich oft damit verwechselt worden. Der Pelz ist kurzhaarig wie beim Panther. Auf hellem Grund stehen sehr zahlreiche schwarze Flecken, welche auf jeder Seite ungefähr 10 Reihen bilden, und rosenförmige Gestalten zeigen. Der Schwanz lang.

Dieses Thier ist oft mit dem Panther verwechselt worden, es scheint aber doch eine eigene Art auszumachen. Man findet es am Senegal, in Guinea und andern Theilen des südlichen Afrikas, aber auch in Java und auf den Sundinseln.

Länge von der Spitze der Schnauze bis zum Schwanz 3 Fuß 1½ Zoll; des Schwanzes 2 Fuß 3 Zoll. Höhe der Schultern 2 Fuß 1 Zoll.

Lebhaft und gewandt, ist der Leopard nach dem Tiger und Jaguar das furchtbarste Raubthier der heißen Zone neben dem Panther. Den Menschen, wenigstens den erwachsenen, fällt er zwar selten an, wenn er nicht angegriffen wird, doch ist er furchtbar genug, und es fehlt ihm dazu nicht an Stärke. Bey Gefahr klettert er leicht auf Bäume und überspringt Mauern und Zäune. In der Nähe der Wohnungen ist er schädlich und gefährlich, und thut nahmentlich an Schaafen, Ziegen u. s. w. großen Schaden. Seine Hauptnahrung scheinen Antilopen zu seyn, Vögel und kleinere Thiere verachtet er auch nicht. Wie alle Katzenarten lauert er im Hinterhalt, vorzüglich in Gebüschen oder im Schilf an den Ufern der Gewässer; bemächtigt sich seiner Beute im Sprunge, faßt sie im Genick, beißt ihr die Flechsen entzwey und sauft ihr Blut. Die capischen Hunde bezwingen ihn indessen leicht, wenn einige beisammen sind, und beißen ihn todt, wobey indeß auch auf sie meist schwere Verwundungen fallen, und einer oder mehrere auf dem Platze bleiben.

Man fängt ihn am Cap in ähnlichen Fallen, wie man die Hyänen fängt, nur daß die Parderfallen oben mit Gebälke vermacht sind, weil der Parder klettern kann, die Hyäne aber nicht. Wird ein Parder gefangen, so läßt man ihn von Hunden todtbeißen. Lichtenstein erzählt in seiner afrikanischen Reise einen solchen Fall, den wir um seiner Eigenheit willen hier kürzlich anführen wollen. Man stuhnd auf das Gebälke der Falle, zwischen welchem man das wüthende, schön gefärbte Thier beobachten konnte, und suchte nun eine Pfote nach der andern in Schlingen zu fangen, dann zog man es herauf und band ihm unter entsetzlichem Brüllen und vergeblichem Wüthen die vier Beine an einander. Dann begab sich jemand in die Falle hinein, der ihm auch eine Schlinge über den Kopf warf, mit deren Hülfe man ihn halb hervorzog und ihm einen festen Maulkorb anlegte. Nun erst war man im Stande, ihn auf den Platz vor das Wohnhaus des Colonisten zu schaffen, welchem die Falle gehörte. Dann wurde zwischen der Sehne am Unterschenkelbein des einen Hinterfusses ein eiserner Ring durchgestochen, und so das Thier an eine Kette gelegt, welche an einem freistehenden Pfahl befestigt war. Nun löste man die Riemen einen nach dem andern, und lies den Parder sich frey bewegen. Er erlangte bald seine ganze Kraft und Geschwindigkeit wieder, und gewährte durch seine wilden Sprünge ein sehr schönes Schauspiel. Mehr kriechend als schleichend stellt er seiner Beute nach, drückt den Bauch dabey fast auf die Erde, den Kopf mit aufwärts gerichteten Augen zwischen den Vordertatzen ausgestreckt. So bewegte er sich auch jetzt, und streckte sich so lang aus, daß man ein ganz anderes Thier zu sehen glaubte. Dabey wand sich der Leib unaufhörlich seitwärts und aufwärts, wie eine kriechende Schlange. Um diese Bewegungen besser zu beobachten, neckte man ihn mit kleinen Steinen, wodurch er aufsprang und brüllte. Plötzlich öffnete sich der Ring am Fuße, und der Panther stürzte auf Lichtenstein und seinen Gefährten unbändig los. Glücklicher Weise war das Thier abgemattet, und seiner vollen Sprungkraft, wegen des wunden Schenkels, beraubt. Die Hunde wurden losgelassen und packten ihn auch sogleich bey Ohren und Kehle. Einen von diesen, der auf der Reise einen Eckzahn verloren hatte, schüttelte er leicht von den Ohren und tödtete ihn mit einem einzigen kräftigen Biße nach dem Kopf. Indessen kamen auch die übrigen Hunde herbey und packten ihn um so sicherer, zwey verbissen sich so in die Gurgel, daß der Parder in weniger als einer Viertelstunde erwürgt war. Einer dieser Hunde war aber auch so heftig verwundet, daß er am andern Tage starb. Alle Muskeln am Halse und Nacken waren zerbissen, aber in dem Felle selbst auch nicht das kleinste Loch.

Von der Fortpflanzung dieses Thiers ist nichts gewisses bekannt. Das Weibchen soll zwey bis vier Junge werfen.

(Abbildung nach Cuvier)

Taf. 91. **Der Cuguar.** Felis concolor.

Le Cougouar.

Der Körper lang und schlank; der Kopf klein; die Schenkel stark und niedrig; der Schwanz lang und schleppend. Seiten des Kopfes, Hinterhaupt, Oberhals, Schultern, Rücken, Lenden, Creuz, Schwanz, Seiten des Körpers und Aeußeres der Gliedmassen mehr oder minder dunkelfalb; schwärzlich überlaufen, da die Spitzen der Haare schwarz sind. Hinterbacken dunkelfalb, Nase, Augenkreis, Stirne und oberer Theil des Kopfs falb grauschwärzlich; besonders ist das Grau an den Augen vorstechend. Das Innere der Ohren ist weiß, gelblich überlaufen. Der Theil der Oberlippe, der die Schnurrbarthaare trägt, schwarz, die übrige Lippe, sowie die Unterlippe und Gurgel schön weiß; Unterhals blaß gelb, weißlich gemischt; der übrige Theil des Unterleibs und Inneres der Vorderschenkel weißgraulich falb; Gegend zwischen den Hinterschenkeln weiß; Schwanzspitze schwärzlich. Schnurrbarthaare über 2 Zoll lang, zum Theil schwarz, zum Theil weiß.

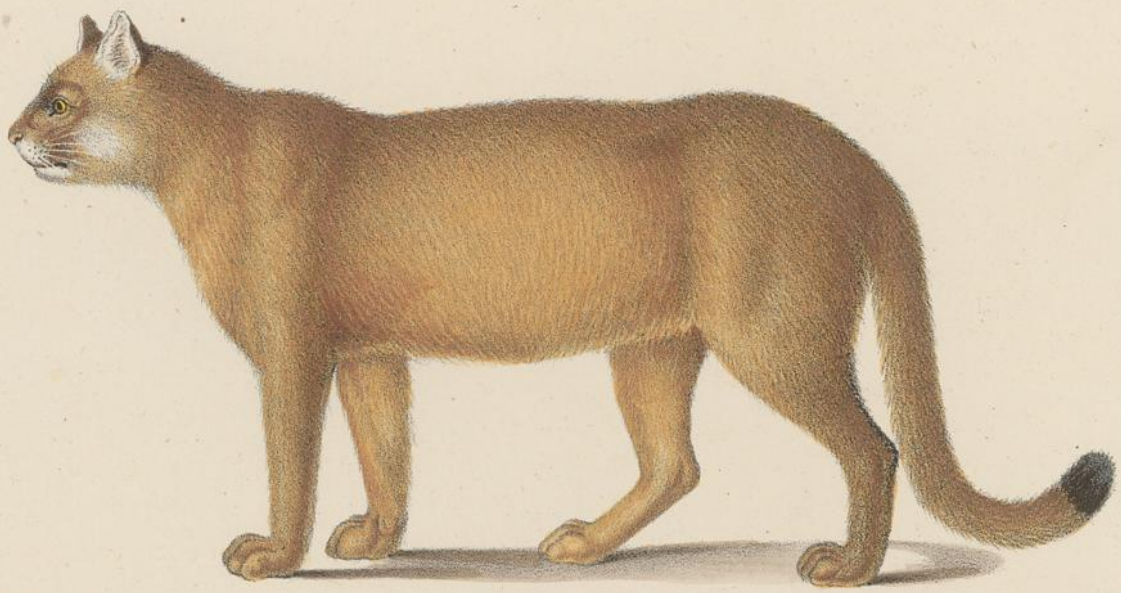
Die Jungen sind, besonders an den Hinterschenkeln, mit runden dünklern Flecken bezeichnet.

Länge von der Schnauze bis zum Schwanz 3½ Fuß, des Schwanzes 2 Fuß 2 Zoll.

Das Vaterland dieses Thiers ist weit in Amerika verbreitet, von Paraguay an über Brasilien, Guiana, bis nach den vereinigten Staaten und dem Lande der Irokesen.

Der Cuguar oder Puma ist zwar groß und stark, aber er hat nichts von der Verwegenheit und Kühnheit des Jaguars, daher ist er an vielen Orten ausgerottet. Sehr geschickt klettert er auf Bäume, und wenn sie auch noch so gerade sind, so geht er bis oben auf, beim Herauf- und Herabsteigen macht er einen großen Sprung. Uebrigens findet er sich in baumleeren Gegenden, wie z. B. in den sogenannten Pampas von Buenos-Ayres, sehr großen Ebenen, welche sich bis in die kalten Südgegenden erstrecken. Daselbst verbirgt er sich sehr gut in den kleinen Gebüschen, ohne jedoch jemals in Höhlen sich zu verkriechen, wie der Jaguar. Er greift niemals weder Erwachsene, noch Kinder, noch Hunde an, wenn er sie auch schlafend findet, sondern flieht sie im Gegentheil und bezeigt sich sehr furchtsam. Obgleich viel leichter als der Jaguar, ist er doch nicht zu schnell, daß er nicht von den Jägern zu Pferd eingeholt und mit Stricken gefangen werden könnte. Diese Art Thiere zu fangen ist einzig den Südamerikanern eigen. Man bedient sich dazu eines langen ledernen Riemens, an dessen einem Ende ein Stein befestigt ist. Diesen Riemen hat ein Reiter in der Hand, und wirft den Stein mit großer Geschicklichkeit, so daß derselbe das Thier an dem Ort trift, wo er will, und der Riemen sich demselben um Hals oder Fuß schwingt, nun reitet, so bald der Wurf gelungen ist, der Reiter wieder zurück, und so muß das Thier stürzen und mitgeschleppt werden. So fängt man Ochsen, Pferde und andere Thiere.

Der Cuguar tödtet weder Kühe, noch Pferde, noch Maulthiere, und wagt sich nur an Kälber, Füllen und Schafe, oder an noch kleinere Thiere. Gewöhnlich trift man ihn allein, oder auch wohl zuweilen mit seinem Weibchen an. Er ist wild und blutdürstig und mordet ohne Hunger zu haben, nur um seinen Blutdurst zu stillen. Man hat Beispiele, wo ein solcher fünfzig Schafe tödtete, nur um ihr Blut zu lecken, der Jaguar tödtet nur aus Hunger. Der Cuguar schweift weiter umher als der Jaguar, und nähert sich mehr den Wohnungen der Menschen, da jener an den Flüssen sich besonders aufhält. Wenn er genug gefressen hat, verscharrt er den Rest unter dürres Gras, und sucht ihn nachher wieder auf. Uebrigens ist er ganz Katze und springt aus dem Hinterhalt auf den Raub. Jung gefangen wird er sehr zahm. Azara besaß einen Cuguar, der so zahm war wie ein Hund, nur ließ er es sich nicht abgewöhnen, auf Hühner Jagd zu machen. Er war im Hofe angebunden und konnte von jedermann berührt werden, ohne daß er biß oder kratzte. Dabey war er sehr träge und schlief die meiste Zeit. Zuweilen fieng er mit jedem zu spielen an, der sich ihm näherte, und leckte besonders gern den Negern die Hand. Gab man ihm etwas rundes, z. B. eine Pomeranze, so spielte er damit wie eine Hauskatze, und rollte sie umher. Wollte er ein Huhn fangen, so machte er es gerade so wie eine Katze, wenn sie eine Maus fangen will, und spielte ebenso mit dem Schwanze. Kratzte man ihn, so fieng er an zu schnurren wie eine Katze. Er unterschied niemand, suchte nie seine Ketten zu brechen, und ward nie zornig. Mit den Negern lief er unangebunden zum Wasser, um zu trinken, ohne sich um die Hunde auf der Straße zu bekümmern. Einst als er frey war, kletterte er über die Mauer



Der Kuguar. *Felis concolor.* *Le Cugouar.*



Der Gepard *Felis jubata.* *Le Guépard.*

des Hofes, kam aber von selbst wieder zurück. Die Ueberbleibsel seiner Mahlzeiten verscharrte er im Sand, hatte er Hunger, so krazte er sie wieder hervor, wusch sie aber im Wasser, ehe er sie fraß. Gab man ihm Fleisch, so beleckte er dasselbe lange vorher, dann packte er es an einem Ende, und nagte nun daran.

Das Auge ist sehr groß und glänzend; die Regenbogenhaut braungrau; die Zunge rauch. Die Stimme kann mit den Worten feu, feu, feu ausgedrückt werden.

Das Weibchen wirft zwey bis drey Junge. Azara fand bey einem solchen im März drey, von der Länge von 18 Linien. (Abbildung nach Cüvier.)

Taf. 91. Der Gepard. Felis jubata.

Le Guépard.

Die Farbe am ganzen Körper hell falb, am Bauche und an den innern Theilen der Glieder etwas heller; Rücken und Seiten mit kleinen runden vollen Flecken. Der Kopf klein; vom vordern Augenwinkel bis zum Mund lauft eine schwarze Binde. Das Haar am Halse länger als an andern Theilen, bildet eine Art von Mähne. Der Schwanz lang, falb, mit schwarzen Flecken und weiß und schwarzen Ringen am Ende; das Kinn ungefleckt; das Haar am Bauche etwas länger als auf dem Rücken; die Ohren kurz.

Der Körper ist etwas kleiner als beim Leopard, und steht sehr hoch auf den Füßen. Die Pupille ist rund, und das Thier also eine Tagkatze. Die Klauen an den Füßen sind nicht spitzig; auch der Kopf ist etwas vom Katzenkopf verschieden, da sein mittlerer Theil viel erhabener ist. Ueberhaupt ist der Körper schlanker und leichter als bey den meisten Katzen. Die Mähne erscheint erst beim ältern Thier.

Die Länge des Körpers von der Schnauze bis zur Schwanzwurzel ist 3 Fuß 2 Zoll, des Schwanzes 2 Fuß, die mittlere Höhe 2 Fuß 1 Zoll.

Der Gepard findet sich in Afrika am Senegal, und in Ostindien, und scheint mit dem indischen Jagdparder oder der Yuze ein Thier zu seyn.

Dieses Thier läßt sich leicht zähmen, und kann völliges Hausthier werden, ohne der menschlichen Gesellschaft irgend einen Schaden zu thun. Nach den Beschreibungen von Tavernier, Bernier, Chardin, bedient man sich seiner zur Jagd, sowohl in Persien und Chittah, als auch einigen Nachrichten zu Folge in mehrern Gegenden Afrika's. Er jagd indeß das Gewild nicht, wie ein Hund, sondern springt nach Art der Katzen auf dasselbe. Man nimmt ihn auf einem Karren gebunden mit, und entdeckt man einen Haufen Gazellen, so läßt man ihn laufen, dann verbirgt er sich, legt sich in den Hinterhalt, oder erschleicht sie, wie eine Katze. Schlägt der Sprung fehl, so lauft er nicht nach, und wird wieder auf den Wagen gebracht.

Der Gepard in der Pariser Menagerie zeigte vollkommen das Naturel und die Sitten der Hauskatzen, nur war er weniger mißtrauisch. Er spielte, mit der nämlichen Geschicklichkeit und Leichtigkeit, und obschon seine Klauen weniger scharf sind, bediente er sich derselben ebenso. Er schob runde Körper damit vor sich her, und bemächtigte sich seiner Nahrung, welche ausschließlich aus Fleisch besteht, wie eine Hauskatze. Er war sehr zutraulich, und so zahm und anhänglich, wie der beste Hund. Er kannte besonders denjenigen, welcher ihn besorgte und fütterte, war aber gegen Niemand falsch, der sich ihm näherte und ihm liebkosete. Wenn man ihm streichelte, schnurrte er, nur leiser als die Katzen. Er bezeigte sich sehr verständig, war in völliger Freyheit erzogen, und gewohnt mit Kindern und Hunden zu leben; mit letztern spielte er sehr gerne. Auf dem Schiffe, auf welchem er kam, war er völlig frey, und man hätte ihn auch in Paris frey gelassen, wenn man nicht hätte fürchten müssen, daß Neugierige seine Güte mißbrauchen könnten. Im Sommer ist er in einem Behälter, wo er sich gehörig bewegen und spielen kann. Wenn er friert, oder ein Bedürfniß anzeigen will, wenn er hungert oder dürstet, wenn er geschmeichelt seyn will, oder man von ihm weggeht, so läßt er ein kurzes, wiederholtes Mauen von sich hören.

Von seiner Fortpflanzung ist nichts bekannt.

(Schreber hat unter dem Namen Felis guttata eine gute Abbildung geliefert; die unsrige ist nach Cüvier. IV. B.)

Taf. 92. Der Serval oder Parderkatze. Felis Galeopardus.

Felis Serval. Le chat pard. Le Serval.

Der Schwanz reicht bis zu den Fersen, und ist vom Anfang bis zum Ende geringelt, endigt aber schwarz. Die Ohren tragen keine Büschel. Die obern Theile sehr hell falb, schwarz gefleckt; die untern Theile weiß, mit wenigern Flecken. Die Flecken auf dem Kopf und am Hals bilden symetrische Linien, von welchen zwey parallel zwischen den Ohren entstehen, anfangs schmal sind, dann aus einander gehend breiter werden, und schief laufend auf die Schultern sich ziehen; eine ähnliche Linie zieht sich aufs Schulterblatt in der Richtung der ersten, und ist durch einen kleinen Zwischenraum, in welchem ein runder und schwarzer Fleck steht, getrennt. Die andern Flecken des Oberkörpers laufen mehr oder minder genähert, kleiner und größer, rundlich oder ablang, ungefähr in vier Reihen. Die Seitenflecken und die der Schenkel sind dick und rund; an den Vorderschenkeln kleiner; an Kopf und Schnauze sehr klein; Brust falb; der untere Theil der Unterkinnlade, Lippen und Kehle weiß; am innern Theil der Vorderschenkel finden sich zwey Querstreifen; zwey ähnliche am obern Hinterschenkel. Füße falb, mit kleinen schwarzen Flecken; der Schwanz hat acht schwarze Ringe. Die Augen haben eine runde Pupille; die Ohren sehr groß, an der äußern Fläche mit einer weißen Querbinde; die innere Fläche weiß. Das Haar weich, wie bey der Hauskatze.

Länge von der Schnauze bis zur Schwanzwurzel 1 Fuß 7 Zoll; des Schwanzes 9 Zoll. Schulterhöhe 1 Fuß; Kreuzhöhe 1 Fuß 2 Zoll. Also nur wenig größer als die wilde Katze.

Diese Katze, deren Vaterland ganz unbekannt ist, stammt wahrscheinlich aus Amerika, obgleich sie nach des Prinzen von Wied Beobachtung, mit dem Mbaracaya des Herrn Azara keine Aehnlichkeit hat. Der Name Serval, welcher ihr gegeben worden ist, paßt nicht ganz auf diese Art, wenn man die Beschreibungen Azaras, Daubentons und Cüviers zusammenstellt.

Das Naturel des Thieres scheint, wenn man nach der einzig bekannten gefangenen urtheilen kann, nicht sehr wild. Man kann aber von den Katzenarten in der Gefangenschaft nicht ganz auf ihren wilden Zustand schließen, da die meisten von ihnen, wenn sie sich zähmen lassen, dadurch einen ganz andern Character erhalten, als sie in der Freyheit zeigen. Dieser Serval, den wir lebendig sahen, war sehr zahm, und schmeichelte seinem Wärter ebenso, wie eine Hauskatze, schnurrte wie sie, wenn er geschmeichelt wurde, spielte ebenso gerne mit allen rundlichen Dingen, suchte seinen Schwanz zu erhaschen. Kurz auch diese Katze zeigt, daß nicht leicht eine Gattung aufgestellt werden könnte, welche natürlicher seyn könnte, als die Gattung der Katze. Auch ihr Geschrey gleicht dem Mauen unserer Katzen. Von ihrem wilden Zustand ist gar nichts bekannt. (Abbildung nach Cüvier.)

Taf. 92. Die sanfte Katze. Felis mitis.

Le chati.

Der Schwanz ist etwa halb so lang als Körper und Kopf. Die Grundfarbe des Pelzes an den obern Theilen des Körpers ist ein sehr helles falb; die untern Theile weiß. Der ganze Körper ist mit Flecken bedeckt, welche an den vordern Theilen im Allgemeinen breiter sind als hinten, vorzüglich an Rücken und Seiten; die Flecken des Rückens sind ganz schwarz und voll, und stehen in vier Längsreihen; die andern Seiten sind rosenförmig, schwarz eingefaßt; die Mitte roth falb. An den obern und innern Theilen der Ohren und den Schultern sind rundlich eingefaßte Flecken, und an den hintern Extremitäten runde volle bis zur Ferse; an den Vorderbeinen sind sie länger, und stehen in schiefen Linien; an allen vier Füßen sind sie klein und voll. Diejenigen am Bauche sind ebenfalls voll, und bilden auf jeder Seite der Mittellinie zwey Längsreihen, jede aus sechs bis sieben Flecken; an den innern Schenkeln sind die Flecken quer und lang, und oben am Vorderschenkel bilden sich zwey schwarze Bänder, welche man bey sehr vielen Arten auf ähnliche Art antrifft. Unten am Halse ist ein falbes Halsband, und unter der Unterkinnlade finden sich zwey halbmondförmige Flecken. Vom hintern Augenwinkel aus lauft eine zwey Zoll lange Binde bis zum Ohr, und eine zweyte parallele geht vom Jochbogen gegen das Ohr. Ueber die Stirne laufen zwey



Der Serval. *Felis Serval.* *Le Serval.*



1/5

Sanfte Katze. *Felis mitis.* *Le Chati.*

schwarze Linien, zwischen welchen zahlreiche kleine Flecken stehen, auf welchen die Schnurrbarthaare sich finden. Zwey andere Linien verlängern sich bis auf den Hals, und noch zwey andere stehen an jeder Seite. Die Schwanzwurzel ist mit kleinen isolirten Flecken geziert, dann kommen vier Halbringe, und endlich drey ganze Ringe; der Letzte ist der Schmälste. Die Backen ob und unter den Augen sind weiß, auch die Gegend unter dem Schwanze. Das äußere Ohr ist schwarz mit einem weißen Fleck.

Die ganze Länge des Thieres ist 2 Fuß 8 Zoll bis 3 Fuß, wovon der Schwanz 11 Zoll oder 1 Fuß mißt.

Diese Katze bewohnt die Wälder im Innern von Brasilien. Von ihrer Lebensart im wilden Zustand ist nichts bekannt.

Ein Individuum dieser schönen Katze, welche unsere Hauskatze etwa ein Drittel an Größe übertrifft, lebte in der Pariser Menagerie, und zeichnete sich durch seine außerordentliche Sanftheit und Zahmheit aus. Sie war so zutraulich, wie die zahmste Hauskatze, spielte ebenso, biß oder krazte nie, und wenn man ihr nicht schmeichelte, so zeigte sie ihre Begierde nach Schmeicheley durch ein kurzes sanftes Mauen, und es leidet kaum Zweifel, daß man sie zum Hausthier machen könnte. (Abildung nach Cüvier.)

Taf. 93. Der Luchs. Felis Lynx.

Loup cervier.

Der Körper ist ziemlich dick, steht hoch auf den Beinen, diese sind sehr stark; der Kopf ist dick, rund; die Nase wenig erhaben; die Ohren spitzig, und mit einem langen Haarbüschel versehen; der obere Theil des Körpers, Kopf, Rücken, Seiten und Aeußeres der vier Glieder, Hinterfüße und oberer Theil des Schwanzes röthlich falb, mit weiß, grau, braun und schwarz gemischt, daher an mehrern Orten kleine nicht sehr deutliche schwärzliche Flecken, besonders an den Schultern und Schenkeln; schwärzlich sind sie an den Lippen, am obern Vorderschenkel und am vordern Theil des Hinterschenkels; Kinn, Gurgel, Unterhals, Brust, Bauch, Inneres der Glieder und untere Seite des Schwanzes weiß, gelb überlaufen. Die Ohren dreyeckig, spitzig, inwendig weiß, an den Rändern hell falb; Spitze und Haarpinsel schwarz; Schwanzspitze schwarz. Das Haar am Körper überhaupt kraus, kurz und weich.

Man trifft mehrere Varietäten des Luchses an. Die Flecken sind zuweilen auch bey unsern Luchsen sehr undeutlich, besonders scheint dieß im Sommer der Fall zu seyn. So ist bey einem im August geschossenen Weibchen der ganze obere Theil des Körpers braunroth, ohne alle Mischung anderer Farben. Vor der Stirn befinden sich einige schmale braune Streifen, die vom Scheitel gegen die Augen fast senkrecht herablaufen. Ein schmaler brauner Strich zieht sich vom Augenwinkel gegen die Backen, und unter demselben laufen noch ein Paar kürzere, in gleicher Richtung bis ans Ende des Backenbarts; dieser ist meist weiß. Die Augen sind beim Luchse hellgelb; das Sehloch ablang.

Länge von der Schnauze bis zur Schwanzwurzel 2 Fuß 5½ Zoll; des Schwanzes 6½ Zoll.

Das Vaterland des Luchses verbreitet sich über ganz Europa und das nördliche Asien. In Deutschland ist er fast ganz, in England und Frankreich ganz ausgerottet. Dagegen ist er immer noch in Norwegen, Schweden, den Gebürgen der Schweiz, Piemonts, Tyrols und den Appenninen anzutreffen, jedoch sparsam und meist nur einzeln herumstreifend. Seinen Aufenthalt hat er immer in gebürgigten Gegenden, und er steigt im Sommer hoch auf die Alpen hinauf, im Winter nähert er sich dagegen bewohnten Oertern in den Alpenthälern. Aber auch im Sommer durchstreift er weite Strecken. Den Polarkreis in Norden überschreitet er nicht.

Der Luchs ist ein gewaltiges Raubthier, welches zwar den Menschen nicht angreift, und sich vor ihm sehr fürchtet; dagegen den Hausthieren, besonders den Schafen sehr gefährlich ist. Er lebt von Gemsen, Schafen, Ziegen, Kälbern, Dachsen, Mäusen, Murmelthieren, Rehen, Hirschkälbern und Rennthieren; dann von Vögeln, als Auerhühnern, Birkhühnern, Hasel- und Schneehühnern. Er steigt mit Leichtigkeit und Geschicklichkeit auf Bäume, und lauert auf einem Ast ausgestreckt liegend, auf das vorbeygehende Wild, wo es noch Wild giebt; sonst erschleicht er die Thiere katzenartig, sucht sie in einem oder mehrern Sprüngen zu erhaschen, springt ihnen

auf den Rücken, beißt sich ins Genick ein, saugt das Blut aus, indem er die große Halspulsader gut zu treffen weiß. Von Schafen verzehrt er die Eingeweide, etwas vom Kopf, Hals und Schultern, und läßt das Uebrige liegen. Er würgt tigermäßig, wenn er in eine Heerde einfällt. Bechstein erzählt, daß ein Luchs in einer Nacht 30 Schafe getödtet habe, und uns selbst sind Beyspiele bekannt, wo dieses Raubthier in weniger Zeit 30 bis 40 Stück kleines Vieh getödtet hat. Er schleppt das Getödtete, wenn er nicht sicher ist, an eine verborgene Stelle, und vergräbt den Rest, bekommt er den folgenden Tag keine andere Beute, so kehrt er zu dem Vergrabenen zurück, aber selten ist ihm dieses Fleisch länger als drey Tage frisch genug, und er streift oft weit umher nach neuer Beute, welche er jedoch niemals, wie der Hund jagd. Sein bester Sinn ist das Auge, welches so scharf sieht, daß Luchsaugen zum Sprichwort geworden sind.

Die Begattung geschieht am Ende Hornungs, oder Anfangs März. Die Luchsinn trägt 9 Wochen, und wirft in einer Felskluft, oder in dichtem Gebüsche auf weichem Lager von Moos und Laub, zwey, selten drey Junge, welche 9 Tage blind bleiben, und anfangs weißlich seyn sollen. Jung gefangen läßt sich der Luchs wie alle Katzenarten leicht zähmen, und so gewöhnen, daß er wie eine Katze in und außer dem Hause herumläuft, und sehr treu ist, nur durch seine Neugierde, mit der er alles beriecht und das ganze Haus durchstreift, macht er Unbequemlichkeit. Die Katzen sollen aber neben ihm nicht im Hause bleiben. Die Männchen und Weibchen leben meist paarweise zusammen.

Des großen Schadens wegen, welchen der Luchs unter dem zahmen Vieh oder unter dem Wild anrichtet, wird er so verfolgt, daß er eben deßwegen an vielen Orten vertilgt ist. Die Fährte seines großen und runden Fußes ist, besonders im Schnee, leicht zu kennen. Die Hunde gehen ihn wohl an, aber er richtet sie oft schrecklich zu, und Wunden von seinen Zähnen und Krallen heilen schwer; selbst den Jäger greift er oft an, wenn er verwundet wird. In der Noth besteigt er auch die Bäume.

Das Fell des Luchses giebt ein gutes Pelzwerk, besonders das der nordischen Luchse. Es ist weich und warm, die Haare aber sind etwas brüchig. (Abbildung nach der Natur).

Taf. 93. Der Caracal. Felis caracal.

Le caracal Buff.

Der Schwanz geht bis an die Fersen; die Ohren sind mit einem Haarpinsel versehen. Das Haar ist kurz; die Farbe an den obern Theilen isabell gelb, unten weiß, mit zahlreichen vollen Flecken, welche etwas dunkler sind als der übrige Pelz, und nur in einem gewissen Licht deutlich sich zeigen. An den Seiten des Halses und der Glieder bilden sie eine Art Querbänder. Die Ohren und die Glieder sind grau schwarz. Der Kopf geht aus dem Isabellfarben ins Braune über, und ist zwischen den Ohren graulich. Die Flecken an den weißlichen Theilen sind mit noch stärkern Isabellfarben bezeichnet, als der übrige Körper.

Länge von der Schnauze bis zur Schwanzwurzel 2½ Fuß; mittlere Höhe 1 Fuß 4 Zoll; Schwanz 1 Fuß.

Diese Katze, wahrscheinlich der Luchs der Alten, lebt in Nordafrika, in Persien, Arabien und Bengalen. Er hat ganz den Character des Luchses und der andern Katzenarten, ist aber furchtsam und mißtrauisch, und greift nur Thiere an, welche verhältnißmäßig zu seiner Größe sind. Er soll gerne in der Nachbarschaft der Löwen und anderer größerer Katzen wohnen, um von den Ueberresten ihres Raubes sich zu sättigen. Er klettert eben so leicht auf Bäume, wie der Luchs, und nur das verschiedene Clima, in welchem er lebt, verändert seine Sitten in etwas.

(Abbildung nach Cüvier.)

Taf. 94. Die Hauskatze. Felis catus domesticus.

Le chat domestique.

Es wäre wohl überflüssig die Farben und die Gestalt unserer Hauskatze näher anzugeben, da diese Dinge allgemein bekannt sind. Als Hausthier sind die Katzen so verschieden gezeichnet als es Katzen giebt, wir führen daher nur einige Varietäten an.





1/6

1

Der Carakal.
Felis Caracal.
Le Caracal.

2

Der Luchs.
Felis Linx
Loup Cervier.







Die Hauskatze.
Felis catus domesticus.
Le chat domestique.

a. Die Carthäuser Katze. (Chat de Chartreux). Das Haar sehr fein, lang, und am ganzen Körper einfärbig schön schieferblau, Lippen und Fußsohlen schwarz. Sie nähert sich der wilden Rasse in einigen Hinsichten sehr, und ist außerordentlich lebhaft.

b. Die spanische Katze. Das Haar kurz und glänzend; Füße und Lippen fleischfarb; der Pelz hat große Flecken von rein weiß, lebhaft roth und schön schwarz; diese Farben findet man meist nur bey den Weibchen vereinigt.

c. Die angorische Katze. (Chat d'Angora). Das Haar sehr lang und weich, besonders an Hals, Bauch und Schwanz; an Bauch und Füßen kurz; die Farbe weiß, blaß grau oder blaß falb, oder mit unregelmäßigen Flecken.

Diese Rasse ist am meisten von der wilden verschieden, sie ist träge, unsäuberlich und sehr schläfrig. Sie stammt aus Angora in Natolien.

d. Die Katze mit hängenden Ohren, mit langem und weichem Haar von schwarzer oder gelber Farbe. Sie ist Hauskatze in China, in der Provinz Pe-chili.

e. Die getigerte Katze. Sie gleicht in der Farbe gar sehr der wilden Katze; Lippen und Fußsohlen sind immer schwarz. Der Pelz rothgrau; die Seiten schwarz gefleckt, und der Schwanz geringelt, letzterer mit schwarzer Spitze. Sie gleicht am meisten der wilden Katze, ist sehr mißtrauisch und wild.

Man hat bis jetzt allgemein angenommen, daß die Hauskatze von der wilden Katze herstamme, welche noch jetzt in unsern Wäldern, wiewohl selten angetroffen wird. Diese wilde Katze ist ungefähr ein Drittheil größer als die zahme, und hat eine beständige Farbe. Der Grund des Pelzes ist ein mehr oder minder dunkles rothgrau, mit schwärzlichen Streifen an Rücken und Seiten; Lippen und Fußsohlen schwarz; der Schwanz schwarz geringelt, mit schwarzer Endspitze; über den Rücken lauft eine schwarze Linie. Das Haar ist lang und dicht, besonders an den Backen; der Schwanz sehr dick. Der Kater erreicht eine Länge von 1 Fuß 9 Zoll, und ein Gewicht von 15 bis 16 Pfund.

Die wilde Katze wohnt gerne in dichten Wäldern, hohlen Bäumen, und im Winter in leeren Dachs- und Fuchsbauen.

Ihre Nahrung zieht sie ganz allein aus dem Thierreich, und verfolgt junge und alte Vögel, Fasanen, Auerhühner, Birkhühner, Haselhühner und Rebhühner, kurz was sie nur immer erhaschen kann. Sie nimmt auf den Bäumen die jungen Vögel aus dem Neste, sie lauert in den Wäldern und an deren Rande auf die Mäuse, schont aber auch den Hasen nicht, wenn sie ihn erschleichen kann, besonders werden ihr Junge zu Theil. Sie sucht ferners Fische zu fangen, denen sie am Ufer der Teiche und Bäche aufpaßt. Im Winter nähert sie sich wohl auch den Walddörfern, und fängt die Hühner weg. Kurz, nach unsern Begriffen sind die wilden Katzen sehr schädliche Thiere, welche dem Jäger ins Handwerk greifen, und manches junge Häschen oder Feldhühnchen wegfangen. Daher sind ihnen die Jäger herzlich feind, und verfolgen sie schonungslos.

Bey der geringsten Gefahr flieht die Katze auf einen Baum, oder zuweilen in einen Dachs- oder Fuchsbau. Im ersten Fall kann der Jäger sie leicht herunterschießen, muß sich aber in Acht nehmen, wenn sie nicht tödtlich verwundet ist, sie kann sonst ihn und seine Hunde häßlich zerkratzen, und beym Hetzen kommt kein Hund ohne blutigen Kopf und hinkende Beine von ihr weg, auch gehen sie nur gute Hunde an.

Begattung und Tragezeit ist wie bey den zahmen Katzen, wobey sie, wie jene, eben so angenehme und wohltönende Conzerte machen. Das Weibchen trägt 9 Wochen, und bringt vier bis sechs blinde Junge in hohlen Bäumen, Felsklüften, oder alten Fuchs- und Dachsbauen. Die Mutter trägt den Jungen Mäuse und Vögel zu, und spielt mit ihnen, und diese unter einander, völlig wie unsere zahmen Katzen.

Jung gefangen lassen sie sich zähmen, und gewöhnen sich dann eben so leicht an die Häuser, wie die Hauskatze: Uns ist aber kein Beyspiel bekannt, daß sie sich als Hausthiere fortgepflanzt hätten.

Gegen die Meinung, daß die wilde Katze Stammrasse unserer Hauskatze sey, hat Temmink sehr einleuchtende Gründe aufgestellt, und es sehr wahrscheinlich gemacht, daß eine andere wilde Katze, als die Europäische, diese

Stammrasse sey. Herr Dr. Rüppel hat nämlich in Nubien eine Katze gefunden, welche ein Drittheil kleiner ist, als die wilde Katze. Alle Glieder haben verhältnißmäßig dieselbe Proportion, nur ist der Schwanz dünner und länger als bey der wilden Katze. Die Ohren haben keinen Pinsel; die Fußsohlen und Füße sind vollkommen schwarz. Die Natur des Pelzes und die Vertheilung der Farben sind einigermaßen wie bey den weiblichen wilden Katzen; die Hauptfarbe ist graufalb oder graugelblich. Hinterhaupt, Nacken, Rücken, Aeußeres der Glieder und Schwanz sind graugelblich, falb und schwärzlich überlaufen, da jedes Haar von diesen verschiedenen Farben geringelt ist. Durch die Vereinigung der schwarzen Haarspitzen bilden sich auf Hinterhaupt und Nacken sieben bis acht dünne, schwarze, gebogene Bänder; ebenso ist die Rückenlinie und das Obere des Schwanzes schwärzlich; Seiten, Aeußeres der Glieder und untere Seite des Schwanzes sind blasser, und gegen die Schwanzspitze sind zwey schwarze Ringe; die Lippen und Augenschnurrbarthaare sind weiß. Ob jedem Auge ist ein weißer, durch eine falbe Mittellinie getheilter Fleck; Schnauze, Vorderhals, Brust und untere Theile sind rein weiß, nur die Brust schwach falb überlaufen. Vom äußern Augenwinkel nach den Ohren lauft ein okerfarbiger Streif; die Ohren sind inwendig weiß, außen grau. An den Vorderfüßen sind vier bis fünf, und an den Hinterschenkeln fünf oder sechs dunkle Binden.

Länge eines alten Weibchens von der Schnauze bis zur Schwanzwurzel 15 Zoll; des Schwanzes 9 Zoll.

Man findet diese Katze, welche Rüppel Felis maniculata nannte, (in der Uebersetzung von Cüviers Thierreich 4. Band heißt sie Felis Ruppelii) im nördlichen Afrika, und wahrscheinlich auch in Indien.

Da nun diese Katze weit mehr Aehnlichkeit mit der Hauskatze hat, so glaubt Temmink, die Hauskatze stamme weit eher von derselben als von der wilden Katze ab. Die wilde Katze hat einen durchaus dicken und am Ende stumpfen Schwanz, während die afrikanische Katze ihn ganz zugespitzt wie die Hauskatze hat.

Zwar sollen unsere zahmen Hauskatzen bisweilen verwildern und sich mit den wilden begatten. Dieß mag richtig seyn, ohne daß dadurch jene Meinung Temminks umgestoßen wird. Nie erreicht die zahme Katze die Größe der wilden. Auch läßt sich zwar die wilde Katze jung zahm machen, ohne doch ganz die Sitten der zahmen Katze anzunehmen. Freilich wissen wir von den Sitten der afrikanischen Katze nichts, aber da sie in einem Lande lebt, wo von den ältesten Zeiten schon Civilisation herrschte, wie in Egypten, so läßt sich leicht begreifen, daß sie in Afrika und Asien schon in den ältesten Zeiten möchte Hausthier gewesen seyn, und von dort aus als Hausthier über alle andern Länder sich ihres Nutzens wegen verbreitet hätte.

Die Hauskatze, obgleich eigentliches Hausthier, ist doch in gewisser Hinsicht frey geblieben, und hat sich nicht so sklavisch dem Willen des Menschen unterworfen, wie der Hund. Sie läßt sich weder binden noch einkerkern, und will, wenn sie Mäuse fangen soll, freyen Lauf haben. Sie ist mehr an das Haus in welchem sie wohnt, als an den Herrn desselben gebunden, und selten nur folgt eine Katze ihrer Herrschaft in ein anderes Haus mit. Dagegen hat sie ein vortreffliches Ortsgedächtniß, und findet Meilen weit den Rückweg wieder, wenn sie von ihrem Wohnort entfernt wird. Es sind nächtliche Thiere, welche bey der Dämmerung eben so gut sehen, als am Tage, doch sehen sie bey ganz finsterer Nacht auch nichts. Sie sind sehr electrisch, und wenn man sie, besonders im Winter bey trockener Witterung, streichelt, so sieht man an dunkeln Orten nicht bloß eine Menge Funken, sondern hört auch deutlich ein Knistern.

Eigentlich genießt die Katze nichts als Fleisch, allein die Hausgenossenschaft hat sie gewöhnt, auch Pflanzenkost anzunehmen. Sie kauen langsam und etwas ungeschickt, und ziehen daher zartes Fleisch allem andern vor. Mäuse, Vögel und Fische sind ihnen vorzüglich angenehm. Sie greifen auch Ratten an, fressen sie aber selten, und nicht alle gehen darauf, besonders auf die Wanderratten. Eichhörnchen, Kaninchen, junge Hasen werden ebenfalls von ihnen verfolgt, und Eidechsen und Frösche verschmähen sie auch nicht. Gesicht und Gehör sind vortrefflich, der Geruch dagegen ist schlecht, und leitet sie nicht zur Erhaschung der Beute. Diese fassen sie mit den Klauen und mit den Zähnen. Es ist gefährlich sie mit Kindern in einem Zimmer zu lassen, da man viele Beispiele hat, daß sie solche ganz kleine Kinder angefressen haben. Auch sind schon Kinder von Katzen erstickt worden, da sie sich von der Wärme gelockt, denselben auf Mund und Gesicht setzten. Will man den Katzen das Herumschweifen ins Feld abgewöhnen, so darf man ihnen nur die Ohren stutzen oder aufschlitzen, dann gehen sie nicht mehr ins Gras oder Gebüsche.

In Hinsicht der intellectuellen Fähigkeiten steht die Katze weit hinter dem Hund; zwar ist sie listig, verschlagen und falsch, und es sind wahre Schleichwege, welche sie einschlägt, um zu ihrem Zwecke zu gelangen, aber sie ist weit unbehülflicher in unvorhergesehenen Fällen, sie lernt die Worte bey weitem nicht so verstehen, und folgt denselben auch nicht, wie der Hund; kurz sie ist eigensinnig und in gewissem Grade unlenksam. Dagegen sind diese Thiere sehr reinlich, und obgleich sie sehr das Wasser scheuen, so beschmutzen sie sich nicht sehr leicht. Der Geruch ihrer Exkremente scheint ihnen zuwieder zu seyn, da sie dieselben immer an Orte hin absetzen, wo sie sie verscharren können, welches sie sehr sorgfältig thun.

Das Schnurren, das Miauen, und das langsame Reiben ihres Körpers an Menschen und Mobilien, wenn sie schmeicheln wollen, sind ihnen ganz characterisch. Das Erstere lassen sie nur hören, wenn sie recht behaglich sind; mit dem zweyten zeigen sie alle Begierden und Bedürfnisse an, und modificiren ihre Stimme, je nachdem sie ein solches haben. Angst, Hunger, Furcht, oder der bevorstehende Kampf eines Katers mit einem Nebenbuhler, bringen ganz verschiedene Töne hervor. Junge Katzen sind wohl die niedlichsten und posirlichsten Thiere, die man haben kann, welche durch ihre Sprünge den ernstesten Philosophen zum Lachen bringen können. Die Mutter hilft ihnen treu in ihren Spielen, und weist die Fehlenden mit Pfotenstreichen zurechte. Mit den Hunden leben sie in beständigem Streite; doch kennen sie den Hund des Hauses eben so gut, als er die Hauskatze kennt, und leben mit ihm friedlich, ausgenommen wenn er sich ihr Fressen zueignen will, oder sich den Jungen nähert.

Die Hauskatze wirft jährlich zweymal Junge, und der Wurf bringt jedesmal drey bis sechs, selten mehr. Die Tragezeit ist 8½ Wochen. Die Begattungszeit fällt das Erstemal in den Februar, wo man so häufig die schrecklichen Conzerte auf Dächern und Straßen hört, welche von beiden Geschlechtern ausgestoßen, meist aber vom Kater geleitet werden. Oft setzt es dabey Kämpfe ab, und die eine oder andere kommt mit blutigem Kopfe weg. Die Jungen sind neun Tage blind, und werden von der Mutter zärtlich gepflegt und vor Gefahren beschützt, denen sie auch von ihren eigenen Vätern ausgesetzt sind, da das Männchen die Jungen in den ersten Tagen tödtet und auffrißt; daher die Mütter sie sorgfältig verbergen, und bey der geringsten Gefahr sie im Munde weiter tragen. Mißgeburten, welche nicht selten bey ihnen vorkommen, soll die Mutter selbst auffressen. Das Wachsthum dauert etwa achtzehn Monate.

Die Feinde der Katzen sind Hunde und Füchse; die ersten tödten sie durch Bisse im Nacken, und es giebt oft große Hunde, besonders Jagdhunde, welche die Katzen allenthalben verfolgen und tödten, nur ihre eigenen Hausgenossen schonen sie.

Die Katze hat bekanntlich ein zähes Leben, Verwundungen heilen leicht, und oft fallen sie ohne Schaden von hohen Dächern herunter. Als Hausthiere sind sie indeß mehrern Krankheiten unterworfen, unter denen die Tollheit oder Wasserscheu, wobey sie wie Hunde beißen, und der Gebissene ebenfalls in Gefahr ist, angesteckt zu werden, die fürchterlichste ist. Es ist noch nicht ausgemacht, ob die Tollheit die Katzen aus sich befällt, oder nur wenn sie von andern tollen Thieren, besonders Hunden und Füchsen gebissen werden. Man bemerkt diese Krankheit an den Katzen besonders dann, wenn sie unter den Füchsen herrscht, und besonders oft bey sogenannten Feldkatzen, welche oft in die Felder und Gebüsche laufen, und da leicht mit Füchsen in Berührung kommen können. Daß auch wilde Katzen diese Krankheit bekommen, davon ist keine Spur vorhanden, und da keine einzige wilde Katzenart, so viel bekannt ist, von dieser Krankheit befallen wird, so ist es wahrscheinlicher, sie sey nicht ursprünglich bey den Hauskatzen. Die Folgen sind aber ganz dieselben, wie bey den Hunden, nur die Aeußerungen etwas verschieden.

Das Katzenfleisch ist eßbar, und wird von gemeinen Leuten zuweilen gegessen, nur das Hirn soll schädlich seyn.

Der Winterbalg der Katzen ist gut als Pelzwerk zu gebrauchen.

Der Schaden dieser Thiere besteht darin, daß sie Tauben und anderes junge Geflügel tödten; besonders muß dafür gewarnt werden, sie nicht im Schlafzimmer zu dulden, wo kleine Kinder sind, damit nicht etwa ein Unglück geschehe. (Abbildung nach Mind.)

Die übrigen bekannten Katzenarten außer den hier abgebildeten sind folgende: Der Panther, Felis Pardus; Vaterland Java. Der schwarze Panther, Felis melas soll nur Varietät des Panthers seyn, so wie die schwarze Onze, Felis brasiliensis Varietät des Jaguars sey. Die Zwergkatze, Felis minuta, (Felis

javanica); aus Java. Der Jaguarundi, Felis Jaguarondi; Paraguay. Die Katze mit gedupftem Bauche, Felis celidogaster, Temm. Chili? Der Ocelot, Felis pardalis; Sürinam. Die Tigerkatze, Felis tigrina; Brasilien. Der Colocola, Felis colocola; Chili, Paraguay. Die Pampa Katze, Felis Pampa; Paraguay. Die Eirakatze, Felis Eyra; Paraguay. Die Diardische Katze, Felis Diardi; Sumatra. Die gestreifte Katze, Felis fasciata; Nordamerika. Die Bergkatze, Felis montana; Nordamerika Der Goldluchs, Felis aurea; Nordamerika. Der Hirschluchs, Felis cervaria; Temm Rußland. Der nordische Luchs, Felis borealis, Temm; die nördlichen Polargegenden beider Welten. Der Parderluchs, Felis pardina, Temm.; im wärmsten Theile von Europa, Portugall, Spanien. Der Goldluchs, Felis aurata, Temm.; Vaterland? Der Kyrmischak, Felis Chaus; in Nubien, Persien, am Caspischen Meer und der Wolga. Der wahre Serval, Felis capensis; Südafrika. Der gestiefelte Luchs, Felis caligata; Afrika und Ostindien. Das Manul, Felis Manul; Tartarey und Mongoley. Der Rothluchs, Felis rufa; in Nordamerika.

Amphibien-Säugethiere.

Die Thiere dieser Abtheilung gehören zwar unter die Raubthiere, bilden aber eine durchaus eigene und durch mehrere Merkmahle sich sehr auszeichnende Familie. Sie sind von der Natur darauf angewiesen, Fische, Krebse und Schalthiere zu genießen. Ihr Körper aber ist weit mehr zum Schwimmen und Tauchen eingerichtet als zum Gehen. Ihre Füße sind sehr kurz, und die Hintern ganz am Ende des Körpers angebracht, und nur zum Nachschieben, nicht aber zum Gehen zu gebrauchen. Die Zehen aller vier Füße sind zwar deutlich und mit starken Nägeln versehen, aber mit einer Schwimmhaut so ganz verwachsen, daß keine einzeln bewegt werden kann; dagegen dienen sie als vortreffliche Ruder. Dennoch kommen die Seehunde oft ans Land, und besteigen die Eisinseln oder Klippen, oder lagern sich am Ufer, entfernen sich aber nie weit davon, und können leicht von einem Menschen eingeholt werden. Der hintere Theil des Körpers ist zugespitzt, und die Hinterfüße stehen gerade aus. Der ganze Körper ist walzenförmig, die Wirbelsäule sehr beweglich, und mit Muskeln versehen, welche ihr eine kräftige Biegung gestatten. Das Becken ist schmal; das Haar kurz, dicht, anliegend, fettig, und nimmt kein Wasser an. Man kennt nur zwey Gattungen, die des Seehundes und des Wallrosses.

1ste Gatt. Seehund. Phoca. Phoque.

Vorderzähne oben und unten bloß vier, während alle übrigen Raubthiere sechs haben. Die Eckzähne sind stark, konisch und spitzig; die Backenzähne, an der Zahl von zwanzig, zwey und zwanzig bis vier und zwanzig, sind alle schneidend, aber konisch und ohne Höcker. An allen vier Füßen sind fünf Zehen; die an den Vorderfüßen nehmen vom Daum an immer an Größe ab, an den Hinterfüßen dagegen sind der Daum und kleine Zehe am längsten, die mittlere kürzer. Die Vorderfüße haben keine Schenkel, sondern stecken bis zur Fußwurzel in der Haut, und die hintern fast bis an die Ferse; zwischen denselben ist der kurze Schwanz. Der Kopf der Seehunde gleicht etwas dem Hundskopf, doch ist die Schnauze sehr stumpf. Ihre Physiognomie ist ausdrucksvoll, und ihre intellectuellen Fähigkeiten sind sehr groß. Sie werden leicht zahm, bekommen dann Anhänglichkeit an ihren Ernährer, und folgen seinem Ruf.

Der Kopf ist rund; Schnauze und Lippen dick. Die Nase ist bey einigen in einen langen aufrichtbaren Rüssel verlängert. Die Nasenlöcher können sich ganz schließen. Die Augen sind sehr groß, platt; die Cristallinse stark gewölbt; die Augenlieder klein; dagegen ist ein drittes Augenlied oder eine sogenannte Nickhaut vorhanden. Die äußern Ohren mangeln ganz, oder sind doch sehr klein. Diejenigen Arten, welche kleine äußere Ohren haben, sind von den eigentlichen Robben oder Seehunden getrennt worden. Die Zunge ist konisch, mit starken aber weichen Wärzchen. Der Schwanz kurz und dick. Die Schnurrbärte sehr stark und zahlreich. Der Magen einfach, häutig; der Darmkanal von Anfang bis zum Ende gleich dick; der Blinddarm klein. Säugewarzen am Bauche, vier an der Zahl.

Die Seehunde leben meist gesellig, oft in großen Schaaren. Man findet sie in den Meeren aller Welttheile, sie ziehen aber die kalten Gegenden den warmen war, und finden sich weit innerhalb des arctischen Polarkreises, in Europa, Asien und Amerika, so weit die Meere befahren sind. In Afrika sind keine eigenen Arten gefunden worden, und wenn solche dahin kommen, scheint es nur zufällig zu geschehen. Dagegen sind die Arten auch auf der südlichen Halbkugel häufig, aber von denen der nördlichen verschieden, und im Allgemeinen größer. Sehr wahrscheinlich überschreiten sie hier den Polarkreis nicht, da jenseits desselben kein Land bekannt ist, und wenn solches vorhanden wäre, so wäre es zu sehr mit Eis umgeben, als daß es auch diesen Thieren bewohnbar wäre.

Viele Arten machen jährlich bedeutende Wanderungen, nur um in gewissen Gegenden zu gebären und zu säugen. Die Weibchen werfen höchstens zwey Junge.

Die Seehunde erreichen zum Theil eine sehr bedeutende Größe, sogar bis zu 30 Fuß Länge, und bis zu 10000 Pfund Gewicht.

Man kann diese Thiere, wie Pennant angiebt, füglich die Viehheerden der Grönländler und anderer arctischen Völker nennen, von welchen sie alle Theile benutzen können. Das Seehundsfleisch ist die vorzüglichste Speise dieser armen Menschen, welche eine Gegend bewohnen, wo der Erdboden wenig oder nichts zur Speise dienendes hervorbringt. Das Fett verschafft ihnen Licht, Stuben- und Küchenfeuer. Sie erweichen ihre Speisen in Thran, und vertauschen ihn gegen andere ihnen nothwendige Bedürfnisse. Eine grönländische Dame schlürft ihre Schale Seehundsfett mit eben so viel Wohlbehagen ein, wie die Unsrigen Thee oder Caffee. Die Sehnen brauchen sie als Nähfaden. Aus den Häuten der Eingeweide machen sie Fenster, dem Wasser undurchdringliche Hemder, und überdecken sogar ihre Zelte damit. Aus den Knochen machen sie allerley Werkzeuge. Die Harnblase und der Magen dienen ihnen als Gefäße und Schläuche; das Blut als Speise. Die Haut aber gebrauchen sie zu Schuhen, Stiefeln, Beinkleidern, Mützen, zu verschiedenen andern Kleidungsstücken, Betten und Bettdecken. Sie überziehen damit ihre Boote, schneiden daraus die Riemen und das nöthige Lederwerk zum Ziehen für die Hunde, zum Zusammenbinden der Schlitten, und zu andern häuslichen Bedürfnissen. Selbst das Fell der Ungebornen benutzen sie zu Kleidungsstücken, es giebt vortreffliche, wie Sammet anzufühlende, und der Nässe undurchdringliche Westen und Mützen.

Es ist daher sehr begreiflich, daß das Hauptstudium der Bewohner des Eismeeres auf den Fang dieser Thiere gerichtet ist, und der Unterricht, welchen die jungen Leute erhalten, geht besonders dahin, die verschiedenen Arten desselben zu erlernen, weil diese Kunst allein ihren Unterhalt sichert, besonders wo das Rennthier nicht einheimisch ist.

Der Fang geschieht auf verschiedene Art; die häufigste ist diejenige mit der Blase. Sie verfertigen nämlich aus Seehundsfell einen mit Luft gefüllten Sack oder eine Blase, welche leicht auf dem Wasser schwimmt. Diese Blase wird an einem Strick befestigt, und an diesem eine mit Widerhaken versehene Harpune oder ein Wurfspieß. Der Jäger sitzt in seinem mit Seehundsfell überzogenen kleinen Kahn, den zu leiten, ohne daß er umwälzt, schon eine lange Uebung und Kunst erfordert. In diesem schwankenden Schiffchen sucht er sich dem Seehund möglichst zu nähern, und rudert Wind und Sonne gegen sich, damit dieser ihn nicht hören oder sehen, und er ihn unvermuthet überfallen könne. Kann er sich ihm auf vier bis sechs Klafter nähern, so ergreift er mit der linken Hand das Ruder, mit der Rechten den Wurfspieß, und wirft ihn auf den Seehund. Ist dieser getroffen, so taucht er unter, schnell wirft aber der Jäger den Strick und die Blase nach, und sieht, da diese immer oben aufschwimmt oder doch nie lange unter Wasser bleibt, immer die Stelle, wo der Seehund sich befindet. Kommt dieser hervor, um zu athmen, so wird er mit einer andern Lanze, welche aber immer wieder zurückgezogen wird, verwundet, und dieß geschieht so lange, bis das Thier alle Kräfte verloren hat. Ist es vollends todt, so bläßt er Luft zwischen Haut und Fleisch, wodurch der Körper sehr leicht wird und schwimmt; dann bindet er ihn an sein Boot und rudert nach Hause.

Auf diesem Fange ist der Grönländer in der größten Lebensgefahr, denn wenn der Strick sich verwickelt, welches sehr leicht geschehen kann, und sich um das Ruder oder den Kahn, oder den Leib des Jägers windet, oder der Seehund plötzlich nach der andern Seite des Bootes schwimmt, so muß in allen diesen Fällen das Boot

umgeworfen und unter Wasser gezogen werden, wobey es dann die größte Kunst ist, sich vom Seil loszumachen. Ein Seehundsweibchen, wenn es Junge hat, stürzt zuweilen mit Wuth auf den Grönländer, oder beißt ein Loch in das Schiffchen, daß es sinken muß.

In gewissen Jahrszeiten kann man auch eine Schaar Seehunde umzingeln und tödten, besonders im Herbst, wenn sie an die tiefen Buchten kommen; dann wird der Ausgang durch Schiffe gesperrt, und die Thiere durch Schreyen, Klappern, Steinwerfen, so ermüdet und erschreckt, daß sie endlich auf der Oberfläche bleiben müssen, und so getödtet werden.

Auch auf dem Eise überfällt und tödtet man die Seehunde. Diese machen sich bisweilen Löcher in das Eis, um Athem zu schöpfen. Neben einem solchen Loche sitzt der Grönländer auf einem Stuhl, und legt die Füße, um sich vor dem Frost zu sichern, auf einen kleinern. Wenn nun der Seehund seine Nase aus dem Loche herausstreckt, so durchbohrt er ihn sogleich mit der Harpune, macht das Loch weiter und zieht ihn aufs Eis, und tödtet ihn vollends. Sieht er einen Seehund auf dem Eise liegen, so kriecht er auf dem Bauche nach ihm, wackelt mit dem Kopfe, und grunzt wie ein Seehund. Dadurch getäuscht, läßt ihn der Seehund so nahe kommen, daß er ihn mit dem Spieße durchstechen kann.

Auch die Wallfischfänger verfolgen die Seehunde sehr, und benutzen sowohl die Haut als das Fleisch, und besonders das Fett.

Die meisten Arten scheinen in der Vielweiberei zu leben, und ein Männchen hat eine Menge Weibchen um sich, welche es wie ein orientalischer Monarch eifersüchtig bewacht. Naht sich ein anderes Männchen der Truppe, so entsteht der heftigste Streit, und eine furchtbare Schlacht, welcher die Weibchen ruhig zusehen. Wird ein Männchen überwunden, so folgen alle Weibchen dem Sieger. Oft kommen bey solchen Kämpfen die Männchen in das Gebiet eines dritten, und so entsteht ein allgemeiner Krieg auf der Küste. Solche Kämpfe bemerkt man besonders bey den Seebären und Seelöwen, welche die Asiatischen Küsten und die südliche Halbkugel bewohnen.

Taf. 95. Der gemeine Seehund, Küstenhund. Phoca vitulina.

(littorea Thienem). Le phoque commun.

Diese Art gehört unter diejenigen, welche häufig mit andern verwechselt worden ist. Es gehören wahrscheinlich zu dieser Art die gescheckte Robbe (Phoca variegata) und der hundeartige Seehund. (Phoca canina. Pallas). Daher hat Thienemann recht, wenn er den Namen gemeiner Seehund mit einem andern vertauscht.

Der Kopf ist ziemlich dick; der Körper walzenförmig, nicht sehr groß. Die Extremitäten in Verhältniß nicht stark. An jeder Seite des Mundes stehen sieben Reihen Bartborsten. Die Ohrenöffnung ist sehr klein, die Ränder wenig wulstig. Die Krallen der Vorderfüße sind ziemlich stark; an den Hinterfüßen sind die Nägel an der großen Zehe weit größer als die übrigen, und ragen vor, wenn die Schwimmhaut nicht ausgespannt ist. Das Haar am Körper ist kurz, dicht, weich, und ohne Unterhaar; im lebenden Thiere liegt es ganz fest an. Die Farbe ist ein schmutziges Dunkelgrün, mit weißlicher Spitze, welche man aber beim lebenden Thiere nicht bemerkt. Je jünger das Thier, je heller. Getrocknet wird das Haar weißgelb. In diesem sind graulichgelbe Flecken, undeutliche Ringe, Flammen und Streifen ungleichmäßig vertheilt; doch findet man auf Kopf und Nacken die Ringform vorherrschend, hinten hingegen mehr Streifen. An den Seiten ist die Farbe grüngelblich weiß, ebenso der Unterleib, und dieser ohne Flecken. Er wird mit dichtem Haare geboren, welches gelblich gefärbt ist, aber schon wenige Tage nach der Geburt ausgestoßen wird. Er härt sich jährlich zweymal.

Die Länge eines alten Thiers beträgt zwischen drey bis vier Fuß.

Dieser Seehund ist an den Küsten von Rußland, Lappland, Norwegen, Grönland, England, Holland, Deutschland, Dänemark und Schweden anzutreffen. Er entfernt sich nicht weit von seinem einmal erwählten Standorte, hält sich immer in der Nähe des Landes auf, geht oft an die Küsten, so wie in die Ströme, und steigt in diesen weit hinauf; besucht auch die in denselben liegenden Klippen und Inseln.

Fern von menschlicher Gesellschaft, oder unangefeindet von Menschen ist er wenig scheu, und flüchtet sich nur, wenn man ihm sehr nahe kommt. Durch Nachstellungen wird er sehr furchtsam und vorsichtig, doch bleibt er immer sehr neugierig. Er ist ein vorzüglich guter Schwimmer, und wird dadurch, so wie durch seine starken und scharfen Zähne den Fischen sehr gefährlich. Unter diesen scheint er besonders die Lachse sehr zu lieben, welchen er in die Flüsse nachgeht, und auch die stärksten von ihnen überwältigt. Kleine, besonders breite Fische, wie die Schollen, hält er, nachdem er sie gefangen hat, über das Wasser empor, um sie, ein wenig gequetscht, in seinen geräumigen Schlund hinabgleiten zu lassen. Gewöhnlich treibt er die Fische zwischen Klippen, wo er sie bequemer erhaschen kann. Hat er sich gehörig gesättigt, so legt er sich auf eine Klippe oder an den Strand, um zu verdauen. Im Wasser halten sie sich höchstens paarweise zusammen, aber auf ihren Ruheplätzen findet man sie oft in großer Gesellschaft, wo sie dann auf die behaglichste Weise ihren Körper in alle mögliche Stellungen bringen, ohne einander zu stören. Sie lassen dabey häufig einen knurrenden Ton hören. Wenn sie auf der Oberfläche des Wassers schwimmen, strecken sie fast stets nur den Kopf über das Wasser vor, den sie nach allen Seiten wenden.

Dieser Seehund paart sich in Island im September, und im Juni des nächsten Jahres bringt das Weibchen eins, selten zwey Junge, auf einer Klippe oder einem einsamen Strand, zur Welt, und säugt es daselbst. Auch wenn das Junge schon schwimmen kann, säugt es die Mutter noch eine zeitlang. Während der Paarungszeit kommen die Männchen oft in Streit, und beißen sich heftig. Nach den Nachrichten des Herrn Thienemann, von welchem die Naturgeschichte dieser und der folgenden Art entnommen ist, soll dieser Seehund in der Ostsee sich im Juli paaren, und das Gebähren im März oder April statt haben.

Da das Fell dieses Thieres sehr fest ist, und man ihr Fleisch, welches wie Vogelwild schmeckt, genießt, auch vom Fette derselben großen Nutzen zieht, so stellt man ihnen sehr nach. Wo dieß ohne Ordnung geschieht, hat man sie so verschüchtert, daß man nur noch zufällig einen erlegt. In Island schont man die Alten fast durchgängig, und fängt bloß die Jungen, wenn sie einige Wochen alt und sehr fett sind. Hin und wieder schießt man die Alten mit der Flinte, wenn sie auf dem Lande liegen. Nur die jüngern Thiere lassen sich mit dem Kahne und der Flinte oder Harpune beykommen. Selten gehen die ältern Thiere in die für andere Seehunde aufgestellten Netze.

Die Felle der jungen Thiere benutzt man zu Mantelsäcken. Man schneidet die Thiere am Bauche auf, trennt die Haut am Kopfe und an den Hinterfüßen los, und setzt, wenn sie ganz gereinigt ist, oben und unten Stücken ein, und bindet zum Gebrauch die Mittelöffnung zu. (Abbildung nach Cüvier.)

Taf. 95. Der geringelte Seehund. Phoca annelata.

Phoque anelé.

Der Kopf ist kurz und rundlich; die Schnauze etwas zugespitzt; die Augen sehr groß. Die Extremitäten mäßig groß, mit starken großen Krallen versehen. Die Haare anliegend. Das erste Milchhaar ist wollig, sehr weich und gelblich weiß. Im zweyten Jahr sind Stirn, Hinterhaupt, Nacken, Rücken, Oberseite des Schwanzes und der Hinterfüße schwärzlich saftgrün. Gesicht und Seiten sind heller, und gelblich grün. Die ringförmigen Flecken bemerkt man nur bey getrockneten Fellen. Das zweyte Jahr bringt im Sommer die Ringe mehr zum Vorschein, sie sind auf dem Rücken am deutlichsten, weil dort die Haare am dunkelsten gefärbt sind; an den Seiten weniger, weil die Rückenfarbe sich mehr mit der Farbe des Bauchs vereinigt. Im dritten Jahre erhält das Thier seine schönste Farbe. Das Grün des Rückens wird reiner, die Ringe erhalten breite Ränder, und werden lichter, wie die ganze untere Hälfte des Körpers. Männchen und Weibchen sind in der Farbe wenig verschieden.

Länge eines erwachsenen Thieres 3 Fuß 10 Zoll bis 4 Fuß.

Es bewohnt dieser Seehund den größten Theil der nordischen Meere, Grönland, Norwegen, Schweden und die Ostsee.

Er besitzt eine ziemliche Behändigkeit, welche aber keine Ausdauer hat. Die Ursache davon liegt wohl in der großen Masse von Fett, welche seine Muskeln umgiebt. Er ist ein sehr guter Schwimmer, kann aber einem behenden Seehundsjäger nicht leicht entkommen, da er im Schwimmen zu leicht ermüdet. Er ist nicht gesellig, und

man trifft selten mehr als ein Paar beysammen an. Er liebt die Nähe des Eises, doch weniger die großen Treibeismassen, auf welchen er zwar seine Jungen wirft, als das Flußeis, unter welchem er reichliche Nahrung an kleinen Fischen findet, welche seine Hauptkost ausmachen; besonders liebt er die nordische Forelle (Salmo arcticus). Er benutzt dünne und offene Stellen in jenem Eise, um durch sie Luft zu schöpfen, oder sich auf das Eis zum Ausruhen zu legen. Hat er sich satt gefressen, so liegt er halbe Tage fast unbeweglich auf einer Stelle, gewöhnlich auf dem Bauche. Merkt er etwas ungewöhnliches in seiner Nähe, so richtet er seinen Kopf ganz in die Höhe, und sieht den verdächtigen Gegenstand unverwandt an, und bewegt sich auch um sein Eisloch herum, was ziemlich schnell durch Zusammendrücken seines Körpers von statten geht. Kommt ihm aber der verdächtige Gegenstand, ein Mensch oder ein Raubthier, näher, so kriecht er in das Loch hinein, steckt aber den Kopf meist wieder heraus. Er hat immer mehrere solcher Löcher in der Nähe, und kommt dann bald zu diesem bald zu jenem mit dem Kopfe hervor, um Luft zu schöpfen, oder sich umzusehen. Auf dem Wasser schwimmend erkennt man ihn leicht, da er gern sich den Wellen überläßt, und mit der Fläche des Rückens und Kopfes vorragt. Er ist sehr neugierig und nicht scheu, und wird daher leicht gefangen. Die Grönländer bedienen sich seines Felles häufig zur Kleidung, da es sehr geschmeidig ist. Um Island findet er sich in den Monaten Januar und May, aber nur an der nördlichen und westlichen Küste. In der Ostsee ist er ziemlich häufig, besonders an den russischen Küsten und Inseln.

Im höhern Norden paart er sich im September, und wirft im März oder April gewöhnlich auf dem Eise, und zwar meist weit vom Lande, daher selten junge Thiere getödtet werden.

Er hat im Verhältniß zu seiner Größe viel Speck, daher wird ihm stark nachgestellt. Man schießt ihn im Wasser mit der Flinte, oder wirft ihn mit der Harpune. Auch fängt man ihn in Seehundsgarnen, und erschleicht ihn auf dem Eise.

(Abbildung nach der Natur.)

Taf. 95. Die Rüsselphoke. Phoca proboscidea.

Phoque à trompe.

Die Nase des Männchens verlängert sich in einen weichen aber aufrichtbaren Rüssel. In der Oberkinnlade sind vier Schneidezähne, wovon die beiden mittlern sehr dick sind; in der untern finden sich nur zwey. Am seeletirten Kopfe sind die Pfeil und Hinterhauptsnath sehr vorspringend.

Der Körper ist lang, sehr fett; der Kopf abgerundet. Die untern Eckzähne lang, stark und gebogen. Die Schnurrbarthaare sind hart, steif, sehr lang und schraubenförmig gewunden. Die aufgerichtete Nase bildet eine etwa ein Fuß lange Röhre, an deren Ende seitwärts die beiden Nasenlöcher sich öffnen. Gewöhnlich, und wenn das Thier ruhig ist, hängt dieser Rüssel schlaff herunter. Die Augen sind sehr groß und vorstehend, und unter einem Busche grober Haare, wie diejenigen am Schnurrbarte, stehend. Der Hals ist sehr kurz, und so dick wie der Kopf. Die vordern Flossen sind sehr stark und kräftig, an ihrem hintern Rande stehen die fünf kleinen schwärzlichen Nägel. Der Schwanz ist sehr kurz, und steckt zwischen den hintern Flossenfüßen, welche horizontal abgeplattet sind, und nach hinten zu breiter werden. Das Haar ist sehr kurz, und die Farbe des Körpers bald graulich, bald blaugraulich, selten braunschwärzlich.

Der Rüssel fehlt dem Weibchen gänzlich, und die Oberlippe ist im Gegentheil am Rande leicht ausgeschnitten.

Dieses ist die größte Phoke, sie erreicht eine Länge von 25 bis 30 Fuß, und einen Körperumfang von 15 bis 18 Fuß.

Die Rüsselphoke lebt auf der südlichen Halbkugel, an den südlichen Gestaden von Neu-Holland, besonders auf der Insel King, an der Meerenge von Baß und den Küsten von Neu-Seeland, wo sie ein Gegenstand eines einträglichen Fanges ist.

Sie scheuet große Hitze wie große Kälte, und wandert daher von Norden nach Süden, in den südlichen Breiten zwischen dem 35. bis 55. Grad, indem sie im Winter der südlichen Halbkugel nordwärts ziehen, im



Gemeiner Seehund. *Phoca vitulina.* *Phoque commun.*



Geringelter Seehund. *Phoca annellata.* *Phoque annelée.*



Rüssel-Seehund. *Phoca proboscidea.* *Phoque à trompe.*

Sommer aber wieder südlich. Auf den nördlichsten Inseln, welche zwischen diesen Breitegraden liegen, kommen die Weibchen am Ende des Juni an. So finden sie sich auf der Insel King um diese Zeit oft in ungeheurer Menge ein, und lagern sich auf dem Sande, eine Strecke vom Ufer entfernt, um Junge zu werfen. Die Männchen liegen dann um die Weibchen herum.

Die Weibchen werfen nur ein Junges, welches bey seiner Geburt 4 bis 5 Fuß lang ist, und etwa 70 Pfund wiegt. Die Zeit des Säugens dauert 7 bis 8 Wochen, während welcher Zeit die Weibchen weder ins Meer gehen, noch fressen sollen. Sie säugen auf der Seite liegend, und die Männchen sind dann ganz unthätig. Die Jungen wachsen so schnell, daß sie in den ersten acht Tagen schon vier Fuß länger sind, und über 100 Pfund schwer werden. Da die Mutter nichts frißt, und doch so viel hergeben muß, so wird sie sehr mager. Am Ende des dritten Jahres hat die junge Phoke schon eine Länge von 18 bis 25 Fuß erreicht, und ist im vierten Jahre schon vollkommen erwachsen. Nach sechs bis sieben Wochen werden die Jungen von den Eltern ins Wasser geführt, und lernen schwimmen. Nun bleiben Alte und Junge etwa einen Monat im Wasser, und die Ersten erlangen bald ihre volle Kraft wieder, und werden so fett wie vorher. Dann begeben sie sich abermal ans Land, um sich zu begatten. Bey dieser Gelegenheit giebt es zwischen den Männchen fürchterliche Kämpfe, wobey auch die dreyjährigen Männchen mitkämpfen. Doch kämpft nur immer ein Männchen mit dem andern, und es giebt keinen allgemeinen Krieg, wie bey den Seebären. Ein solcher Kampf ist fast lächerlich anzusehen. Die Nebenbuhler schleppen sich schwerfällig umher, halten Rüssel gegen Rüssel, und fallen einer auf den andern, wobey es indeß große Wunden setzt; oft verlieren sie die Augen, und immer eine Menge Blut; doch sieht man selten einen auf dem Platze bleiben, und die Wunden heilen sehr schnell. Die Weibchen sehen diesen Kämpfen gleichgültig zu, der Sieger schwimmt stolz unter den Haufen, und wählt sich seine Weibchen, denen sich kein anderes Männchen nähern darf. Erst gegen die Begattungszeit erscheint bey den jungen Männchen der Rüssel. Die Tragezeit dauert etwas mehr als vier Monate, vom September bis Mitte Juni. Kurze Zeit nachdem die Jungen sich ans Wasser gewöhnt haben, wandert der größte Theil südlich, um den Sommer in etwas kühlern Gegenden zuzubringen, einige jedoch bleiben immer zurück.

Diese Robbe findet sich bloß an sandigen Ufern, am liebsten in der Nachbarschaft einer Flußmündung oder süßen Wassers; doch schlafen sie eben sowohl auf dem Lande als in der See, wobey immer einige wachen, um die andern bey Gefahr zu warnen. Ihr Gang ist ganz kriechend, wobey die Flossen nachhelfen; ihr Körper schlottert bey jeder Bewegung, wie eine ungeheure mit Gallerte angefüllte Blase, so dick ist die Schichte von ölichtem Speck, womit sie umhüllt sind. Alle 15 bis 20 Schritte halten sie wieder stille und ruhen aus, bey der Anstrengung des Gehens wird das sonst grünliche Auge blutroth. Dagegen schwimmen sie vortrefflich. Das Geschrey der Weibchen gleicht dem Brüllen eines starken Ochsen, das des Männchens, durch den Rüssel gedämpft, dem Geräusche eines sich gurgelnden Menschen. Wenn es sehr warm ist, überdecken sie ihren Körper mit den breiten Vorderflossen mit Sand, dann sehen sie Felsblöcken gleich. Die Sinnen sind nicht sehr fein; das Gesicht auf dem Lande blöde; auch das Gehör schlecht.

Es sind von Natur sanfte und verträgliche Thiere. Man kann ohne Furcht unter sie gehen, ja unter ihnen baden; auch lassen sie sich ganz zahm machen, so daß man auf sie steigen, ihnen den Arm in den Mund stecken, und an einen Ruf gewöhnen kann. Sie scheinen höchstens 30 Jahre alt zu werden, wie auch die Zeit ihres Wachsthums beweist. Sie scheinen sich hauptsächlich von Weichthieren und von Seegras zu ernähren; man findet in ihrem Magen meist Ueberbleibsel von sogenannten Dintenfischen, Meerpflanzen, auch Steine.

Die Rüsselphoken haben im stürmischen Meere mehrere Zufälle zu fürchten, bisweilen werden sie von Stürmen an die Felsen geschleudert und zerschmettert. Bisweilen sieht man sie ganz erschrocken, schnell aus dem Grunde des Meeres heraufkommen, mit großen Wunden bedeckt. Sie müssen hier von furchtbaren unbekannten Feinden angefallen werden. Ihr furchtbarster Feind aber ist der Mensch. Stranden sie, durch Stürme oder Ströme getrieben, an der Küste von Neuholland oder von Diemensland, so werden sie von den Wilden umgebracht. Noch mehr aber, die Engländer haben sich ihrer Zufluchtsörter bemächtigt, und durch ungeheure Metzeleien die Zahl dieser Thiere schon sehr vermindert. Man tödtet sie durch eine 12 bis 14 Fuß lange Lanze, welche man dem Thiere im Augenblick, wo es, um vorwärts zu gehen, die linke Vorderflosse aufhebt, in's Herz stößt, wo es sich sogleich

verblutet. Die Fänger sind darin so geübt, daß sie selten das Herz fehlen. Aller Vertheidigungsmittel beraubt muß das ungeheure Thier unterliegen, denn auch seine schrecklichen Fangzähne kann es nur ungeschickt brauchen; doch muß man sich vor ihnen in Acht nehmen, sonst fallen sie mit dem Körper auf ihren Feind, und zerquetschen ihn. Das Fleisch ist unschmackhaft und thranig, daher fast ungenießbar; das Fett hingegen ist vortrefflich zu verschiedenem Gebrauch. Auch die Haut wird besonders geschätzt, man braucht sie zu verschiedenen Geräthschaften, Pferdegeschirr, Kofferbeschlägen. Von einem großen Thier kann man bis 1500 Pfund Fett bekommen. Dieses Fett ist wie Butter zu gebrauchen, ohne Nebengeschmack, und brennt vortrefflich. Bereits sind vier bis fünf Inseln zur regelmäßigen Fischerei auf diese Thiere eingerichtet. So wird diese große Phokengattung auf einmal auf allen Punkten angegriffen; der Fang ist so leicht und ergiebig, daß sich voraussehen läßt, daß die Gewinnsucht der Menschen in kurzer Zeit die ganze Art ausrotten wird, was auch mit der Zeit in Hinsicht der Wallfische geschehen kann, welche bereits viel seltener geworden sind, obschon ihr Fang weit mehr Schwierigkeiten hat.

(Abbildung nach Peron.)

Zu den ungeöhrten Phoken gehören folgende Arten. Der Seelöwe, Phoca Ansonii oder leonina; Vaterland die Südküste von Amerika, die Insel Georgien, die Malouinen und Feuerland, auch Patagonien. Die Byronische Phoke, Phoca Byronii; auf Tinian, den Ladronen und Marianen. Die Klappmütze, Phoca cristata; in Grönland. Die Münchphoke, Phoca monachus; im adriatischen Meere. Der bärtige Seehund, Phoca barbata; Island, Grönland, die Orkaden. Der Eilandsseehund, Phoca scopulicola; Island. Der weißzehige Seehund, Phoca lencopla; Island, Grönland. Der Grönländische Seehund, Phoca groenlandica; Island, Grönland. Der rauhe Seehund, Phoca Halichoerus; Island, Grönland. Der Hasenseehund, Phoca leporina? im weißen Meer, auch bey Spitzbergen und Island. Kleinklauiger Seehund, Phoca leptonix; in dem Südmeere. Der weißschwänzige Seehund, Phoca lagura; Vaterland unbekannt. Der Coxische Seehund, Phoca Coxii? Insel Amsterdam und St. Paul. (Etwa 20 Fuß lang). Ungewisse Arten sind: Phoca sericea, fasciata, lupina, longicollis, punctata, maculata, nigra und tigrina. Ueberhaupt ist diese Gattung noch sehr verwirrt, weil Alter und Jahrszeit die Farben gar sehr ändern.

Von den eigentlichen Seehunden hat man in neuern Zeiten diejenigen Arten getrennt, welche kleine äußere Ohren haben. Sie haben überdem oben 6, unten 4 Vorderzähne. Die Backenzähne sind alle einfach konisch. Die Schwimmhäute der Hinterfüße verlängern sich lappenförmig über die meist kleinen und platten Nägel. Die Haare sind länger als an den eigentlchen Seehunden.

Es giebt unter ihnen große und starke Thiere, deren Lebensart aber noch wenig bekannt ist. Man hat von ihnen noch keine guten und treuen Abbildungen. In den neuen systematischen Schriften heißen sie geöhrte Seehunde. Otaria.

Es gehören dahin der zottige Seelöwe, Phoca jubata. Das Männchen zeichnet sich durch eine lange Mähne am Hals aus, und wird 10 bis 12 Fuß lang. Sie leben gesellig auf Kamtschatka, den Malouinen, den Kurilen und an der Küste von Patagonien.

Der Seebär, Phoca ursina. Wird 6 Fuß lang. Lebt in den Meeren von Kamtschatka, Staatenland, der Südspitze von Amerika, Neuholland und Van Diemensland. Ebenfalls gesellig.

Der kleine Seehund, Phoca pusilla; (Phoca Peronii.) am Cap?

Der gekrönte Seehund, Phoca coronata; Vaterland?

Der graue Seehund, Phoca cinerea; Küsten der Insel Deeres unterm 36 Grad südlicher Breite, Napoleonsland und Neuholland.

Weißhalsiger Seehund, Phoca albicollis; auf der Insel Eugenia, in der Nähe von Neuholland unterm 32 Grad südlicher Breite.

Gelblicher Seehund, Phoca flavescens; in der Magelhansstraße.

Falklandischer Seehund, Phoca falklandica; an den Falklands- und Malouinen-Inseln.



1/30



Das Wallross.
Trichechus Rosmarus.
Morse cheval-marin.

Auch die geöhrten Seehunde oder Otarien sind noch nicht gehörig bestimmt, und erfordern noch viele Untersuchungen.

Seehunde waren auch in der alten Welt anzutreffen, wie Cüvier beweist; doch finden sich ihre Ueberbleibsel selten, und es sind nur zwey Arten bekannt.

2te Gatt. Wallroß. Trichechus. Morse.

Oben nur zwey Vorderzähne, unten gar keine; diese Zähne sind sehr klein, und nur bey jungen Thieren anzutreffen, sie haben die Form von Backenzähnen. Die Eckzähne, deren ebenfalls nur zwey in der obern Kinnlade stehen, sind sehr groß, länger als der Kopf, seitlich zusammengedrückt, nach unten gebogen, die Spitze stumpf. Das Elfenbein davon ist körnig, sehr hart, und besteht nicht aus krummen sich kreuzenden Streifen, wie beim Elephanten. Backenzähne sind 5 auf jeder Seite, oben und unten. Sie sind fast walzenförmig, mit einfacher schief abgestutzter Krone, und sehr klein, der dritte ist der größte, der fünfte der kleinste; die untern sind von derselben Form, nehmen aber an Größe vom vordersten bis zum hintersten immer ab.

Der Körper ist lang und kegelförmig, wie bey den Seehunden. Der Kopf rund; die Schnauze sehr aufgetrieben und dick. Keine äußere Ohren. Der Schwanz sehr kurz. Die Vorderfüße wie bey den Seehunden, mit fünf kurzen Klauen. Die Hinterbeine liegen ganz horizontal der Länge nach am Körper, mit fünf durch eine Haut vereinigten Zehen; die äußeren sind länger.

Taf. 96. Das Wallroß. Trichechus rosmarus.

Morse cheval marin.

Der Kopf ist mittelmäßig groß, rund, stumpf. Die Nasenlöcher halbmondförmig. Die Kieferknochen und der vordere Theil des Kopfes sehr aufgetrieben. Schnurrbarthaare glatt, fast linienbreit, und an der Wurzel eine Drittel-Linie dick. Sie stehen in Vertiefungen an der Oberlippe sehr nahe an einander. Der Mund ist klein. Die Oberkinnlade mit nach unten gekrümmten Hauern, von oft zwey Fuß Länge, versehen. Die Augen sind klein und glänzend; die Ohröffnung steht weit nach hinten. Der Körper ist am dicksten bey der Brust, dann wird er immer dünner bis zum Schwanz, welcher verhältnißmäßig länger als bey den Seehunden ist. Der Hals ist kurz und dick. Die Haut sehr dick, schleimig, schwärzlich, mit sehr wenig kurzen, steifen, rostfarben oder braunen Haaren, welche an den Schenkeln deutlicher sind, als am übrigen Körper. Die hintern Beine sind sehr breit. Am Bauche stehen 4 Säugewarzen.

Die Länge eines Wallrosses beträgt bis zu 15 Fuß; der Umfang des Körpers 10 bis 12 Fuß.

Dieses gewaltige Thier lebt häufig im atlantischen Meer innert dem Polarkreise, und auf der südlichen Halbkugel, ebenfalls innert dem Polarkreise. Es ist zwar noch etwas zweifelhaft, ob das südliche und das nördliche Wallroß ein und dieselbe Art sey.

Sie sind häufig auf Spitzbergen, seltener an der Küste von Grönland, an der Hudsonsbay und bey Neu-Semlia. Cook traf auch solche an der Küste der Tschukschen an. Eben so finden sie sich an den Magdalenen Inseln und im Golfe St. Lorenz.

Man sieht sie gewöhnlich in großen Schaaren beysammen auf dem Eise liegen. Es sind harmlose Geschöpfe, so lange sie nicht angegriffen oder beleidigt werden. Dann aber werden sie wüthend und sehr rachsüchtig. Werden sie angegriffen, so sorgen die Weibchen zuerst für ihre Jungen, welche sie in die See werfen, und sich ihnen nachstürzen; haben sie aber diese in Sicherheit gebracht, so kehren sie zurück, um sich zu rächen. Bisweilen fallen sie mit ihren Zähnen die Boote an, um sie umzuwerfen, oder fahren in großer Zahl darunter weg, um sie zu überstürzen. Dabey brüllen sie fürchterlich und knirrschen mit den Zähnen. Sie zeigen eine große Anhänglichkeit an einander, und stehen sich gegenseitig in Gefahren bey. Pennant erzählt, man habe gesehen ein verwundetes

Wallroß untertauchen, plötzlich wieder emporkommen, und eine Menge anderer mit sich bringen, die einen gemeinschaftlichen Angriff auf das Boot thaten, aus welchem das erste verwundet worden.

In frühern Zeiten, ehe sie so sehr verfolgt wurden, soll man oft tausende beysammen angetroffen haben. Man sucht des Nachts mit Hunden auf das Eis zu kommen, um diejenigen, welche weiter vom Ufer entfernt liegen, tiefer gegen das Land hinein zu jagen, wo man sie dann leicht tödten kann. Man zieht den getödteten die Haut ab, schneidet das Fett weg und siedet Oel daraus. Die Haut wird in Streifen geschnitten, und in Amerika zu Wagenschienen gebraucht; in England siedet man Leim daraus.

Bisweilen greifen sie die Boote bloß aus Muthwillen an, wodurch diese in große Gefahr gerathen. Sind ihrer sehr viele, so ist es schwer sie abzuwehren. Das Fett ist anfangs süß, wie Mark, in wenig Tagen aber wird es ranzig. Eingesalzen hält es sich länger. Das magere Fleisch ist grob, schwarz, und von wildem Geschmack; das Herz dagegen soll gut schmecken. Das ausgelassene Fett giebt ein Oel, welches sehr gut in Lampen brennt. Die Zähne sind ein vortreffliches Elfenbein, härter als das von Elephanten, und haben den Vorzug, daß sie nicht gelb werden, wie das Elfenbein. Man braucht sie zu allerley Drechslerarbeiten mit großem Vortheil; auch zu Verfertigung falscher Zähne.

Cook erzählt, sie haben bey neblichtem Wetter durch ihr lautes Gebrüll seinem Schiffsvolke die Nähe des Eises angezeigt. Nie habe man die ganze Heerde schlafend angetroffen, sondern einige hätten immer gewacht. Näherte sich ihnen ein Boot, so weckten diese die Schlafenden schnell auf, und der Lärm pflanzte sich schnell fort. Gab man Feuer auf sie, so stürzte die ganze Heerde ins Wasser. Wurde ein Stück nicht tödtlich verwundet, so war es meist nicht zu erhalten. Das Schießgewehr fürchten sie sehr. Das Weibchen vertheidigt sein Junges mit Wuth, und setzt selbst sein eigenes Leben auf dessen Rettung. Das Junge verläßt dagegen auch die todte Mutter nicht, und wird dem Menschen zu sicherer Beute. Die Grönländer tödten sie auch mit Harpunen, wie die Seehunde. Ein Wallroß wiegt 1500 bis 2000 Pfund, und giebt ein bis zwey Tonnen Oel. Ein Zahn kann 10 bis 30 Pfund wägen.

Außer dem Menschen haben sie Feinde am weißen Bären, dem sie aber mit ihren Hauern oft tiefe Wunden schlagen, und ihn meist zum Rückzuge zwingen.

Die Wallrosse leben wahrscheinlich mehr von Vegetabilien, als von Fischen, besonders scheint Seetang ihre Hauptnahrung auszumachen. Krebse und Schalthiere werden vielleicht auch von ihnen gefressen.

Die Weibchen werfen ihr Junges, welches bey der Geburt die Größe eines jährigen Schweines hat, im Winter auf dem Lande oder auf dem Eise. Wie lange sie tragen ist unbekannt.

(Abbildung nach Blumenbach und Schmid.)